
3 1761 07165137 6





OTTO BRAUN ALS SIEBZEHNJÄHRIGER

OTTO BRAUN

AUS NACHGELASSENEN SCHRIFTEN EINES FRÜHVOLLENDETEN

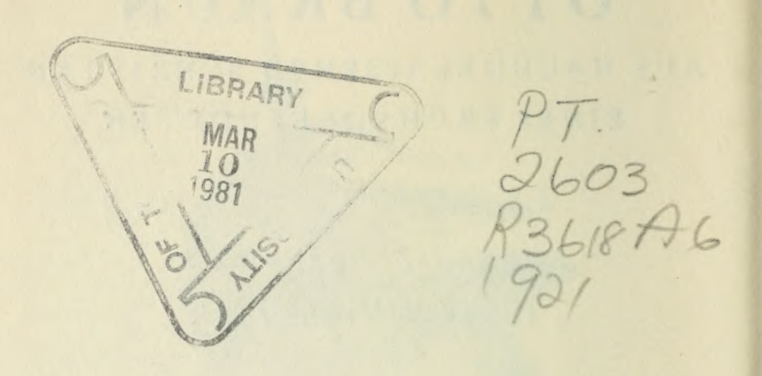
HERAUSGEGEBEN VON

JULIE VOGELSTEIN

MIT DREI BILDERN

IM INSEL-VERLAG / LEIPZIG

1921


LIBRARY
MAR
10
1981
OF T
SITY
PT.
2603
R3618A6
1921



EINFÜHRUNG

*„Ach! Daß schon so frühe das schöne Bildnis der Erde
Fehlen soll! die breit und weit am Gemeinen sich freuet."*
Goethe, Achilleis.

NOCH nicht einundzwanzigjährig fiel Otto Braun im Frühling 1918. Eine kleine Auswahl seiner Gedichte, Auszüge aus Tagebüchern und Briefen sind in diesem Buche als erste Lese gesammelt.*

Aufzeichnungen und Schriften eines Kindes und eines kaum gereiften Jünglings, was können sie mehr bedeuten als ein blasses, mattes Bild, dem erst die Liebe des Betrachtenden

* Im Nachlaß fanden sich außer historischen, philosophischen, staatspolitischen und militärischen Arbeiten größeren und kleineren Umfanges — zum Teil vollendet, zum Teil unabgeschlossen oder nur als vorbereitendes Material — ein Romanfragment, zahlreiche Dichtungen und in sechsundzwanzig Tagebüchern regelmäßige Aufzeichnungen vom siebenten Lebensjahre bis zwei Tage vor seinem Tode. Aus diesen Schriften und mehr als tausend Briefen, die zur Verfügung standen, haben sein Vater und ich in gemeinsamer Arbeit die vorliegende Auswahl getroffen. Bei der Fülle des Materials und der Notwendigkeit der Begrenzung mußten wir uns auf das äußerste beschränken.
Keine der Aufzeichnungen ist jemals für eine Veröffentlichung bestimmt gewesen, ja Otto Braun war geradezu entrüstet, als eines seiner Gedichte, während er im Felde war, in einer Zeitschrift abgedruckt wurde. Müssen schon die Dichtungen als Äußerungen angesehen werden, die er, ohne an Leser zu denken, aus innerer Notwendigkeit niederschrieb, so gilt dies noch viel mehr von seinen Tagebuchblättern. „Um mir Rechenschaft zu geben, . . . um ganz ehrlich zu sein mir gegenüber", mit diesen Worten kennzeichnet er einmal sein Bedürfnis nach dieser Art von Beichte. Trotz ihrer unliterarischen Form erachteten wir Treue in der Wiedergabe der Handschriften als geboten und erlaubten uns nur, offensichtliche Schreibfehler zu berichtigen.

und die eigene Erinnerung Farbe und Leuchtkraft verleiht? Je schwellender die Knospe, je duftiger die halberschlossene Blüte, um so fahler erscheint das leblose Abbild. Wie ließe sich der Frühling aus getrockneten Blumen ahnen! Wie das Werden und Wachsen aus Worten eines Knaben verstehen! Im Kreise der Nächsten, Vertrauten mag der Eindruck des lebendigen Seins fortwirken und sich am Geringfügigen erneuen, dem Fremden bleibt Schatten und Schall, was er nicht im Werk erschaut, was ihm nicht im Rhythmus der Taten vernehmbar wird.

Viele Verheißungen gingen dahin. Deutschland ist arm geworden an jungen Hoffnungen. Verwirrung rings und Zweifel, Bangen und Schwanken. In eigener Werdenot, in irrer Öde, was soll uns da das lieblich-wehmütige Bild eines geknickten Blütenreises? Das Heute muß vorwärts, muß weiter, ihm bleibt nicht Zeit zu trauern und zu klagen. Nein, wäre Otto Braun nur Verheißung und Versprechung, nur ein großes Erwarten, dem ein Gott Erfüllung versagte, wir würden in der Stille unseres Herzens um ihn weinen, und nichts könnte uns bewegen, das heilige Geheimnis unseres Leides zu verraten. Aber er steht da als geschlossene Gestalt, fest in Wuchs und Form, frei und vollendet in sich, und ruft uns gebieterisch auf, den Vorhang hinwegzuziehen, der ihn der Welt verhüllt, und was sich wenigen offenbart, allen zu teil werden zu lassen.

Die Aufzeichnungen führen den Weg vom siebenjährigen Kinde zum fast einundzwanzigjährigen, in Krieg und Leid erstarkten Manne. Sein rastloses Schreiten mag mit Erstaunen erfüllen. Wunderbarer aber ist das Erlebnis des unwandelbaren Seins, des in allem Werden und Wachsen unbeirrten Wesens, das sich schon im Knaben zu eigenstem Gebilde formt: bei reichster Entwicklung unverbrüchliche innere Einheit. Kindlich war er bis zuletzt und doch von männlichem Ernst während er noch mit Zinnsoldaten spielt. Denn einer großen Bestimmung ist er sich von früh an bewußt. Daß er sich berufen glaubt, Hohes zu leisten, gibt dem kleinen Knaben schon Verantwortung und angespannten

Willen. Noch kennt er seine Aufgabe nicht, und dennoch weiß er sich für sie zu bereiten. Alle Begabungen und Fähigkeiten gelten ihm als Forderungen. Keine verführt ihn, jede weist ihn höher. Leichtes Gelingen ruft ihn auf, die Ziele weiter und schwieriger zu setzen. Er hält sich rein für seine Berufung, der er demütig dient.

Also ein Frommer? Ein Heiliger? Ja, wenn das Wort auch einen Kämpfer bezeichnet, einen Streiter für das Erdenleben, das er liebt wie der Künstler seinen Marmor. Wirken ist ihm Lust. Kühn blickt er in die Welt. Von milder Duldsamkeit weiß er nichts. Ehern, fast hart ist sein Vergeltungsglaube. Daß auch schuldloses Vergehen Sühne heische, bleibt ihm unbeugsames Gesetz, dessen Macht er selbst in herben Schmerzen anerkennt, mitleidslos gegen sich und andere.

Elementarisch und genährt mit bester Kultur, als leidenschaftliches Herz allem Erleben hingegeben, als Dichter versenkt in Schauen und Träumen, selig untertauchend in Großem und Schönem der Zeiten, blickt er ruhig und unbewegt auf alles, was sich seiner Erkenntnis darbietet. Feindliche Welten sind in ihm vermählt: Umsturz und Überlieferung; Feuer und sachliche Kühle; unbegrenzter Drang und sicheres Maß; rasches Erfliegen und emsiges Ergraben.

Einen großen Gegenstand hat er vor Augen, an dem alle Kräfte wirken sollen: den Staat. Staat ist ihm das Allumfassende, alles Leben des Volkes Insichschließende. Ihn mitzugestalten, regt sich sein Schaffenstrieb von Kindheit an. Und eifrig rüstet er sich zum Werk. Ursprung und Wesen sucht er zu ergründen. Ob es gilt, die Gebilde und Theorien der Staatsformen zu durchforschen, ob die philosophischen Systeme griechischer Denker, ob die Geschicke Italiens, oder ob er die Lieder und Spiele deutscher Frühblüte und die Dichtungen Griechenlands sich zu eigen macht, immer schöpft er aus den Quellen und scheut keine Mühe, dahin vorzudringen. Je brennender mit den Jahren sein Verlangen nach fruchtbarer Betätigung wird, um so hingebender fördert er seine Arbeit über den Staat[1] durch Studien zur Geschichte von Religion und Kunst, von Wirtschaft und Recht, von

Verfassung und Verwaltung. Noch in den letzten Monaten erfüllt ihn der Plan zu einer mehrbändigen Ausgestaltung.[2] Er entwirft den Aufbau bis ins einzelne.

Und zugleich sieht er Aphroditens Gewand im Morgenduft und dichtet inbrünstige Gesänge und Gebete den Göttern. Polytheist nannte er sich. Jedes war ihm ein Wesen, ein eigenes Sein. Nicht nur das Fünklein Gottheit erblickte er allüberall, nein, gotthafte Gestalt, göttlichen Leib in Natur und Schicksal, in Erscheinung und Ahnung.

Vielen strahlte sein Wesen ins Herz, viele erquickten sich an seiner freien, warmsprudelnden Lebendigkeit. Und dennoch hielt er sich geheim. Nur zweien Menschen erschloß er sich rückhaltlos: Vater und Mutter. Diese aber ließ er auf den Grund der Seele sehen, vor diesen kannte er nicht Scham noch Scheu. Als die Mutter starb und im letzten Willen ihm ihre Freundin zur Pflegemutter bestimmte, da gab er sich mir mit reinem Vertrauen. Kurz vor seinem Scheiden sprach er es aus, wie ihm, dem Unbedingten, dieses restlose Daheimsein Notwendigkeit war und bliebe.

Oft beschäftigte ihn seine „Wende“, die innere Begegnung mit dem Griechentum, die Bekehrung vom Barock zur Klassik, vom Titanischen zum Glauben an das Göttliche. Was dieser Umkehr Anlaß war, erzählen die Tagebuchblätter. In seinem letzten Sommer aber hat er ihre wahre Bedeutung klar erkannt: die Fülle drängte zur Form. Einst schien ihm Schöngebildetes, in sich Befriedetes arm an Leben und Kampf; mit den klassizistischen Werken, deren Hohlheit er durchschaute, verwarf er auch die klassischen. Nicht im künstlerischen Gebilde lernte er den aus dem Streit geborenen Schönheitsadel zuerst verstehen und verehren. Aus eigener Überkraft erwuchs ihm der Drang nach Beherrschung, die Sehnsucht zur Einheit des Widerstrebenden, zur Klassik.

Und er, der von Wirkenslust und Tatenmut geschwellt war, er schrieb, wie einst als dreizehnjähriger Knabe, zur letzten Weihnacht in sein Tagebuch: „Ein Mensch ist ja nicht wertvoll weder um seiner Worte noch um seiner Taten willen, sondern nur um dessentwillen, was er wirklich und wahr-

haftig ist.“ Und er endet sein Bekenntnis mit dem Glaubensspruch: „Das vollkommene Mensch-Werden bis zur Vollendung des Daseins, das ist nur in Einem möglich, in der vollkommenen und göttlichen Liebe.“

Tönt nicht Hölderlins Verheißung zu uns:

„Wer so liebte, gehet, er muß,
Gehet zu Göttern die Bahn.“

J. V.

Biographische Notiz

OTTO BRAUN ist am 27. Juni 1897 als Sohn von Dr. Heinrich Braun und Lily Braun zu Berlin geboren. Wie er erwartet und empfangen wurde, das klingt aus dem Hymnus an den Goldenen Herbst in den Erinnerungen seiner Mutter wider.[3] Nachdem er seine Kindheit und erste Schulzeit in Berlin verlebt hatte, kam er 1907 in die freie Schulgemeinde Wickersdorf, wo er länger als ein Jahr blieb. Nur kurze Zeit besuchte er nach seiner Heimkehr ein Berliner Gymnasium. Welchen Eindruck seine Begabung schon damals auf Pädagogen machte, läßt die im Anhang abgedruckte Eingabe an das Kultusministerium erkennen.[4]

Seine weitere Ausbildung wurde Privatlehrern anvertraut.[5] Im elterlichen Haus und Garten wuchs er in freier Natürlichkeit auf. Reisen und der fast allsommerliche Aufenthalt in einem stillen Bergort förderten seine Entfaltung.

Bei Ausbruch des Krieges meldete sich der kaum Siebzehnjährige und trat im September 1914 ins Heer. Bis zu seiner Verwundung im November 1916 nahm er an allen Kämpfen seiner Truppe im Osten teil. Durch Beschädigung und monatelange Lähmung des Armes am Kriegsdienst verhindert, arbeitete er fast ein Jahr in der Militärstelle des Auswärtigen Amtes. Doch kaum war seine Verwundung geheilt, als es ihn wieder hinaustrieb zur Verteidigung des Vaterlandes. Bei Marcelcave im Nordosten Frankreichs endete am 29. April 1918 ein Granatvolltreffer sein Leben. Er wurde von den Jägern seiner Kompagnie auf den Ehrenfriedhof zu Chuignolles bestattet. Nach dem Kriege soll seine Asche, vereint mit der seiner Mutter, im väterlichen Garten unter alten Eichen ruhen.

ERSTER ABSCHNITT

*

AUS

TAGEBÜCHERN UND BRIEFEN
DES NEUN- BIS DREIZEHNJÄHRIGEN

Vorbemerkung

VOM neunten Lebensjahre[6] bis nahe an die große Wende des kaum Vierzehnjährigen führt das erste Stück Weges. Wie sich im Kinde schon das Wesen offenbart, wird dem Feinsichtigen beim Lesen dieser Blätter nicht entgehen. Kindlich und kunstlos, rasch hingeworfen und oft sich übersprudelnd, sind sie reine Äußerungen des Naturhaften und müssen als solche aufgenommen werden. Dann erblickt man Otto Braun in seiner Grundgestalt und folgt mit freudigem Staunen der bildenden, sich selbst meißelnden Hand des Knaben. Alle lebendigen Kräfte wirken vereint, und ein emsiger Arbeits- ja Schaffenstrieb stellt sie in den Dienst der Selbstbeherrschung und Selbstgestaltung. Früh regt sich das Einsamkeitsbedürfnis des dichterischen Gemütes, früh kostet er die Seligkeit des stillen Sichversenkens. Und in aller Wildheit seiner Kinderjahre erschließt er sich aus eigenem schmerzvollen Erleben die Weisheit vom Segen des Leides.

Tagebuch, 13. Januar 1907

WIR führten den Gehörnten Siegfried auf. Es klappte alles, und die Beiden [Spielgefährten] gingen vergnügt weg. Ich habe ungefähr siebzehn Kulissen, diese lagen auf der Erde bunt durcheinander. Da befahl mir Anna, als ob sie meine Beherrscherin wäre, „packe jetzt alles vollkommen ordentlich, jedes in seinen Kasten ein, ich muß morgen reinemachen. Was nicht eingepackt ist, fege ich aus!!" Ich fühlte in diesem Moment erst richtig, daß Befehlen und Befehlen und Gehorchen und Gehorchen ganz verschiedene Dinge sind. Früher vertrat ich immer den Standpunkt des Fortunat, wollte zwar schon immer hochkommen, aber eben auf Fortunats Wegen. Jetzt merke ich erst, daß ich nicht dazu gemacht bin, zu dienen. Das Befehlen ist mir angeboren. Ich fühle, ich werde einmal etwas Großes werden. Aber stolz will ich nicht werden, alle himmlischen Gewalten behüten mich davor! Unter anderem gaben mir Träume Gewißheit darüber.

An die Mutter *Wickersdorf, 6. Februar 1908*

Oh, ich sage Dir, ich freue mich so unsäglich, so ungeheuer, ich kann Dir gar nicht beschreiben wie! Und weshalb? Weil ich das Blut meines Ahnherrn zum ersten Male in meinen Adern aufwallen und sprudeln fühle, weil meine Faust sich zusammenpreßt, um in jedem Moment auf den Nacken meiner Gegner niederzusausen. Ist das nicht ein erhebendes Gefühl? Nun, ich will Dir erzählen: W..., dieser Hund, dieser Teufel, dieser zwanzigfache Voltaire im Charakter, diese Verkörperung aller Intrigen, hat die schlimmsten Geschichten über P. und A. vorerzählt und vorgelogen ...

An die Mutter *Wickersdorf, 8. März 1908*

Gestern habe ich zu meiner unbeschreiblichen Freude nachgerechnet, daß ich Ostern mit der Geschichte der Philosophie vom Altertum fertig bin. Mein Geld, welches ich durch die Marken bekommen habe, ermöglicht es mir, die Geschichte der mittleren oder patristischen Philosophie selbst zu kaufen. Dann habe ich ungefähr noch 4 Mark. Dafür kaufe ich mir Reclams und Leibnizkeks und Romantiker. Ich werde sie mir bald bestellen, weil es immer so lange dauert, bis sie kommen. Meine Osterwünsche sind folgende: Chinesische Gedichte; Hyperion von Hölderlin; Müllner, Der 29. Februar; Werner, Der 24. Februar; Aristoteles[7], Die Poetik; Aristoteles, Die Verfassung von Athen; Theokrit, Gedichte; Hafis, Persische Gedichte . . .

An die Mutter *Wickersdorf (Frühling 1908)*

Ich schreibe Dir schon einige Geburtstagswünsche, weil ich sie sonst doch vergesse. Die Hauptsache ist – Geld. Du wirst erschrecken, wenn Du es hörst, aber es ist so. Ich will mir nämlich einige schöne Bücher kaufen, die aber sehr teuer sind. Schreibe mir bitte, wieviel Geld ich zu Hause habe. Zu Deinem nächsten Geburtstag schicke ich Dir zum Dank (auch wenn Du mir das Geld nicht schenkst, ich habe immer genug zu danken!) die Cottasche Goethe-Ausgabe. Ach Mama, Du kannst Dir gar nicht denken, wie entsetzlich es ist, in Untätigkeit und Arbeitslosigkeit zu verharren. Nein, Untätigkeit ist nicht der richtige Ausdruck, denn ich arbeite jetzt sehr viel außer der Schule, besonders dichte ich, schreibe Abhandlungen und Stimmungen, immer in der leisen Hoffnung, daß endlich der Tag kommen möchte, an dem ich mir mein Brot verdienen kann, und im stillen beneide ich die armen Fabrikkinder, welche sich schon selber ihr Leben fristen.[8] Aber noch ist für mich die Zeit nicht gekommen, daß ich in das Leben eintreten, daß ich den großen Schritt vom Jüngling zum Mann tun werde. Denn das ist der Unterschied zwischen Jüngling und Mann, daß der Mann kämpft und der Jüngling das Erkämpfte genießt. O, wenn ich doch

schon kämpfen, erwerben könnte! Dann würde ich Dir goldene Paläste bauen zum Dank dafür, daß Du mich geboren und erzogen hast, und Dir die Welt zu Füßen legen, auf daß Du sie regierst und sie lenkst nach Deinem und der Gottheit Willen. Arbeit ist mein Paradies und meine Seligkeit. Der Goethe ist kein so großes Geschenk, denn das Geld dazu ist erspart, nicht erobert. Doch etwas Schönes ist daran, das ist die Liebe und die Hoffnung auf Zeiten, wo ich Dir ein solches Geschenk aus erarbeitetem Gelde machen kann. Bitte schicke mir deshalb den Tisch und die Stühle nicht, denn anstatt der Arbeit soll wenigstens die Entbehrung eintreten. Ich möchte Dir jeden Tag einen ebenso langen und liebevollen Brief schreiben wie jetzt, Stoff habe ich genug. Ich glaube, daß ich am heutigen Tage einen Schritt aufwärts gestiegen bin auf dem Lebenspfade, und zwar zu dem Punkte, wo man rein und wahr lieben lernt.

An die Mutter *Wickersdorf (Frühling 1908)*

Herzlichen Dank für Deinen Brief, Deine Karten und besonders für Dein Buch.[9] Es ist prachtvoll, es hat mich gefreut, freut mich und wird mich freuen, ich hoffe mein Leben lang. Es ist das Schönste, was Du mir hättest schenken können. Ich bin schon fast damit zu Ende, denn jede freie Minute, jede Pause und jede Freizeit lese ich darin. Aber nicht im Zimmer kann ich es lesen, sondern nur in Gottes freier Natur, in dieser Natur, die jeden nicht ganz stumpfsinnigen Menschen zum Dichter macht, in dieser Natur, in der allein das Abbild alles Guten und Schönen liegt, ja da, nur da kann ich es lesen. Und daß Du dieses Buch hinter den Steinmauern einer rauchenden, stinkenden Großstadt schreiben konntest, das wird Dir schwerlich einer nachtun. Wir können es nur in der Natur lesen und verstehen, und Du, Du kannst es hinter Großstadtmauern schreiben!

Aber eines mißfällt mir. Warum mußtest Du gerade das scheußlichste Bild, das es von Jerome gibt, wählen? Dieses Bild straft ja alle Deine Erzähungen von ihm, auch die der fröhlichen Operette, Lügen. Ein strenges, ehrfurchtgebietendes

Antlitz, Nase und Augen gegen den häßlichen, breitwulstigen und platten Mund lebhaft abstechend, kurzes, gescheiteltes Haar, die Generalsuniform fast zu eng und oben am Halse steif zugeknöpft; wenn das Dein und der fröhlichen Operette Jerome ist, dann hat einer, der Maler oder Ihr, sich deftig geirrt.

An die Eltern *Wickersdorf (Frühling 1908)*

. . . Es war an einem Gewitterabend ziemlich spät, da stellte ich mich ans Fenster und dichtete und schrieb. Und die Blitze zuckten, und der Donner heulte, und der Regen lief, und es war prachtvoll. Ich freue mich unbeschreiblich auf die Berge, alle meine Gedanken richten sich dorthin, wo majestätische Größe, erhabene Schönheit, Einsamkeit und ländliche Stille sich vereinigen.

Tagebuch, 1. Juli 1908 (Obergrainau)

. . . Heute gingen wir in die Höllentalklamm, welche mir einen Eindruck wie noch nie machte. Die gewaltigen Felsen, der schäumende Bach, der sich nicht selten voll Wut in die engen Klammwände einzwängen muß und dann hoch, sehr hoch seinen Gischt in namenloser Erregung schäumen läßt, dann wieder, wenn die Schlucht breiter wird, ruhiger fließt oder mutwillig wie ein junges Füllen über die sich ihm entgegenstemmenden Steine springt.

Tagebuch, 20. Juli 1908

Morgens 9 Uhr fuhren wir mit der Eilpost über Nassereit und Fernstein auf den Fernpaß. Fernstein ist ein hübsches kleines Schlößchen, ein netter Gasthof, ein See, wunderschön vom Wald umrahmt, in dem See eine Insel mit einer großen alten Ruine, der Siegmundsburg. Einsam und verlassen steht sie da, selten verirrt sich einer hin. Nur in einem alten Kahn kann man hingelangen, und den Weg zu ihr hinauf muß man sich durch dichtestes Gestrüpp selber bahnen.

Dann fuhren wir im Einspänner nach Obergrainau. Mir pochte das Herz vor Freude, als wir ankamen; ich hatte während der Tour immer Sehnsucht gehabt. Wir waren an vielen

schönen Orten vorbeigekommen, an Orten, die wirklich zu den schönsten Punkten Tirols gehören, aber ich habe Obergrainau zu lieb, als daß ich da hätte bleiben mögen.

Tagebuch, 22. Juli 1908

Schönes Wetter. Ich stellte mit meinen Soldaten eine große Parade fast fertig auf. Am Nachmittag gingen wir an den Badersee, wo wir Tristan und Isolde lasen. Es gefiel mir sehr. Die wundervolle Erzählung von Rivalin und Blancheflur ist allerdings ein ganz klein wenig zu süßlich, aber es ist wie bei Giotto, ein goldner Hintergrund für das dunkle Bild.

Tagebuch, 6. August 1908

Heute gingen wir morgens nach Garmisch, um Frau K. und O. abzuholen. Im Einspänner fuhren wir darauf zurück. Ich zeigte O. gleich alle meine Sachen, und wir waren sehr fröhlich. Aber die rechte Ferienstimmung war vorbei. Nicht mehr die Spaziergänge zum Badersee, auf denen wir uns so gut unterhielten, nicht mehr die stillen Abende und das Alpenglühen, bei dem wir ruhig den Weg zum Eibsee heraufgingen. Eine neue andere Stimmung hatte sich Platz gemacht. Sie gefiel mir aber lange nicht so gut wie die frühere. Traurig und doch fröhlich legte ich mich ins Bett. Das war der erste Tag, an dem ich mehr verloren als gewonnen hatte.

Tagebuch, 7. August 1908

Wir gingen mit den beiden in die Höllentalklamm. Sie konnte mich aber nicht so freuen wie das erste Mal. Ich fühlte es noch einmal, es war vorbei, vorbei mit m e i n e n Ferien. Am Abend fuhren wir weg von Obergrainau, hinweg von allem, was mir lieb und wert.

Tagebuch, 9. August 1908

Heute war der unselige Tag, wo ich Abschied nehmen mußte von Mama, von Bayern, von den Bergen, wo ich wieder zurück nach Wickersdorf mußte. Er war nicht sehr tränenreich, der Abschied, denn wenn ich wahre große Schmerzen

habe, leide ich sie im stillen und wage es nicht, damit an die Welt zu kommen. In der Eisenbahn las ich Selma Lagerlöfs Antichrist.

An die Mutter *Wickersdorf, 10. August 1908*

Ich habe nur drei Bücherfächer bekommen und deshalb über die Hälfte der Bücher in der Kiste. Ich bin ein wenig traurig, nein eigentlich gar nicht ein wenig, sondern sogar sehr. Ich war aber ruhig, sprach wenig, las viel und beherrschte mich. Das ist bei mir das Zeichen größten Schmerzes, wenn ich mich beherrsche. Wenn ich mich gehen lasse, ist es meistens nur ein kleiner Schmerz, bei dem ich es nicht für nötig erachte, mich zu beherrschen, und bei dem ich gern Theater spiele ... In fünfzig Tagen sehen wir uns wieder.

Die Bahnfahrt war sehr schön. Ich las den Antichrist, der mir ungeheuren Eindruck machte. Du arbeitest wohl jetzt immer recht viel? Hoffentlich bist Du nicht zu traurig. Ich habe mich in das Unabänderliche gefügt. „Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, rufet die Arme der Götter herbei." Grüße, bitte, meine lieben, lieben Berge und den Badersee.

An die Eltern *Wickersdorf, 30. August 1908*

... Ich habe furchtbar wenig Zeit zur Selbstarbeit. Ich fühle mich überhaupt nicht recht wohl, körperlich wie seelisch, doch ich will Euch nicht beunruhigen.

Nur noch vier Wochen, und die Freiheit lacht
Mich an, und ich kann schaffen, was mein Herz begehrt.
Arbeiten kann ich dann, o höchste Lust!
Und Liebe hab ich um mich her.
Was sind die andern Güter dieser Welt,
Wenn Freiheit nicht und Liebe schön sie krönt?
Es gibt nur wenig Menschen, die ich ganz
In meines Herzens tiefstem Grund versteh.
Ich dachte früher, ich verstünde viele,
Und mich verstünden sie,
Doch langsam ward ich von dem Wahn bekehrt. –
Ich weiß zwei Menschen, die in meinem Herzen

Die beste Burg ihr eigen nennen,
Sie stehet unbezwingbar, unbesiegbar da . . .
Aus fernen Zeiten leuchten mir die Großen
Wie goldne Sterne an dem Firmament.
Am liebsten sink ich in mein eignes Ich,
In meine eigne Seele still zurück
Und schweife in das Reich der Phantasie.
Oder ich denke über große Dinge,
Über Probleme dieser Wunderwelt.
Dies alles kann ich hier nicht, „keine Zeit!"
Das ist die Losung, denn sogar am Nachmittag
Ist Schule. Und das kleine bißchen Freizeit
Füllt man am liebsten doch mit Lesen aus . . .
Manchmal nur, alle Jubeljahr einmal
Kommt man dazu, still für sich hinzuträumen.
Und dann auch kommen schlechte Menschenkinder,
Die, unbesorgt um diesen Waldesfrieden,
Mit Kreischen und mit Lärmen einen stören . . .
In meinem Herzen sind noch manche Burgen,
Die fallen werden!

Zu Eurer Belehrung und meiner Beruhigung dienen diese Sprüche. Ich habe noch nicht eine Zeile an meinem Roman[10] weitergeschrieben.

An die Mutter *Wickersdorf, 2. September 1908*

So lange schrieb ich Dir nicht, weil ich immer auf eine bessere Stimmung wartete, aber sie kam nicht. Gestern wurde „Was Ihr Wollt" aufgeführt. Es war einfach wundervoll. Als ich es sah, fühlte ich nichts um mich her, ich sah nur das Stück, das mich tief ergriff. Jedes Mal, wenn eine der leider sehr vielen „Verbesserungen" kam, wurde ich ordentlich wütend. Man merkte sie genau. Ich komme eben in keine gute Stimmung, denn nur durch Versenken in mich oder Dich kann sie herbeigeführt werden. Dazu ist aber keine Zeit . . . Jetzt habe ich ein ganz sonderbares Gefühl, das ich noch nie hatte. Ich fühle mich in Wickersdorf nicht zu Hause. Das schwöre ich Dir, bei allem, was uns heilig ist, bei allem Schönen und

Guten, bei allem Wahren in der Welt, daß dies Gefühl nicht gemacht ist, weil ich etwa gerne nach Berlin wollte. Ich habe es, da ist nun nicht zu helfen. Es ist natürlich hauptsächlich ein Gefühl, aber auch ein Vernunftgrund ist dabei: W. hat vorgestern am Stiftungsfest eine Rede über die Wickersdorfer Weltanschauung gehalten.

Etwas hat sich verändert, entweder habe ich mich verändert oder die anderen; ich glaube, ich habe mich verändert. Ich empfinde nicht mehr so wie früher, ich denke nicht mehr so wie früher, und doch meine ich, ich bin Dir näher getreten ...

Man muß eine neue Religion haben, man dürstet danach, man verlangt danach, aber man wagt es nicht auszusprechen, man ist zu feige. Was fehlt jetzt der Welt? Liebe! Viele Menschen behaupten, sie lieben von tiefstem Herzen. Aber wer liebt wirklich rein und edel?

Eben bekomme ich Papas Brief und das Buch. Denke Dir nur wie ulkig, Papa redet mir davon, wie ich mir ein Ideal machen soll und meinen Willen ausbilden. Gerade dasselbe wollte ich ja tun. Mein Ideal ist ja, das Wahre unter die Menschen zu bringen . . . Und nun noch das: meinen Willen und meinen Charakter kann ich hier nicht stärken, das ist der Hauptgrund, weshalb –

„Euch zeigt ich genug; ein Flor und nicht ein Busen
Versteckt mein armes Herz. So sprecht nun auch!"
(Was Ihr Wollt.)

Tagebuch, Oktober 1908 (Berlin)

Vom 3. September an, wohl auch schon früher, hatte ich eine furchtbar schwere Zeit. Immerfort Sehnsuchtsanfälle und schwermütige Stimmungen, die ich in Gedichten zum Ausdruck brachte.[11]

Tagebuch, 5. Oktober 1908

Alles lebt. Ich habe mein Gefühl wieder. Ich bin vom Stubenhocker zu einem Menschen, der lebt, geworden, ich wundre mich immer über mich selber, ich frage mich, ob ich lebe oder ob ich noch immer tot bin für alles, ob ich noch immer

Wickersdorf, dem Karzer, angehöre, der meine Gefühle abschließt und meine Seele mit einem sie drückenden Eisenpanzer von Vernunft umgibt. Jetzt habe ich das Letzte abgeschüttelt, zertrümmert liegt es mir zu Füßen, und die holden Götter nahn. Ich bin frei, ich fühle es, ich bin ein Mensch, der lebt, der schafft, der Leben bringt. Abgeschüttelt alles Vermodernde, alles Schlechte, Häßliche, hinaufgehoben zu der Welt der Götter und anders geworden. Eine Phase meiner Entwicklungszeit liegt hinter mir, die Phase voller Spinnweben und Dreck; außen Perlen, innen Lumpen. Hinweg mit allem was war, in die Zukunft geschaut! Dort winkt das Glück, nicht in der Vergangenheit. Ein neues Leben beginnt.

Tagebuch, Oktober 1908

Als wir in Berlin ankamen, war ich in ziemlich zerrütteter geistiger Verfassung, und es war ein schwerer Kampf, bis ich mich durchgerungen hatte zu den Auffassungen des „Antichristentums“[12] und der jüngsten Gedichte. Der erste große Siegestag war der 5. Oktober unbedingt. Dann folgte Schlag auf Schlag, ein harter Krieg! . . . Wickersdorf hat mir sehr viel genützt, auch die Entwicklung, die ich dort durchmachte. Jetzt habe ich mich ja zu den entgegengesetzten Anschauungen durchentwickelt. Auch arbeiten habe ich in Wickersdorf erst gelernt, und gewaltige innere Kämpfe hatte ich dort und hinterher, und das hat mir am meisten geholfen.

An seinen Freund Otto G. *10. April 1909*

Es fehlt Dir etwas, Du bist wie der Fisch am Strande, der auf eine mitleidige Hand wartet, die ihn wieder hereinwerfen soll. Das Wasser, was Dir fehlt, ist meiner Ansicht nach Liebe. „Du bleibst doch immer, wer du bist“, sagt Goethe im Faust. Du kannst Dich drehen wie Du willst, Dein Element ist Liebe und wird es bleiben bis an Dein seliges Ende, und ich glaube, es fehlt Dir in Wickersdorf ein wenig an Liebe . . . Ich will nur ein Beispiel anführen: Als Du damals an jenem Abend so schlechter Laune warst, da sagte A. zu Dir: „Schlechter Laune kannst Du sein, aber nicht hier.“ An ihrer

Stelle hätte ich folgendes getan: Ich hätte Deinen Namen genannt, Dich lange angesehen und Dich dadurch in Dein besseres Sein zurückgerufen.

Tagebuch, Mai 1909

Als wir in Obergrainau ankamen, war es wie immer bewölkt, aber allmählich lichteten sich die Wolken, und gewaltig trotzend stand er da, unser alter Freund, der Waxenstein. Werdet so wie ich und überwachset das Kleine, scheint er mir zuzurufen. O, wie gerne möchte ich ihm folgen!! Wir gingen jetzt immer zum Badersee essen, da dieser nur eine Viertelstunde entfernt ist. Auf diese Weise ruderte ich jeden Tag. Der See ist ungeheuer buchtenreich, er hat viele Buchten von doppelter Länge des Kahns. Ich benannte sie alle, entweder nach dem, was wir darin lasen, z. B. Apostata-Bucht (Kaiser und Galiläer von Ibsen), Tristan-Bucht (Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg), Hannele-Bucht (Hanneles Himmelsfahrt von Gerhart Hauptmann) usw. usw., dann z. B. „Bucht der Träume", „Zu den stinkenden Wassern" usw. Bei alledem ist der See recht klein, aber doch einer der schönsten, die ich kenne. Auch nach dem Fernpaß fuhren wir einmal. Dieser birgt zwei herrliche Seen, den weißen See neben dem Weg, wunderbar still und einsam am Fuße der Sonnenspitze gelegen, und den größeren Blindsee, der wie ein glühendes Juwel tief unter der Straße sich, blitzend und funkelnd, dahinzieht. – Der Plansee, zu dem wir einmal fuhren, ist wie ein ungefüger Riese, der, von den Bergen zerdrückt, sich zwischen sie gelagert hat und nun majestätisch und groß, seiner wahren Kraft wohl bewußt, den Menschen auf sich herumpaddeln läßt.

Tagebuch, August 1909

Die Tendenz meiner inneren Entwicklung ging in dieser Zeit vom Idealismus zum Materialismus, zum Realismus. In allem und allem, auch in der Kunst. Mir ist z. B. die Edda lieber als Homer. Das Isländerbuch lese ich lieber als Ovids Metamorphosen, und dann sind mir Odin und Thor, Frigga

und Freya sympathischer als Zeus und Apollon, als Hera und Athene. Die griechische Kunst schätze ich über alles, aber das Germanische ist mir im gewissen Sinne wesensverwandter, aus demselben Grunde wie mir Goethe lieber ist als Schiller. Schiller hat eine Idee und sucht für diese einen Träger (Maria Stuart, Dunois, Carl, Posa usw. usw.). Goethe aber schafft Menschen und gibt das Leben wie es ist, nicht wie es sein soll. Ein beliebtes Schulaufsatz-Thema lautet: „Wodurch gelingt es Schiller, Wallenstein trotz seines Verrats unseren Herzen näher zu bringen?“ Ich werde euch die Antwort sagen, – durch seinen Verrat. Wallenstein gehört zu den wenigen „Menschen“, die Schiller auf die Bühne bringt, und das Menschliche an ihm, das ist ja eben sein Verrat. „Les passions, c'est toute la richesse morale de l'homme“, das muß ich immer wieder betonen, und ein Mensch, der Leidenschaften hat, ist sicher nicht edel im landläufigen Sinne. Gegen die Ruhe des Geistes, die ja mit hierher gehört, wendet sich auch ein Vers Popes, den ich leider nur in der französischen Übersetzung kenne: „Plus notre esprit est fort, plus il faut qu'il agisse. Il meurt dans le repos, il vit dans l'exercice.“

Tagebuch, 29. Oktober 1909

Wir haben jetzt kein Recht und keine Zeit dazu, mystisch zu sein, wir brauchen Leute, die ins Leben eingreifen und tatkräftig sind, etwas Neues durchzuführen, denn etwas Neues kommt, das fühle ich. Schwer liegt es in der Luft wie Gewitterstimmung, und bald, recht bald wird es hineindonnern in die Welt. Wohl zeigen sich schon fern am Horizonte Blitze, Donner klang schon manchmal durch die Luft, doch das große, wilde, kühne Wetter, das von Mikrigkeit uns löst, das von Kleinheit uns befreit, war noch nicht, doch bald wird es erscheinen.

Tagebuch, 1. November 1909

Ich bekam eine Masse Bücher aus der Bibliothek für meine Literaturgeschichte. Jetzt bin ich im 14., 15. und 16. Jahrhundert, wo das Fastnachtsspiel den Boden gewinnt und manchmal recht schön wird.[13]

... Auch in den historischen Volksliedern, die Rochus Freiherr von Liliencron herausgab, liegt eine gewaltige Kraft, so besonders in den Liedern um die Schlacht bei Pavia und in Huttens Gesängen.

„Ich habs gewagt mit sinnen
Und trag des noch keine rew,
Mag ich nit dran gewinnen,
Doch will ich finden trew."

Ich kann fast das ganze Gedicht auswendig, es ist zu schön.

Ganz begeistert aber bin ich von dem Lied, fast ist es ein kleines Epos, Herzog Albrechts riterschaft von Peter Suchenwirt.[14] Hinter diesem gewerbsmäßigen Reimsprecher hatte ich längst nicht so viel vermutet. Diese Zeit war doch sehr groß! Von all denen spreche ich, die die Neuzeit machtvoll einposaunten, auch von Luther, mit dem ich mich versöhnt habe, denn er hat das große Verdienst, den ersten gewaltigen Stoß gegen die Kirche getan zu haben, er hat den Stein ins Rollen gebracht, und wenn man angefangen hat zu zweifeln, dann bleibt man nicht beim Anfang. Nietzsche steht auf Luthers Schultern, so widersinnig es klingen mag, es ist so. Luther war ein Mann, ein kühner, überzeugungstreuer, und ich verehre ihn ebenso, wie ich alle Ketzer, die sich durch nichts schrecken ließen, verehre.

Tagebuch, 19. November 1909

Motto:

Auf höchste Berge!
In tiefste Schluchten!
In innerste Buchten
Mitten hinein!

Tagebuch, 22. November 1909

Große Männer müssen gewaltige Leidenschaften haben und einen solchen Willen, eine solche Selbstbeherrschung, daß sie gewissermaßen nur auf einen Hebel zu drücken brauchen, um sie zurückzuhalten oder vorzulassen. Napoleon konnte das, und darin lag wohl ein gut Teil seines Genies. Auch für die



OTTO BRAUN ALS ZWÖLFJÄHRIGER

Stimmung gilt dieser Satz. Wenn man immer erst warten muß, bis Natur und der liebe Gott sie einem geben, so ist das wahrhaft herzlich wenig wert. Freilich wird man Momente haben, wo man so von etwas hingerissen wird, daß man gerade besonders zum Schaffen befähigt ist, aber man muß sich nicht nur auf sie verlassen. Wille ist eben alles, ohne ihn wird nichts erreicht.

Tagebuch, 25. November 1909

Wir waren beim Häuschen.[15] Winter ist es draußen, alles bereift und überschneit. Wundervolle Stimmungen und Farbenreflexe ergibt ein solcher Frühwinter. Gott, wenn ich doch malen könnte!

Tagebuch, 18. Januar 1910

Seuses Leben I. Teil las ich zu Ende und fing den zweiten an. Ich komme jetzt auf die Philosophie der Zeit, und da habe ich etwas wahnsinnig Interessantes gefunden, nämlich die Averroisten und Siger von Brabant. Das sind die Leute mit der doppelten Wahrheit, die ich aber nur für eine Ausflucht halte, da sie doch nicht offen bekennen konnten, die Bibel sei eine Lüge. Also Siger von Brabant, irrtümlich für einen Thomisten gehalten, ist der Führer des Averroismus an der Pariser Universität. Nun existiert eine Schrift Impossibilia, die vom Baeumker herausgegeben[16] wurde und von ihm für die Streitschrift eines unbekannten Autors gegen Siger gehalten wird. Mandonnet[17] aber behauptet, daß die ganze Schrift Sigers Eigentum ist und zu den sogenannten Sophismata gehört, die vom Magister vorgetragen und widerlegt wurden, gleichsam als dialektische Schulübung. Mein Gefühl ist für Baeumker, doch will ich mir die ganze Literatur aus der Königlichen Bibliothek kommen lassen.

Tagebuch, 20. Januar 1910

Es ist doch sonderbar, daß man in der Dunkelheit auch den kleinsten Schimmer sieht und bei hellem Tag kaum große Feuer und daß es, glaube ich, dasselbe mit den Menschen ist.

Tagebuch, 10. Februar 1910

Ich hatte heute morgen ein sehr interessantes Gespräch mit Papa. Es gibt jetzt so vieles, was mich nicht befriedigt. Was ist der Zweck des Menschen, was seine Herkunft? Woher entstammt alles Leben, was ist der Dinge Ursprung?

Tagebuch, 11. Februar 1910

Heute kamen Siger und Suso. Ich vertiefte mich gleich in sie. Von Siger habe ich nun wohl alles, was Baeumker aufzählt, gelesen.

Im Suso ist eine ganz wunderbare Erzählung aus dem Buche von den neun Felsen, das man früher immer für ein Seusesches Werk hielt, das aber wahrscheinlich von Rulman Merswin stammt; es ist ein Gleichnis von Fischen und bezieht sich auf die Unsterblichkeit.

Für uns ist diese Welt real, und wir brauchen niemals in Angst zu geraten, daß sie plötzlich wie ein Traum zergeht, vielleicht ist sie auch an sich, aber das ist außer dem Bereich unseres Wissens. Im Grunde wissen wir gar nichts, und diese ganze Spintisiererei ist mir höchst verhaßt. Vielleicht, – vielleicht, vielleicht, immer und ewig dasselbe. Und was geht es uns schließlich auch an? Wir existieren, wir denken, wir erkennen. Das „wie" ist egal, auf das „daß" kommt es an. Erst, liebe Leute, denkt auf die Zukunft und schafft uns eine große Gegenwart. Stets hat noch der, der handelt, die Welt regiert und nicht der, der denkt. –

Meine erste Aufgabe war und ist noch lange, die anderen kennen zu lernen, meine weitere wird sein, die anderen mich kennen lernen zu lassen.

An seinen Freund Stefan L. *14. April 1910*

Ich vergaß ganz, Dir zu gratulieren zu Deiner glücklichen Aufnahme (in die Schule) . . . Hoffentlich reicht Dein Anpassungsvermögen so weit, daß Du Dich wohl fühlst in der neuen Sphäre. Mir geht es oder vielmehr ging es nicht so. Es war eine zu andre Welt, in der ich lebte, es waren zu andre Gefühle, die ich hatte, als daß ich hätte heimisch werden können

unter den Menschen. Und dann möchte ich Dir einen Rat geben, merke Dir: Sei so verschlossen wie möglich, und scheine so offen, als wärest Du aus Glas!

„Die wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Und dazu laß Dir das sagen: Wenn Du später im Leben stehst und den Menschen gewaltige Wahrheiten zurufst und sie Dich dann verbrennen, so braucht es Dich nicht zu verdrießen, denn wenn die Wahrheit wirklich so groß war, wird einmal sie gewiß siegen. Aber wenn Du jetzt in der Schule Dich enthüllen würdest, so wäre das nichts als dumm! Habe auch nicht den Ehrgeiz, der Erste zu sein, – es lohnt nicht der Mühe. Vielleicht können andere besser den Gedächtniskram bemeistern; wertvoller jedenfalls als diese bist Du ganz gewiß. Die Schule muß so schnell als möglich erstens jeden Tag und dann überhaupt hinter sich gebracht werden. Betrachte nicht den Eintritt in die Schule als den Anfang einer neuen Epoche Deines Lebens, sondern trenne Schule und Leben in der Weise, daß Du das Nützliche aus jener in dieses hinübernimmst, aber Dich nicht dadurch lächerlich machst, daß Du die Gewohnheiten Deines Lebens, Fühlens und Denkens in die Schule überträgst und Dein sonstiges Leben durch Dumme-Jungen- oder Muster-Knäbchen-Angewohnheiten aus jener verdirbst. Bleibe also sonst ganz derselbe und trage eine Maske in der Schule, die Du aber die anderen nicht fühlen lassen darfst, sonst wirst Du bald der Verhaßtesten einer sein.

An seinen Freund Stefan L. *Castel Toblino, 27. April 1910*

Du hast glänzende, wirklich sehr gute Gedanken, aber, verzeih den Ausdruck, Du kleidest sie oft in recht gezierte und gewollte dunkle Form. Forsche einmal ganz genau nach, ob Du nicht Dich oft zwingst, Formen anzunehmen, die nicht wahrhaft aus dem Innern kommen. Nur die Form, die wahrhaft aus dem Innern kommt, kann den Gedanken in würdiger Gestalt vor die anderen bringen. Forsche ganz genau nach,

denn es ist ein Fehler, der, jetzt erst klein, schließlich alle Deine Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit vernichten muß, wenn ihm nicht schon frühe Schranken gesetzt werden.

An den Vater *München, 12. Mai 1910*

In Rembrandts Werken sieht man, wie es wogt und kocht, rast und schäumt wie aus der Hölle entstiegen, und als höchste Ausdrucksmöglichkeit fand er sein wahnsinniges Licht. Er kommt nur selten zu Ruhe und Harmonie, aber dann zu einer überirdischen.

Tagebuch, 27. Juni 1910

Ich habe E. T. A. Hoffmann furchtbar gern. Kater Murr, wie prachtvoll, wie monumental, wie witzig und wie tief ist dieses Werk! Aber ich kann über das, was ich gern habe wie dieses, die Prinzessin Brambilla und vielleicht noch manches andere nicht schreiben. Entzückend ist auch sein Leben, sein Charakter. Für das Verständnis eines großen, wirklich großen Mannes sind die drei ersten Erfordernisse: die Kenntnis seines Lebens, seines Wesens und auch seiner Zeit. Denn das Größte am großen Menschen ist immer er selber, sind nicht seine Werke.

Tagebuch, Juli 1910

Um mir Rechenschaft zu geben, habe ich dies Buch, um ganz ehrlich zu sein – mir gegenüber . . .

Ich muß besonders meinen Willen züchten in allem und meine Tatkraft, daß sie wie Felsen sind, in der Erde verankert, und ein Pfeil, der überallhin dringt, und ein Stoß, der alles besiegt. Ich muß furchtbar arbeiten – ochsen und das Unangenehme gerade auf mich nehmen, denn erst der darf Evangelien des Willens predigen und sich jenseits von Gut und Böse zu stellen versuchen, der geschuftet und gestöhnt und gewaltig getragen. Bei den anderen sind es nur hohle Phrasen und leere Worte, um lüsterne Gedanken zu bedecken.

An seinen Freund Stefan L. *16. Juli 1910*

Dein Brief hat mich sehr interessiert. Höre, was ich über das Gespräch mit Herrn S. denke: Wenn einer wirklich den Trieb zu dichten fühlt, und sei er acht oder achtzig Jahre, so wird er ihm, muß er ihm, wenn er sich nicht an sich selbst versündigen will, folgen. Und nur einer, der nicht künstlerisch empfindet, kann von „Aufspeichern" sprechen. Nun aber das vom „wirklichen" Wert, vom unreifen Menschen. Was ist denn Wert, was ist denn unreif? Wenn unreif gleich nicht fertig, so ist jeder Mensch unreif. Fertig gleich tot. Und daß die Werke der „Unreifen" für die Menschheit weniger Wert oder gar keinen Wert haben sollen, ist vollendeter Unsinn. Die Werke der Jungen, der Unreifen, wie sich Herr S. so schön ausdrückt (übrigens kann ein Achtzigjähriger jung, ein Achtzehnjähriger alt sein, und ich meine fast, daß Deine Unterhaltung mit einem Alten geführt wurde) – die Werke der Jungen, sage ich, besitzen gerade Wert. In der Jugend gären die Gedanken, in der Jugend werden alle wirklich großen Ideen geboren, sie kommen anscheinend wirr und widerspruchsvoll heraus, aber aus ihrer Begeisterung und Schwungkraft wird die Menschheit Heil haben können. Und dann im wahren Alter, das nicht etwas Müdes, sondern gerade etwas Frisches ist, in dem die Ideen nur abgeklärter, ruhiger werden, da wird aus den ungefügen Marmorblöcken und Basaltsteinen, die man nur in der Jugend herbeischaffen kann, ein gewaltiges Gebäude errichtet, das bis auf das letzte Ornament einheitlich ist.

Nun noch zwei Dinge. Erstens: Der, welcher glaubt und bei dem es auch zutrifft, daß er durch das rege Tätigsein in der Jugend sich ausgibt, verdient auch nicht, etwas zu werden. Folge nur immer Deinem Daimonion, Deiner inneren Stimme. Wenn sie Dir sagt, Dich zwingt, ein Gedicht zu machen, so tust Du es eben und läßt Dich nicht durch die törichten Einreden unkünstlerischer Menschen vom rechten Wege abbringen. Und der rechte Weg liegt in einem. Dann: Du scheinst als Axiom vorauszusetzen, daß wir Wunderkinder sind. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Wunderkinder

sind in unnatürlicher Treibhausluft gezogene Wesen, die rasch emporsteigen, rascher verblühen und vergessen werden und meist mit Recht. Wunderkinder sind fast immer innen faul und hohl und außen schön geschminkt. Ich will wahrhaftig lieber wie Alexander ein kurzes Leben, aber groß, tief, voll Kampf und Ehre, voll Nutzen für die Menschheit, als ein langes, unbedeutendes. Gehorche nur Deinem Daimonion!

Tagebuch, 29. August 1910

Ich habe Zarathustra gelesen. Mir schwindelt, ich bin atemlos und ich taumle. Ich will nichts darüber sagen – ich kann nicht. Man muß erst ein gutes Stück systematischer Arbeit, vielleicht auch Pedanterie aufgenommen haben, damit einen solch ein Nonplusultra nicht vollkommen zerstört.

Tagebuch, 14. September 1910

Das erste Kapitel des Zarathustra habe ich nun langsam und oft gelesen. Ich stehe noch so unter dem Eindruck der Sache, daß ich nichts sagen kann. Nur eins: Es ist sehr sonderbar, daß ich durch Nietzsche niemals das Prinzip des Sichauslebens hörte, immer nur das größter Pflichterfüllung, allerdings anders als im bourgeoisen Sinne.

Als ich mit dem Kapitel fertig war, nahm ich mein lateinisches Buch und schuftete verrückt, anstatt daß ich noch ein anderes Kapitel gelesen hätte, was ich mir eigentlich gedacht hatte. Aber: „Was ist schwer? So fragt der tragsame Geist, so kniet er nieder, dem Kamele gleich, und will gut beladen sein.“ Die Schmarotzer am Marke der Menschheit aber, die eigentlichen „viel-zu-vielen“, die ihren Gelüsten und gemeinen Vergnügungen, die ihrer Faulheit und ihrer Dekadenz den Deckmantel Nietzsche geben, das sind die wahren Feinde Nietzsches, die, die ihren Geist ja nicht belasten wollen, höchstens mit Zigarettendunst, wenigen Beardsleyschen Zeichnungen und den ausgesucht lüsternen Romanen des Rokoko, die sind die schlimmsten Widersacher Nietzsches. Es scheint mir überhaupt ein Erbfehler der Deutschen, ihre Gemeinheiten immer ethisch rechtfertigen zu wollen.

Tagebuch, 30. September 1910

Heute studierte ich eifrig im Schönbach.[18] Ich las besonders das Kapitel über die Lichtenthaler Marienklage und verglich jede besprochene Zeile ganz genau. Aber ich kann doch nicht ganz mit dem Urteil Schönbachs über den Verfasser der Lichtenthaler Marienklage übereinstimmen. Meiner Ansicht nach ist folgendes wahrscheinlicher: Der Schreiber von B hat eine uns noch unbekannte Marienklage (nicht einfach die XIII. Versikel der Übersetzung der Sequenz „Planctus ante nescia") gehört oder gelesen und versucht sie nun aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren. Denn manche Stellen sind entweder völlig freie Umdichtungen der Versikel oder sogar originelle Schöpfungen von zum Teil feiner Sprache und gutem Inhalt, daß, wie mir scheint, unmöglich derselbe Schreiber, der jene rohen, von Schönbach nachgewiesenen Wiederholungen und Kompilationen . . . verbrochen hat, sie geschaffen haben kann. Ich habe dann die Marienklage aus der Alsfelder Passion gelesen. Sie ist sehr schön.

Tagebuch, 1. Oktober 1910

Das Mysterium von den zehn Jungfrauen ist wundervoll. Diese wilde Kraft in den Schlußklagen, diese ergreifenden Bitten Marias an Jesu, und dann auch die moralischen „prudentes" und die feinen „fatuae". Natürlich steht der Dichter auf seiten der prudentes, die ihre Öllampen voll haben und nachher recht unchristlich den fatuae Öl verweigern.

Tagebuch, 19. November 1910

Jetzt soll mir alles recht sein, wenn ich nur etwas Ordentliches zu arbeiten hätte. Ich muß mir dieses vom Herzen schreiben:

Ich nehme mir vor, wenn ich das Studium der Literaturgeschichte beendet habe, dann Nationalökonomie zu studieren. Sie scheint mir der Grundstock jeder Politik und alles Wissens zu sein, alles irdischen Wissens . . . Ich will irdisch sein, ganz irdisch. Aber ich habe den Wunsch, in mir jetzt etwas zu s c h a f f e n. Es drängt in mir nach außen, und es will, muß

etwas heraus. Und daß es nicht heraus konnte, macht mich ganz unglücklich. Jeden Abend schlafe ich mit schlechtem Gewissen ein und erwache immer ebenso. Das ist ekelhaft, das muß anders werden. Das bloße Studium befriedigt mich nicht. Mich könnte überhaupt ganz sicherlich nichts anderes befriedigen als Arbeit, kein Vergnügen, kein Lesen, keine Liebe, keine körperliche Beschäftigung. Gar nichts.

Ich habe jetzt eben das Osterspiel von Muri gelesen. Es ist ja unerhört hervorragend und den frühen Minnesängern ohne jede Scheu an die Seite zu stellen. Dies, die zehn Jungfrauen und Theophilus (aber Turiner Handschrift) scheinen mir die bedeutendsten mittelalterlichen dramatischen Gedichte zu sein. Daß Creizenach das Spiel so wenig würdigt, finde ich unglaublich. Wie fein hätte das Müllenhoff behandelt, an dessen schönen und nachfühlenden Aufsatz über den Liebesvers ich immer noch denken muß. Ich halte z. B. den Abschnitt „Christus in der Hölle" für wirklich ergreifend, und die Reinheit der Reime ist bewundernswert. Wie dann manche Stellen auch lebendig sind, etwa die, wo die Juden den Wächtern ihre Plätze anweisen und Pilatus zum Volke spricht! Und die Szene mit Pilatus und den Wächtern, in der diese von der Auferstehung berichten. Kurz, es ist ein hervorragendes Stück, eines der wenigen, das man als Selbstzweck lesen kann und nicht nur, um die geschichtliche Entwicklung zu verstehen.

Tagebuch, 3. Dezember 1910

Eben habe ich in van Goghs Briefen, die ich für Mama zu Weihnachten bestellt habe, gelesen. Mein Himmel, das war ein Mensch! Ein Künstler! Unerhört groß kommt er mir vor. Sein letzter Brief an Gauguin! Und wie das allmählich kam, seine leidenschaftliche Liebe zu seiner Kunst, von Anfang an seine Sehnsucht nach menschenwürdigen Zuständen (er lebte Wochen von trockenem Brot und Kaffee) und immer sein Optimismus, seine Freude am Schönen, so daß er sich sogar berufen fühlte, anderen zu helfen, andere zu trösten, wie etwa Gauguin, und seine unendliche Sehnsucht nach Gesundheit. „Wann wird endlich eine gesunde Künstlergeneration

kommen?“ fragt er immer wieder. Und doch seine Liebe zum Leben, sein Vertrauen auf sich selber. Unaussprechlich ist das Buch.

Das ist ein Schicksal, wert des Größten, es zu besingen. Der Größte war aber schon da, van Gogh selber.

Ich habe heute nachmittag noch in einem Buch gelesen, das ich auch Mama zu Weihnachten schenke, und das mich ebenso ergriffen hat, – Nietzsches gesammelte Briefe. Ich kann aber jetzt nur sagen, ich bin wie nach van Gogh zerknirscht und aufgewühlt. Das sind solche zwei Pflugscharen, die einen zerschneiden und zerwühlen.

An seinen Freund Otto G. *17. Dezember 1910*

Glaubst du nicht auch, daß wir vor einer neuen großen Zeit stehen, einer Zeit, die, um sich zu erfüllen, nur auf die wartet, die jetzt Kinder sind? Oder bist Du etwa zu „verständig“ geworden, um an so etwas zu glauben? Ich meine nämlich, daß dieses sogenannte „Verständigwerden“ die einzige Ursache für das Unerfülltbleiben des Ideals ist.

Tagebuch, 17. Februar 1911

Ein prachtvoller Sturm tobt heute, alle Dächer schüttelt er, ein rechter Frühlingssturm. Da konnte ich nicht langweilig arbeiten. Ich rannte hinaus und lief mit den Hunden und dem Sturm um die Wette. Man konnte kaum gehen, aber es war herrlich! Das ist das Wetter, das ich liebe. „Mistral-Wind, du Wolkenjäger, Trübsalmörder, Himmelsfeger, Brausender, wie lieb ich dich!“ Ich weiß nicht, ob es so heißt, aber herrlich ist es, göttlich.

Tagebuch, 24. März 1911

Ich will den Geist erziehen, nicht ihm Zaum und Zügel anlegen, sondern ihn stärken, daß er fähig sei zu starken Leidenschaften, die nicht verflackern, daß er fähig sei, vieles zu tragen und vieles zu tun. Komprimieren will ich ihn, fest machen wie Granit. Doch wird es mir wohl etwas lieber sein, daß es so geschieht, als daß ich es hier schreibe. Ich stehe jetzt klarer und freier vor mir selbst da.

Tagebuch, 10. April 1911

Eben bin ich mit dem ersten Abschnitt Burckhardt[19] zu Ende. Eine Kritik lasse ich wohl lieber bleiben, denn über ein so wahnsinnig schönes Buch kann man ja nicht sprechen. Ich möchte nur sagen, wie ich mir manches vorstelle.

Cesare Borgia wollte innerlich, vielleicht unbewußt, wie alle großen, dämonischen Geister (das ist das einzige, was mir bei B. nicht gefällt, wenn es nicht eine „Verbesserung" Herrn Geigers ist, daß er Cesare das Dämonenhafte abstreitet) das Gute, das Gute im höheren Sinne natürlich.

Tagebuch, 16. April 1911

Jugend?? Mir scheinen die „Alten" weit jünger zu sein. Am Ende jeder alten Kultur und dann auch vor den Toren jedweder neuen gab es Dekadenzen, gab es Absterben des Faulen. Aber sagt es mir, hat man je schon solch gemeine, feige, elende Form der Dekadenz gesehen? Nein, wir nur ganz allein. Und ich frage weiter, hat man je schon eine solche Prostituierung aller Gefühle, ein solch mutwilliges Preisgeben aller irgendwie starken und ernsten Dinge, eine solch methodische Zerstörung alles Edlen (zerfleischt mich nicht, o ihr modernen Jünglinge, wegen dieses Wortes!) im Menschen gesehen wie unter den heutigen „Gebildeten"? Nein, sage ich, dreimal nein. –

Aber wer ein starkes Nein sagt, muß ein starkes Ja sagen, und wer Schatten sieht, muß Sonne bringen. Denn dazu ward uns zuerst das Licht der Augen, und dazu ward uns zuerst der Gedanke, daß er aus der Nacht einen Tag erdenke! Und dazu ward uns zuerst der Wille und die Kraft, daß sie den Tag schaffen. Dazu ward uns zu zweit das Licht der Augen und der Gedanke und der Wille und die Kraft, daß wir uns freuen am Tage und tanzen und spielen und uns stählen zu neuem Kampfe.

Tagebuch, 19. April 1911

Über Nacht schlugen plötzlich die Birken aus. Unbeschreiblich entzückend sind sie.

Tagebuch, 29. April 1911 (Florenz)

Die wunderbare Fahrt durch die Berner Klause mit den prachtvollen Sperrforts, die hinunter nach Österreich dräuen, um ihren werten Herren Verbündeten einen brüderlichen Gruß zu bieten. In Florenz um $^{1}/_{2}5$ am 26. angekommen. Als ich das unglaubliche Bild des Palazzo Vecchio und der Loggia dei Lanzi erblickte, wurde ich ganz stumm. Ich war wie erdrückt von diesem herrlichen Hause. Von unsern Fenstern aus sieht man es und die Loggia mit dem wunderbaren Cellini, Menelaos und Patroklos und der trauernden Germanin. Und dann, als ich auf der Loggia stand und über diese hinweg die Türme von Santa Maria Novella und Santa Croce, den Campanile und die Kuppel des Doms sah! Mir ist jetzt, als ob ich schon zwei Wochen in Florenz wäre. Ich kenne mich so gut in der Stadt aus und fühle mich wirklich so heimisch hier zu den Füßen des Palazzo Vecchio, den Heiligtümern der Uffizien und in den Kirchen Arnolfos und Giottos.

Tagebuch, 2. Mai 1911 (Florenz)

Vormittags in San Marco. Es ist so wunderbar, daß alles noch an seinem alten, ursprünglichen Platze steht und man sich eher als Gast der Mönche hier fühlt denn in einem Museum. Wie schön ist es, in den Gängen vor den Zellen zu gehen oder gar in einer der kleinen Zellen zu sitzen, etwa da, wo Fra Angelicos zierlicher Pinsel und seine wirklich selige Kunst die Krönung Marias an die Wand gemalt haben. Ganz still und ergeben neigt die Jungfrau das Haupt, sie und der Herr in einfachem weißen Kleide und unten die Heiligen und Märtyrer in fast schematischer Anordnung, einige mit Wundenmalen. Das ist ja überhaupt das Zeichen seiner Malerei, die unerhörte Einfachheit, die mit ganz wenigen Strichen und ganz wenigen Farben unglaublichste Wirkungen erreicht. Man denke nur an die herrliche, große Kreuzigung unten im Refektorium. Wie erschütternd wirkt die ohnmächtig versinkende Maria in all ihrer Unbeholfenheit und die Männergruppe rechts unter dem Kreuz! Besonders schön ist aber der heilige Dominikus in der Mitte der Fußleiste, der den

Baum hält, gewissermaßen als seine Wurzel, auf dem all die großen heiligen Dominikaner gewachsen sind. Dessen Augen sind so ziemlich das Wunderbarste, was ich je an Augen sah, von einer asketischen, fanatischen Kraft, wie sie indische Amokläufer haben mögen. Gerade schaut er aus dem Bilde heraus, leicht mit seinen Händen den Baum tragend, mit fest geschlossenem Munde und zermürbtem Gesicht, aber eben leuchtenden Auges. Dieser Blick kann einem lange nachgehen. Wir traten dann wieder hinaus in den Kreuzgang und sahen die schönen, stillen Bilder über den Türen, Sanct Petrus Martyr, dieses Symbol des Schweigens, und das herrliche Bild, wie zwei Ordensbrüder Christus als armen Wanderer aufnehmen. Und wie schön ist es, dann wieder die breite Treppe hinaufzugehen und in der Bibliothek Michelozzos mit ihren schönen Verhältnissen die Miniaturmalereien und Initialen zu betrachten, die liebevolle „ein"fältige Mönche in jahrelanger Arbeit schufen. Und dann wieder sich unter die große Tanne zu setzen oder in den zweiten, nun ganz menschenleeren Klosterhof zu gehen. – Fast könnte man das Leben vergessen! Aber nein, nur zu Gedanken über das Leben regt es an.

Tagebuch, 14. Mai 1911 (Mailand)

Nach San Ambrogio fuhren wir zum Cenacolo. Zuerst erkennt man nicht viel, aber wenn man sich dann mehr hineinsieht, entstehen Hände und Gesichter, und das gewaltigste Wunderwerk enthüllt sich in seiner vollen Pracht. Dann erst erkennt man ganz diese ungeheure Reichhaltigkeit, wie jedes anders und jedes wahr und selbstverständlich ist. In der Mitte Christus, gottergeben und wissend und doch leidend und duldend. Wie von ihm, dem Ruhigen, dem Sammelpunkt aller Bewegungen, das Wort erging, das alle diese Aufregung in die Jünger brachte. Wenn man von der ganzen Passion nichts mehr wüßte, den wahren Inhalt der Erzählung könnte man aus diesem Werke lesen . . . Wir fuhren dann zum Dom. Die Fassade mit ihren eingekleckten Renaissancefenstern macht einen nicht gerade angenehmen Eindruck, und beson-

ders gefiel mir die Anlage, gewissermaßen der Grundriß, wie er sich von außen darstellt, nicht. Auf einem Längsschiff ruht auf der Außenseite ein ungeheuerlich unproportioniertes Querschiff mit riesigem Chor, so daß jener Teil der Kirche, der vernünftigerweise ihr Rückgrat sein und die eigentliche Festigkeit geben müßte, eben das Längsschiff, hier fast zusammenzubrechen scheint. Dann traten wir aber hinein, fernher kam herrlicher Gesang, dazwischen wunderbares Orgelspiel. Gewaltige Pfeiler tragen die emporstrebende Decke in schwindelnder Höhe. Riesige Fenster in glitzernden Farben lassen die Sonne gebrochen durchscheinen. Endlos weit schien der Chor, und alles schwang sich hinauf, hoch, hoch, keine drükkende Schwüle und Enge, kein christliches Gebaren mehr, nein, ein jubelnder Hymnus, ein Turm zu Babel! O, hier möchte ich einmal stehen an dem Hochaltar, und wenn die Orgel geweckt hat, verkünden und sagen von neuer Menschheit und neuer Kraft und von einem Hohenlied, das durch die Welt eilet auf Adlers Fittichen und Glück mit sich bringt und Freude. Und mein Wort wird tönen mit dem Klange der Orgel hinauf an den Pfeilern bis zum Himmel und hin in die Menschen bis in jeden Winkel.

Tagebuch, 16. Mai 1911

Endlich wieder zu Haus. Herrlich war es wieder mit Pa[20] und im Häuschen. Es läßt sich auch gar nicht schätzen, wie viel mir diese Reise nützen wird. Ich hoffe, über das furchtbare Gefühl des Mißtrauens bin ich für eine Weile endgültig herum. Ich überfließe von gewordenen und werdenden Ideen.

Der Garten ist über alle Begriffe schön, ein ungeheures Laubdach von Eichen und darunter Maiglöckchen und blühende Sträucher.

ZWEITER ABSCHNITT

*

AUS
TAGEBÜCHERN UND BRIEFEN
DES VIERZEHN- BIS SIEBZEHNJÄHRIGEN

Vorbemerkung

Aus gesteigerter Sehnsucht erblüht dem Heranwachsenden – wir folgen ihm jetzt vom 14. bis zum 17. Lebensjahre – nur noch ernsteres Bemühen, nur noch treuerer Eifer. Zu den unbedingten Forderungen seines „Daimonion" gesellen sich die durch Welt und Zeit bedingten. Sie binden und verpflichten auch im kleinsten Tun. Er aber erkennt in Bestimmung und Begrenzung höchste Freiheit. Bändigung zur reinen Form ist ihm das schlechthin Göttliche.

Von der Vielheit seiner Beschäftigung geben diese Auszüge aus Tagebüchern und Briefen nur ein lückenhaftes, dürftiges Bild. Doch was bedeutet auch der Stoffhunger angesichts dieser Kraft des reinen Anschauens und Sichzueigenmachens? Hatte der Knabe sich in Bildern und Büchern Bekräftigung seines Fühlens gesucht, so überläßt sich der Jüngling den Werken selbstvergessener. Die eigenen Fehler geißelt er rücksichtslos, über sich selbst hält er unerbittlich Gericht, Fremdes aber sucht er in dessen Wesenheit zu verstehen, Fernes wie Nahes unbeirrt zu erfassen.

Und er darf es ohne Furcht vor Kühle und Nüchternheit, denn immer wieder gibt er sich fromm der Natur, immer wieder umtanzt ihn in lieblichem Spiel der Reigen helläugig erschauter Gestalten, immer mächtiger wogt das Meer seiner Empfindungen, und in stiller Andacht belebt sich seine Seele.

Tagebuch, 1. Juni 1911

ALS der vollkommenste Nicht-Schlemmer und Nicht-Lüstling erscheint mir nicht der Asket, sondern jener, für den diese Fragestellung einfach wegfällt, und der deshalb genießen kann und auch verschwenden, ohne im geringsten zu schlemmen.

Tagebuch, 4. Juni 1911

Ohne Unterordnung unter ein Ideal, das man selbst erkannt hat, kann Leben nicht bestehen. Leben nämlich ist Kampf, Kampf für eine Sache, für eine Sache aber bedeutet: Hingebung an eine Sache, Unterordnung unter eine Sache.

Tagebuch, 5. Juni 1911

Wilhelm Meister. Mignons Tod. Wie unerhört wunderbar ist dieses. In eben dem Moment, da Wilhelm sich der bürgerlichen beschaulichen Ruhe in Theresens Gestalt ergeben will, stirbt Mignon. Ich bin unglaublich voll von all diesen Dingen, so voll, daß ich sie noch erst zur Klarheit kommen lassen muß wie die Eindrücke in Florenz, denn ich habe gar keine Furcht, daß sie dann abstehen und kühl werden.

Tagebuch, 11. Juni 1911

Das ist ein hervortretender Zug des Wilhelm Meister, daß der Charakter jedes Menschen einem ganz induktiv nur aus seinem Leben erklärt wird. Alles ist mehr gefühlt, angedeutet. Deshalb sind aber auch die Menschen alle zarter, fühlsamer. Ja selbst bei einem anscheinenden Bären wie Sanct Christoph bemerkt man immer noch ein wenig „schöne Seele“. So ist es mir das Wunderbarste, wie unglaublich vielseitig Goethe war, nicht nur in den behandelten Gegenständen, sondern im Ausdrucke, im Stil, in der Zeichnung, es gibt kein einheitliches

deutsches Wort dafür, vielleicht kann man sagen im „Pathos“ seiner Sprache.

Tagebuch, 22. Juni 1911

Mir scheint es sehr wohl möglich zu sein, die Antike, die Renaissance, Rembrandt als höchste, allerdings verschieden geartete Ausdrucksmöglichkeiten e i n e s Geistes zu fassen und zu fühlen. Diesen Geist aber kann ich nur ahnen, nicht nennen.

Tagebuch, 22. Juli 1911 (Dresden)

Nachmittags in die Hygiene-Ausstellung. Das ist ja gar nicht zu glauben, was die Griechen für ein Volk waren! Und wie lernt man doch nur ihre sogenannte äußere Kultur hier kennen! Man kann nichts Beschämenderes sehen als diese ungeheure Kultur im Vergleich zu unserer heutigen. Als ich dann abends durch die lichtergeschmückte Herkules-Allee ging, war ich so davon erschüttert, daß ich meinte, die neue Kultur, die kommen wird, da sie kommen muß, wird zu einem sehr guten Teil hellenisch sein. Natürlich nicht so, daß ein guter Koch Griechentum und Moderne, und Sozialismus und Nietzsche zusammenmischt zu einem appetitlichen Ragout, sondern jener, der kommt, wird unbewußt einen Geist in sich tragen, der dem griechischen zum Teil kongruent ist.

Durch alle größeren Eindrücke in allen verschiedenen Zeiten erscheint dem sich entwickelnden Menschen e i n e Sache übermächtig, er konzentriert (innerlich nämlich) sich auf sie, und sie gibt ihm einen Inhalt. Das braucht nicht immer nur zu geschehen, wenn die Alten schwinden, sondern auch wenn die Neuen Ergänzung oder besser Erfüllung der Alten bedeuten, können sie sich vor einem aufstellen übermächtig wie der Magnetberg des Mittelalters, alles an sich heranziehend, alles Nichtzugehörige zerschellend, alles Zugehörige aufnehmend, befruchtend, vergrößernd. Und so trat gestern und heute zum ersten Male in dieser Weise mit riesiger Kraft und unbeschreiblicher Monumentalität jenes ungeheure Etwas vor mich: die Antike. Ich glaube zu sehen und zu fühlen, daß dies die Macht ist, aus der sich das Kommende entwickelt. Das innere Pathos der neuen, durch alle Feuer des Modernen gegangenen und

geläuterten Kultur wird dem der Antike nahestehen, und die Prophezeiung des Gemistos Plethon naht sich ihrer Erfüllung: „Eine Religion wird kommen, der alle Menschen untertan sein werden, weder wird dies aber die christliche sein noch die heidnische, sehr ähnlich aber der letzten!"

Ich sehe einen heranschreiten durch die Straßen der deutschen Hauptstadt, die rote Fahne in der Hand, einen antikischen Menschen, und ich sehe ihn besiegen die schmählichen Geschlechter und Fürsten von heute, – Eintagsfliegen ohne Mark und Bein –, und ich sehe ihn gründen ein neues Reich mit starken, schönen Menschen, groß und herrlich in einer neugebauten Stadt mit Arkaden und Thermen und Gymnasien und Alleen und prangender Größe, ein antikmodernes Reich.

Wer mag es mir aber verdenken, mich an die Stelle jenes zu träumen. Sind Wünsche nicht die Vorgefühle der Fähigkeiten, und wächst nicht die Leistung ähnlich dem Ziel?

Dann ins Albertinum. Herrlich! Eine prachtvolle rasende Mänade von Skopas (?). Die Hauptsache war, daß ich mit vollem Bewußtsein im vorher dargelegten Gefühl Antike, wenn auch nur rasch vorübergleitend, erblickte.

Tagebuch, 29. Juli 1911

Ich arbeite mächtig. Vor Florenz hätte ich Zeit gehabt, aber keine Ideen, Gedanken. Jetzt habe ich diese, aber jene nicht. Diesen Zustand aber ziehe ich vor. Denn Ideen liegen innerhalb einem, sind faßbar, auch vorerst ohne Ausführung. Zeit aber liegt außerhalb des Menschen, ist also nur ausnutzbar, nicht bewahrbar. Eine Periode einfachen „Ochsens" noch dazu mit einem Zweck wie Griechisch! Latein, Mathematik ist nie schlecht. Eine Periode der Faulheit aber, die nicht Ausruhen bedeutet nach geschaffenen Werken, sondern das beliebte dolce far niente – pfui! Ich zog die Parallele zwischen Faulheit = Fäulnis, faul = faul.

An seinen Freund Otto G. *26. August 1911*

Ich muß jetzt bei meiner ungeheuren Begeisterung für dieses Volk von Hellas, seine Sprache, seine Philosophie, seine

Kunst, seine Dichter, seine Geschichtsschreiber so oft an Dich denken. Schreibe mir doch, ob Du auch ganz im Banne diese herrlichsten, körperhaftesten Volkes stehst! Kennst Du die Gegensatztafel der Pythagoräer? Oben darüber steht links *πέρας,* rechts *ἄπειρον. Πέρας,* das Körperhafte, Gebaute, Gefügte, das doch gerade deshalb die wunderbarsten, gerade die leidenschaftlichsten und gewaltigsten Gebilde in Marmor und in der Sprache zu schaffen imstande ist. Denn die Freude am Leibe, am sinnenhaft Schönen, hat auch die tiefsten, auch gedanklich tiefsten Dinge hervorgebracht. Platon war ein Hellene. – Das andre ist das *ἄπειρον,* das Dumpfe, Wogende, Chaotische, Zerrissene, das wunderbare Dinge hervorzubringen vermag, denn hier, wo es sich um so tiefe und hohe Prinzipien der Welt handelt, verschwindet natürlich „gut" und „böse". An derartig ungeheure, gewaltige Kulturgegensätze solche Maßstäbe anzulegen, könnte nur ein aufgeblasener Frosch wagen. Sie bestehen eben und müssen betrachtet werden, selbstverständlich aber ist, daß der eine mehr im einen, der andere im anderen sich selbst erkennt und das Entgegengesetzte für das zu Bekämpfende hält. Ich erkläre das *ἄπειρον* nicht weiter, denn wie mir scheint, hast Du Dich mit indischer Mystik gerade viel beschäftigt, und daß hier das klassische *ἄπειρον* liegt, ist wohl ohne weiteres klar. Wie gesagt, gut und böse sind jetzt aus dem Spiel zu lassen, aber wenn Du persönlich auch durch die zauberhaften Dinge dort im Lande des Unfaßbaren, Unergründbaren angezogen wirst (ich gestehe, auch ich werde von vielem sehr hingerissen), so bitte ich Dich doch zu überlegen, ob dies wirklich das Prinzip ist, aus dem uns Heil erwächst, das uns große Menschen, große Werke schafft, und dem wir uns folglich hingeben müssen.

Tagebuch, 7. September 1911 (Hamburg)

In Berlin erwartete uns Pa, was herrlich war, und fuhr gleich mit nach Hamburg. Abends gingen wir noch zu Lederers Bismarck. Er war nur schattenhaft zu erkennen, und doch in seinen Umrissen, die halb schon in die Nacht übergingen, gigantisch.

Tagebuch, 8. September 1911 (Hamburg)

Eine Rundfahrt im Hafen. Das war prachtvoll! Riesige Schiffskörper in Docks und vor dem Verladen lagen da, für alle Weltteile bestimmt, um die Erzeugnisse der Erde in rastlosem Eifer hinaus und herein zu führen. Kleine Motorboote und Dampfer flitzten dazwischen hin und her, bald von den erregten Wellen überschüttet, bald sie teilend. Wir standen vorn in einer kleinen Dampfbarkasse und waren gleich durchnäßt. Durch die Winkel und Ecken, Schleusen und Kanäle, Werften und Docks dieses ungeheuren Hafens fuhren wir, bald an australischen Petroleumschiffen, bald an norwegischen Vergnügungsdampfern vorbei. Und wie herrlich, alle diese Tausende von Händen rastlos arbeiten zu sehen, und wie entsetzlich, wenn man sich nach dem Grunde fragt. Da schuften hunderte Sklavenhände, um das Petroleum an Land zu schaffen, das zur Beleuchtung dienen soll; etwa zur Beleuchtung von glücklich-frohen Menschen, um sich zu sammeln in erwärmtem, schönem Hause, wo sich die Liebenden Gedichte vorlesen und Bilder beschauen von großen Meistern, wo Jünglinge den Tönen der Edda lauschen und denen Homers und andere vor Faust und Zarathustra glühen? Dafür? O nein, aber daß alte Mütter, um wenige Pfennige zu verdienen, ihre Augen vollends blind machen am Stickrahmen, aber daß in schlechter Stube armselige Wesen hocken und Spielzeug bemalen von früh bis spät, von Kind bis Greis, oder aber daß in freiem Momente einer rasch die neuesten Nick-Carter und Lord-Lister-Hefte hervorholt, um an ihnen seine schwül-düsteren Gedanken zu nähren, – dafür arbeiten diese tausende Hände und dafür dies gigantisch-machtvolle Schauspiel des Hafens. Und dann die Arbeiter selbst bei kläglichen Löhnen unter menschenunwürdigen Verhältnissen verbittert oder, was weit schlimmer, zufrieden und dumpf ihre Arbeit verrichtend, fernab von allem, was das Leben groß und lebenswert macht, nachts in den stinkendsten Löchern oder in den widrigsten Kneipen ein kurzes Vergessen ihres Elends nur bei den schmierigsten Lüsten, bei Schnaps und bei Dirnen findend, kurz eine zusammengepferchte Hammelherde, die bei ihrem Stumpfsinn zu erhalten

die Lebensgrundlage, aber ein nie wieder zu sühnendes Verbrechen der bürgerlichen Gesellschaft ist.

Abends zum Uhlenhorster Fährhaus. Dort lange gesessen. Die Sonne ließ ringsum die Wolken feurig erglänzen, als sie glühend rot hinter hohen Bäumen verschwand, die in der Ferne ein mattes, schattenhaftes Grau, weiter vorn ein tiefes Grün zeigen. Die Wolken gehen von rötlicher Glut allmählich in violette Farbenspiele über. Weit dehnt sich die Alster vor uns in ungewisse Ferne und in den mannigfaltigsten Zusammenstellungen und Tönungen der Farben, jede Welle anders erglitzernd. Vorn wird sie heller, rosig, ja fast weiß und erschimmert mehr in Flächen, durch die sich einzelne schwärzliche Kringel ziehen. Ein tiefschwarzes, großes Lastboot, von einem Arbeiter mühsam gestoßen, zieht vorbei; ein zweites folgt. In den Bäumen über dem Wasser erscheint verschleiert ein weißes Haus. Nun erbleichen die Wolken. Nur noch ein schwacher Schimmer liegt sanft über dem ganzen Himmel. Die Alster, immer noch violett, doch vorn jetzt in blauen Kringeln spielend, wird allmählich schweigender. Gelbbraune Töne vermischen sich mit wäßrigen, dann dunkelblauen und verschwimmen in der Ferne, grauer werdend. Bald werden sie die ganze Fläche überzogen haben.

Tagebuch, 17. September 1911 (Teneriffa)[21]

Ganz früh nach Las Palmas. Dort durch enge Straßen zur Kathedrale. Rechts in einer Kapelle war Messe. Beim Eintritt sah man nur die rot bemalte Wand, nicht aber den Altar. Vor diesem knieten und standen in unglaublich malerischer Gruppierung Frauen mit schwarzer und weißer Mantilla. Einige kehrten ihr Gesicht im scharfen Profil gegen die rote Fläche, die meisten aber standen mit dem Rücken gegen uns. Männer sah man nur vereinzelt. Ein Dämmerlicht, von wenigen ewigen Lampen und Kerzen unterstützt, lag über allem. Als wir uns wandten, hatte auch die Messe aufgehört. Streng und sehr ruhig erhoben sich die Frauen, bekreuzigten sich und gingen mit königlicher Grandezza und erhobenem Haupte wie die Frauen Ghirlandajos, nichts von Hast oder Eile war zu

sehen, Stolz und Ruhe atmete ihr grader, schöner Gang. Wir fuhren dann zurück. Vom Bord aus sah man nur noch ganz in der Ferne verschwindend den Pic von Teneriffa, der am Morgen sehr deutlich sich abgezeichnet hatte. – Unser schönes Schiff glitt ruhig an Gran Canaria mit ihren schroffen Felsen vorüber auf Teneriffa zu. Meist waren beide Küsten in Sicht, und ragend thronte der herrliche Pic, eingeschlossen zwischen schönen Vorbergen ... Um zwei Uhr fuhren wir mit der Elektrischen nach Laguna. In langen Kurven stieg sie den Berg hinan, immer mit dem herrlichen Blick auf das blaue Meer und Santa Cruz. In der Ferne glaubten wir den „Eber“ oder die „Berlin“ zu sehen, die von Agadir kommen, Kohlen zu holen. Sonderbare gespensterhafte Kakteen wachsen wild umher in riesigen Massen. Die kleinen viereckigen Häuser, meist rosa angestrichen mit bläulicher Einfassung und grünen Läden, begleiten die Straße in fast ununterbrochener Reihe. Je höher man kommt, desto üppiger wird die Vegetation. Niedriger Wein, Bananen und Palmen wechseln beständig miteinander. Diese herrlichen Bäume! Zu stolz, um irgendeinem Ästlein zu erlauben, unterhalb der Krone hervorzukommen, entfalten sie ihre Pracht nur an der höchsten Spitze und tragen allein mit der gerade aufgeschossenen Kraft ihres Stammes die nach allen Seiten hin mächtig und wunderbar ausladende Blätterfülle. Unten immer noch Santa Cruz und das Meer und fern die Berge von Las Palmas, nur fein angedeutet wie mit einem Silberstift und von langen Streifen Wolken in der unteren Hälfte verdeckt ...

Jetzt Laguna. Unser Gepäck wird von eilfertigen, trinkgeldhungrigen Jungen genommen und wir nolens volens zu einem Hotel geschleift, wo wir Kaffee trinken. Nach einer Stunde weiter mit der Elektrischen. Nun öffnen sich die Berge mehr und mehr, die engen düstern Vorgebirge schwinden, und in der Ferne steigt sonnengebadet der Pic in die Lüfte. Wir fahren in eine Eukalyptus-Allee. Die wunderbaren Bäume strömen einen prachvollen, die Sinne betäubenden Geruch aus. Ich weiß nicht mehr, wohin ich blicken soll, auf die altertümlichen Häuser, die einfach aus dicken Steinen geschichtet

sind, auf die Maultierkarawanen, auf die Menschen, die alle so viel Zeit zu haben scheinen, auf die im Hintergrunde verschwindenden Vorberge oder auf die neuauftauchenden, die sich um den Pic lagern, auf die großen Maisfelder, auf die abenteuerlichen Kaktusgruppen oder auf das ewig blaue Meer, das tief unten in unnennbarer Schöne sonnbeleuchtet ruht. Wie es sich leise bewegt, an den Felsen hinaufschlagend seine Wellen bricht oder in unendlichen Farben erschillert! Bald scheint es gelb, bald blau, so tiefblau, daß man sich die Augen zu Tode sehen könnte an diesem Blau, bald rot erzitternd, bald schwarz, bald weiß, bald silbrig, bald wieder grün und dann violett und golden, von der Sonne vergoldet, überstrahlt, gestreichelt, geliebkost, geküßt. —

An einem Hotel vor Tacoranta halten wir. In zehn Minuten soll das Auto nach Orotava kommen. Eineinhalb Stunden dauert es gut. Das ist dasselbe nach spanischer, wie zehn Minuten nach unserer Zeit. Wir standen währenddessen auf dem Dach des Hotels und schauten zum Pic und zum Meer. Endlich, etwa um sechs, kam das Auto. Wir fuhren immer dem Meere entlang auf einer scharf im Zickzack gehenden Straße. Die Gefahr des Abstürzens schien zu drohen, doch ich vergaß alles vor dem herrlichen Anblick: majestätisch bauten sich die Berge auf, dunkel und zerklüftet in der Nähe, aber in wunderbar geschwungenen Linien zum Meere flutend. Erhaben über allem thronte der Pic. An der Seite Eukalyptus, Pfeffer, Kaktus, Bananen und Palmen in wunderbarer Mannigfaltigkeit. Die Sonne steht nicht mehr hoch am Himmel. In wenigen Minuten wird sie versinken. Maultiere und Dromedare mit großen Lasten ziehen vorüber, Frauen mit schön gebogenen Krügen auf dem Kopfe, Männer mit Ochsengespannen voll Bananenkisten. Feine Wolken verhüllen den Himmel. Da taucht in das ruhig atmende Meer langsam die Göttin Sonne. Nun wird es immer dunkler, die Laternen werden angezündet, wir fahren über große Viadukte und in Straßen, die in den Berg gehauen sind. Es ist sehr sonderbar, durch eine Gegend zum ersten Male in tiefer Dunkelheit zu kommen. Die Phantasie bemächtigt sich noch

der allerentferntesten Ähnlichkeit der Dinge untereinander und hält fest, was sie einmal ergriffen hat. Wir fuhren dann wieder in dichte Eukalyptus-Alleen, deren Ende die Nacht verbarg und unaufhörlich erscheinen ließ. Kakteen reckten sich auf zu Ungetümen, sonderbare Gestalten wuchsen aus den abenteuerlichen Bäumen und Bergen. Jetzt war tiefes Dunkel, nur die Laternen des Autos leuchteten etwas voran. Die Dörfer verschwanden mit Bergen und Wolken in schwarzen Massen. Meer und Himmel war fast nicht mehr getrennt . . .

Tagebuch, 20. September 1911 (Teneriffa)

Nachmittag gingen wir bis ans Ende der Stadt Orotava. Dort ist auf einem Felsen mit ganz verblüffendem Geschmack ein kleiner Tempel errichtet. Doch nicht Apollo stand darin, sondern ein Kreuz. Wir kamen dorthin durch schmuddlige Straßen, die Kinder bettelten noch ärger als vorher und starrten vor Schmutz, obwohl sie entzückend aussahen. Mama sagte: „Es gibt keine glückseligen Inseln." Aber die Sonne glitzerte und schien über das Meer, das sich tosend an die Felsen warf; Palmen und Eukalypten standen gegen den Himmel, stolz lag der Pic da, ganz nackte Knaben liefen umher und badeten, schöne Mädchen schauten lächelnd aus dem Fenster, Glyzinien und blühende Büsche dufteten, starke Felsen stemmten sich gegen die andringenden Wogen, der weiße Tempel leuchtete fern. Stand nicht doch Apollo darin? Die Sonne ging unter, alles vergoldend. Traurige Müttergesichter hinter den Fenstern. Wird es nie glückselige Inseln geben?

Um halb zehn abgefahren. Wir hatten wunderbare Rückblicke. Noch in der Ferne sah man Orotava, unsere Badefelsen und den Pic. Und dann die herrliche Aussicht von der Humboldt-Ecke: ausgedehnte Matten und sanft abfallend zum Meere im Sonnenglanze Bananen, Trauben, dazwischen wieder Palmen, der Hintergrund begrenzt durch halbhohe Berge, über diesen ragend der Pic. Das Auto fuhr rasend schnell, und die endlosen Pappel- und Eukalyptus-Alleen schossen vorbei. In Laguna hielten wir noch einmal, um den, wie man sagt, dreitausend Jahre alten Drachenbaum zu sehen.

Es ist ganz wunderbar, wie aus einem unglaublich dicken Stamm fast senkrecht eine Unmenge Äste aufragen mit zerschlissener Rinde wie Eichen, nur braun, und dann oben glatt werden, bis sie ganz hoch eine Krone tragen, die auf der Oberfläche wie abgeschnitten und in der Anordnung der Nadeln Kiefern ähnlich ist. Auf die Fläche, wo die Äste sich teilen, kletterte ich hinauf. Es war herrlich oben. – Dann fuhren wir weiter. Wieder breitete sich das Meer; anfangs nicht von den Wolken zu scheiden, dann aber mit einer Menge weißer Schaumköpfchen belebt . . . An der Humboldt-Ecke träumte ich, wie einst kühne, griechische Seefahrer ihr hochbugiges Schiff hierher lenkten, den Pic erblickten und darunter die sonderbaren zauberhaften Bäume und Blumen, eine liebliche und eine heroische Landschaft zugleich, sanfte Matten, süßduftende Pflanzen und Sträucher und schroffgezackte Felsen und Berge. Heimkehrend erzählten sie dem staunenden Volke von der göttlichen Insel, dem Elysium. Da machten es die Griechen zur Wohnung ihrer Helden, und scheu nur traute sich einer einmal auf den geweihten Boden.

Tagebuch, 23. September 1911 (Auf dem Dampfer)

Fahrt von Teneriffa nach Hause. Ich fing die „Utopia" von Thomas Morus an.

Tagebuch, 24. September 1911 (Auf dem Dampfer)

Die „Utopia" zu Ende. Es ist ein ganz außerordentliches Werk, und im ersten Buche enthüllt sich eine Kenntnis und Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die fast unglaublich ist. Utopien wie die von Bellamy verschwinden damit ins Dunkel der Unbedeutendheit. Ganz ausgezeichnet sind auch die scharfsinnigen Untersuchungen über den Ursprung des Diebstahls aus schlechter Erziehung und allgemeiner wirtschaftlicher Lage, Lebensmittelnot, hohen Preisen der Rohstoffe. In dem Hauptteil nun, der Utopie selber, ist bei allem Vorzüglichen manches doch noch zu rationalistisch, und man fühlt öfter unangenehm den konstruierten Staat, der nicht Menschen, sondern Schemen als Glieder hat . . .

Aus der Schiffsbibliothek borgte ich mir einmal wieder den alten Diederichschen Almanach „Jena und Weimar". Besonders in den „Deutschen Bildungsidealen vor hundert Jahren" stehen ganz prachtvolle Sachen ... Fichte: „Handeln! Handeln! das ist es, wozu wir da sind." Friedrich von Schlegel: „Es gibt eine schöne Offenheit, die sich öffnet wie die Blume, nur um zu duften." „Das Leben des universellen Geistes ist eine ununterbrochene Kette innerer Revolutionen; alle Individuen, die ursprünglichen, ewigen nämlich, leben in ihm. Er ist echter Polytheist und trägt den ganzen Olymp in sich." ... „Künstler ist jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseins ist, seinen Sinn zu bilden." ... Humboldt: „Es gibt kein höheres, tätig und leidend starkes und mit edler Scheu vor einer übersinnlichen alles beherrschenden Macht ergebenes Gefühl, als das, in dem Hektor ausruft: ‚Denn es kommt einst der Tag, an dem die heilige Ilias sinkt!' und doch keinen Augenblick vom mutvollsten Kampfe abläßt." – Mir scheint, damit hat Humboldt eine der tiefsten Erkenntnisse über den Menschen ausgesprochen, etwas ganz Wundervolles, was manchem wohl dunkel vorschweben mochte, keiner aber so gesagt hat. Auch der Anfang dieses Spruches über griechische Melancholie ist ganz herrlich. Von ihm und Schlegel möchte ich mehr lesen.

Wie wahnsinnig freue ich mich auf zu Hause. Ich kann es gar nicht mehr erwarten. Am liebsten würde ich von Brüssel aus mit der Bahn reisen. Endlich wieder bei Pa zu sein! Alle Einzelheiten male ich mir aus, wie schön es werden wird!

Tagebuch, 25. September 1911 (Auf dem Dampfer)

Ich fing die „Arbeiterfrage" von F. A. Lange an und las das erste Kapitel wiederholt. Es hat mich außerordentlich angeregt. Daß der Kräftigere im Kampf ums Dasein siegt, wie Darwin sagt, wird im Tierreich wohl zutreffen, denn dort sind eben körperliche Kraft, List und Gewandtheit die einzigen Maßstäbe. Beim Menschen aber gibt es auch andere, und der plumpe Rohling, der den weniger Geriebenen im

Kampfe unterdrückt und in unsichere Verhältnisse bringt, ist noch lange nicht der Überlegene. Dazu kommt, daß man nicht etwa sagen darf, der Schwächere sei gerechterweise unterjocht worden und könne, falls er große Begabungen des Herzens oder des Geistes besitze, auf anderen Gebieten sich siegreich als der Stärkere erweisen. Das ist deshalb ganz und gar falsch, weil in dem vorwiegend schlechte und wertlose Eigenschaften wachrufenden Kampfe ums Geld alles in Mitleidenschaft gezogen wird, und der Mensch vor der Sorge um das tägliche Brot oft nicht dazu kommt, seine Anlagen gedeihlich zu entfalten. Deshalb wird es die Aufgabe sein, gleiche Kampfbedingungen zu schaffen, und das ist ja schließlich auch die wesentlichste Voraussetzung des Sozialismus, den Menschen zuerst eine gesicherte Grundlage zu geben, damit jeder die ihm eigenen Fähigkeiten, unterstützt natürlich durch eine ganz andere Erziehung als die heutige, voll entfalten kann, um sie mit den anderen im wahren Kampfe zu messen . . .

Tagebuch, 6. Oktober 1911 (Wieder daheim)

Gleich fing ich an, die ältesten deutschen Dichtungen wieder zu lesen, das herrliche Gedicht „Himmel und Hölle“ noch einmal und dann das Hildebrandslied mit ganz genauer Interlinearversion, so daß ich jedes Wort überdies noch mit einem Faksimile des Originals vergleichen konnte.

Tagebuch, 7. Oktober 1911

Das ist ja ausgezeichnet, was Lange da (im zweiten Kapitel) über das Gesetz des Kampfes um die bevorzugte Stellung sagt. Doch finde ich es sehr sonderbar, daß er anzunehmen scheint, ein jeder sei von Geburt an gleich. Wenn das der Fall wäre, so würde der Ruf nach Gleichheit, den er deshalb berechtigt findet, ja entsetzlich sein. Denn wenn alle Menschen durch dieselbe geistige Nahrung dieselbe Bedeutung hätten – hu! schütze mich Zeus vor der Welt! Nein, weil alle Menschen ungleich sind und nur deshalb, wünsche ich die absolute Gleichheit der Bedingungen.

Tagebuch, 14. Oktober 1911

Ein recht interessanter Artikel im „Berliner Tageblatt" darüber, daß der Dreibund überlebt ist und nichts als eine leere Form darstellt. Nur die Konsequenz, daß Deutschland und Österreich allein den gesamten Mächten die Front bieten können, scheint mir verfehlt, und der Hinweis auf die Annexion Bosniens als Begründung dazu kann nicht genügen, da die Mächte wegen Bosnien eben keinen Weltkrieg entfesseln wollten. Aber ich möchte gern (oder vielmehr sehr wenig gern) sehen, was Deutschland und Österreich anfingen, wenn England den ganzen Seehandel lahmlegte, Rußland kein Getreide und Argentinien und andere Länder kein Fleisch mehr lieferten, kurz alle Beziehungen zwischen uns und der übrigen Welt abgebrochen wären, wie es in einem Kriege, nicht in solch einer Miniaturvorstellung nach Muster Italien und Türkei, wirklich der Fall sein müßte. Die andern könnten sich ohne uns wohl schon eine Zeitlang behelfen.

Länder	In tausend Tons				In Mill. Pfd. Sterl.	In tausend Stück
	Roggen	Weizen	Hafer	Gerste	Fischerei	Viehzucht
Deutschland Österreich-Ungarn	13 562	10 658	11947	6 283	1,00	67 686
Übrig. Europa	72 342	41 489	132282	14 488	29,52	130 689

Diese Tabelle veranschaulicht die Produktion der verschiedenen Lebensmittel in den Ländern, ich habe sie mir mühsam aus einer Tabelle der Erzeugnisse im großen Seydlitz zusammengerechnet. Es sind die Verhältnisse im Jahre 1906. Damit kommt ohne die Einfuhr und Ausfuhr auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre

in	Roggen	Weizen	Hafer	Gerste	Fischerei	Vieh
Deutschland Österreich-Ungarn	0,12	0,09	0,11	0,05	—	0,6
Übriges Europa	0,23	0,19	0,46	0,04	—	0,42

Diese Rechnung wird ja höchstwahrscheinlich nicht stimmen oder wenigstens sehr ungenau sein. Im Seydlitz aber steht, daß Deutschland in 1906 20 590 000 Stück Rinder gehabt hat (auf 60 000 000 Einwohner), während Rußland auf 106 000 000 Einwohner 34 400 000 Stück hatte. Damit in Rußland jeder Mensch ebensoviel Rindfleisch essen könnte wie in Deutschland, müßte Rußland etwa 2 Millionen Rinder mehr produzieren. Wenn man dann noch die im Vergleich zu Rußland verminderte Tragfähigkeit des Bodens (daher auch die geringere Menge Vieh) in Betracht zieht, so wird sich wahrscheinlich ergeben, daß das ganze deutsche Volk bei geschlossenen Grenzen überhaupt nicht ausreichend ernährt werden kann. In dieser Lage würde jeder nach Möglichkeit für sich selbst zu sorgen suchen und ohne Rücksicht auf die Gesamtheit kaufen und bezahlen. Man darf als sicher annehmen, daß, wenn die Preise immer noch mehr gestiegen sein werden, dann eine Revolution kommen muß. –

Ich will jetzt wieder regelmäßig Literaturgeschichte treiben: Luther, Murner, Erasmus, Hutten, Brant, Humanismus, Streitschriften gegen Luther und was es sonst aus dieser Zeit gibt.

Tagebuch, 15. Oktober 1911

Sehr fein spricht Lamprecht in seiner Einleitung es aus, „daß eine volle Schilderung des Werdens der Menschheit . . . schließlich nur von intuitivem, künstlerischem Standpunkt möglich ist.“ Das ist vortrefflich! Wenn er aber die ganze Entwicklung der Kunst, der Literatur, alles in allem der Kultur auf die geldwirtschaftliche Entwicklung zurückführt, so weiß ich nicht, ob er da nicht Ursache mit Wirkung verwechselt, denn dieselbe Entwicklung, die nach der einen Seite zur Entdeckung der Welt, zur Ausbreitung großer Handelsbeziehungen führte, führte auf der anderen zur Entdeckung des Menschen, zur Kultur . . .

Wir sind heute sicher in einer Zeit des Überganges, in einer suchenden, autoritätslosen, zerrissenen, ungeformten, chaotischen, einer wunderbaren Zeit, nicht wunderbar an sich als

Gegebenes vom Standpunkt des Beschauers aus, sondern wunderbar, unerhört wunderbar als Feind, als Forderndes. Keine Zeit wüßte ich mir, in der so viel neue Tore aufzureißen, so viel zu kämpfen, zu schaffen, zu zerstören und zertrümmern und dann neu zu bauen wäre als in dieser, unserer Zeit.

Tagebuch, 17. Oktober 1911

Im Lamprecht die Einleitung zu Ende. Manches sehr interessant, aber ich habe viel einzuwenden. Wenn er die Religion mit Schleiermacher „als die gefühlvolle Anschauung des Universums durch das Einzelsubjekt“ definiert und überhaupt alle Religion auf ein Verhältnis des Einzelnen zum Universum (zum Gotte) zurückführt, so halte ich das für einen Grund- und prinzipiellen Fehler. Das ist eben die protestantische Auffassung, die auf das schärfste zu bekämpfen ist.

In den Zeiten, in denen Religion noch eine große und tiefe Bedeutung für die ganze Kultur hatte (frühes Griechentum, nordische Religionen, Zeiten Roms und des Mittelalters), war Religion stets Volkssache. Es war die Vereinigung des Volkes, um zu Gott zu gelangen. Kein Mensch hat im Schlafe, bewußt oder unbewußt an gefühl- (oder gemüt-)volle Vereinigung des Einzelnen mit Gott gedacht. In jenen Zeiten gab es noch kaum einen Einzelnen, der sich deshalb auch nicht gut gefühlvoll mit dem Universum vereinigen konnte. Das hätte bei Griechen und Germanen vermutlich keinen großen Anklang gefunden. Denn diese Völker waren, allen schönen Theorien zum Trotz, verteufelt unsentimental, ja so ziemlich die Unsentimentalität selber. Und solche Völker waren religiös, nicht in dem Sinne der Neuesten oder des Herrn Pfarrers J., die mit einer Unzahl schöner Phrasen daherkommen und einen (ich will lieber nicht sagen was für einen) Brei aus Gemüt, Materialismus und anderen schönen Dingen zubereiten.

Aber ich will mal ehrlich sein: Ich selber, Otto Braun, habe auch nur ein „Gefühl“ davon, was Religion eigentlich ist, eine Definition aber eben leider noch nicht. Ich weiß nur, was sie nicht ist.

Tagebuch, 19. Oktober 1911

Im Homer lesen wir Wundervolles. Die schöne Stelle, wo Athena die *καλὰ πέδιλα,* die schönen Sandalen anbindet und die Lanze *βριθὺ μέγα στιβαρόν* wuchtig groß und fest ergreift. Dann aber:

Βῆ δὲ κατ' Οὐλύμποιο καρήνων ἀΐξασα,
στῆ δ' Ἰθάκης ἐνὶ δήμῳ ἐπὶ προθύροις Ὀδυσῆος
οὐδοῦ ἐπ' αὐλείου· παλάμῃ δ' ἔχε χάλκεον ἔγχος,
ειδομένη ξείνῳ, Ταφίων ἡγήτορι, Μέντῃ.

Dieser Klang schon, da *βῆ δὲ κατ' Οὐλύμποιο* und dann *στῆ δ' Ἰθάκης ἐνί δήμῳ* gibt eine wunderbare Kraft. Und das schönste, *ἀΐξασα,* durch den Spondiacus, der nun gar nur aus zwei einzelnen Vokalen besteht, wird ein Tönen, ein Schwellen in dies „schwebend" hereingebracht, das unglaublich herrlich ist. Es malt förmlich, wie die eulenäugige Göttin, der Nike ähnlich, sich hinabläßt zur Erde, während der Wind, sie tragend, in ihren Mantel bläst. Man denke nur an das schöne Werk des Paionios. Hoch auf dem Giebel eines Tempels stand es, schreitend will es gerade beginnen zu schweben, *βῆ δὲ κατ' Οὐλύμποιο καρήνων* geht es von den Höhen des Olymps. Eine große Ähnlichkeit der Vorstellung zwischen dem Dichter um 800 und dem Künstler um 420.

Tagebuch, 24. Oktober 1911

Den „Tod des Tizian" soll man lesen, wenn es dunkelt, in einer schönen Umgebung, womöglich draußen unter klarem Sternenhimmel, vor gewissermaßen innerlich „schönen" Menschen, jungen Menschen; da wird noch eine große Sehnsucht leben, die fragt. Das Lied aber von des Hammers Heimholung oder Voluspa und die Lieder von Sigurd und Helgi, den Prometheus oder solche Gesänge, wenn der Wind in den Eichen wühlt und die Blätter fallen, die Bäume in trunken-leuchtendem Goldgelb dastehen und ein Farbenrausch in der ganzen Natur ist. Die liebe ich, die beides sein können, stark und wild, und still und schön.

Tagebuch, 28. Oktober 1911

Was hier der Herbst herrlich ist! Rosen haben wir im Garten, viele, viele, und was für Rosen! Da sind schwere große, rote, reif und voll, leuchtend und lockend noch mit ihren duftenden Kelchen, und ganz mattgelbe, still auseinanderfallend mit sehr großen Blättern und tiefgelbe, dann noch junge, der Knospe entsprossen, verheißend und sehnsüchtig, stolz und schön. Diese liebe ich am meisten. Königinnen sind es, wunderbar-herrlich, mit mattem, schönem Geäder, noch nicht gebeugt von zu großer Sehnsucht, auf schlankem Stengel sich aufrecht haltend, ganz zart und noch nicht reif, aber unerhört stolz und edel. Ich halte sie hier in der Hand, die Rosenkönigin, und atme ihren göttlichen Duft. – Und Bäume, Sträucher gibt es, leuchtend golden von einer berauschenden, rasenden Kraft der Farben, mit jenem herrlichen Goldgelb, das auch manche Weintrauben haben, und das sie über alles ähnliche erhebt. Denn andere Früchte haben wohl Geschmack, aber die Traube ist heilig, Dionysos geweiht und den bacchischen Göttern.

Tagebuch, 12. November 1911

. . . Nach all meinen vorher geäußerten Ansichten in der Politik könnte man nun folgern, daß ich einer durchaus nationalen Politik huldige. Dies trifft nur sehr bedingt zu. Ich glaube, nein ich weiß, daß jede Kultur national gewesen ist, daß eine Nation, ein Volk, dadurch daß es sich selbst behauptete und gegen andere kämpfte, Träger der Kultur war. Dies schließt natürlich nicht aus, daß man von den allergrößten Titanen nicht mehr recht sagen kann, sie waren Deutsche, Franzosen, Italiener, Griechen usw., sondern daß diese sich eben ganz über alle Schranken der Nation erhoben und einfach Menschen waren. Ganz sicher ist aber der Boden, in dem sie gewachsen sind, ein nationaler. Und deshalb ist es meiner Meinung nach im allgemeinen menschlichen Interesse unbedingt notwendig, daß die einzelnen Nationen eine wirklich egoistische Politik treiben, wie es ja auch die Sozialdemokraten, wenn sie am Ruder säßen, tun müßten. Man wird

mir erwidern, daß wir seit glücklich vierzig Jahren nationale Politik treiben und doch kein Huhn etwas gemerkt hat von großer Kultur, die dadurch gekommen sein soll. Aber die Antwort ist die, daß wir wohl eine Politik der Bündnisse und des Lavierens und der Kompensationen und anderer gleich schöner Dinge treiben, niemals aber eine wirklich fortreißende, eine wirklich kräftige und gewaltige. Man sieht das an der geringen Achtung, die der Deutsche überall genießt, daran, daß wir es mit übermenschlich genialen Schachzügen dahin gebracht haben, daß Frankreich, England und Rußland die unterschiedlichsten und engsten Bündnisse schließen und daß man jetzt wohl à la Diogenes suchen gehen kann nach einem uns ehrlich befreundeten Lande. Ob Österreich es ist, ob die Türkei, die fortwährend mit anglo- und germanophilen Ministerien abwechselt? Das sind die Folgen einer Waschlappenpolitik, die zu führen bei uns ja schon zur guten Tradition zu gehören scheint . . .

Für mein Gefühl gibt es nur zwei Staatsformen, erstens die Monarchie, die Herrschaft eines Einzigen, zweitens die Demokratie, die Herrschaft des Volkes. Jene entsteht natürlich sehr leicht aus dieser, wie ja wohl alle großen Herrscher von eigner Gnade sich zur Begründung ihrer Herrschaft auf die Volkspartei stützten, Peisistratos und die anderen Tyrannen, Cäsar, Renaissancefürsten, Napoleon. Gegen die Monarchie aber, besser gesagt Tyrannis (da das Wort Monarchie schon zu sehr erbliche Monarchie und dann dies künstlich aufgepäppelte Zwittergeschöpf konstitutionelle Monarchie bedeutet), habe ich mancherlei einzuwenden. Es ist zwar ganz sicher, daß sich am Hofe eines solchen Tyrannen meist ein ungeahntes geistiges Leben entwickelt und die Tyrannis über ein Volk überhaupt fast immer der Höhepunkt von dessen Reichtum und Blüte ist. Die Geschichte lehrt uns, daß nach dem Tode solcher Tyrannen die Reiche entweder in viele kleine Teile zerstieben (Alexander), oder wieder auf ihren früheren Verfassungs- und Kulturzustand gebracht wurden (Napoleon, Manfred in Sizilien), oder ganz zerfielen oder schließlich unter den Nachfolgern dieser großen Fürsten im

unwürdigen Dasein dahinsiechten. So hat die Alleinherrschaft sehr viele Gefahren und Bedenken, darunter kurz formuliert das schlimmste, daß ein solcher Tyrann eine erbliche Dynastie (eine ganz unsinnige Sache) errichten muß, damit nicht alles nach seinem Tode zusammenbricht. Wird aber wirklich den Nachkommen das Zepter übergeben, so ist ja die ganze Idee des Heroentums zunichte. Denn das Genie, das bis in die fernsten Winkel seines Reiches sieht und alles überschaut, ist etwas so Einziges, daß man unmöglich auch nur zwei bis drei Generationen lang gleichbedeutende Nachkommen erwarten darf . . . Nun ist den unfähigen Erben das Reich ausgeliefert; sie werden natürlich durch Militär, Adel und Grundbesitzer geschützt, da alle diese ihre Erhöhung dem Gründer der Dynastie verdanken und bei deren etwaigem Sturz selbst mitzustürzen fürchten müssen. Den zumeist erhobenen Vorwurf gegen den Aufschwung eines Einzelnen zur Alleinherrschaft, daß er zur Volksbedrückung führe, teile ich nicht. Es ist ja fast schon zu einer stereotypen Wendung in der Geschichte geworden, von der Herrschaft eines Gewaltigen zu sagen: „Im übrigen aber verwaltete er das Land ausgezeichnet, und das ganze Volk liebte ihn." Das ist es eben, was man immer vergißt, daß nicht unter einem großen Herrscher, der den Adel und die Großen im Zaume hält, das Volk bedrückt wird, sondern dort, wo das Land unter der Herrschaft kleiner Erbdynastien seufzt, die jede Fühlung mit dem Volke verloren haben und dieser Stütze auch gar nicht bedürfen, da ihnen eine feste Mauer von Militär, Adel und Geistlichkeit zur Seite steht.

Tagebuch, 9. Januar 1912

Daß ich das Tagebuch so vernachlässigte, hatte seinen Grund in der furchtbar eifrigen Arbeit an meinem Aufsatz: „Tyrannis und Demokratie",[22] besonders in den letzten Tagen vor Weihnachten habe ich wahnsinnig geschrieben und bin doch nur bis Alexander gekommen, da ich lieber einen Teil gründlich behandeln wollte, als das Ganze oberflächlich.

An seinen Freund Otto G. *Zehlendorf, 19. November 1911*

... Jetzt meine Bemerkungen zu Deinen Ansichten. Zuerst, daß Du mich ganz und gar falsch kennst, wenn Du etwa meinst, ich könnte über eine Vision lachen. Du scheinst mich für einen eingefleischten Materialisten oder zum mindesten Rationalisten zu halten, der nicht wüßte, daß alles Große intuitiv entdeckt worden ist, was dem Visionären sehr nahe liegt.

Ferner aber glaube ich, daß es ganz falsch ist, Körper und Geist, so wie Du es tust, zu trennen. Bei Dir ist der Körper nicht „Kamerad“, wie Du sagst, sondern Mittel zum Zweck, zum Zweck der Ausbildung des Geistes. Du unterscheidest Dich also nur insofern von den Asketen, als Du erkannt hast, daß man ohne ein Gesundhalten des Körpers, dieses eigentlich doch hinderlichen Trägers des Geistes, ihn nie voll ausbilden kann. Wenn Du einmal zu sehen glauben würdest, daß die Asketen viel mehr Visionen haben und viel näher mit dem „Gotte“ verkehren als Du, wäre es nur konsequent, daß Du Dich einem weltabgewandten Leben zukehrst. Und diesen nur folgerichtigen Schluß halte ich für einen der schlimmsten Irrtümer. Um sich über ihn zu verständigen, bedarf es des Zurückgehens auf die erste Frage, auf die nach dem Zwecke unseres Lebens. Schon hier werden unsere Meinungen erheblich voneinander abweichen. Soviel ich Dich kenne, wirst Du für diesen Zweck das Aufgehen unseres Geistes im All-Geiste, im Nirwana halten, d. h. die Entpersönlichung der Wesen, das Vereinigen mit Gott. Ich frage, warum sind wir vom All-Geiste überhaupt getrennt worden? Als einen natürlichen Entwicklungsprozeß kannst Du dies nicht hinstellen, da Du ja, wie ich Dich verstehe, in der eventuellen Wiedervereinigung oder Nichtwiedervereinigung mit dem Nirwana ausgleichende Gerechtigkeit annimmst. Diese aber kann, nach meiner Auffassung, nur von einem, wenn auch nicht persönlichen Gotte oder Weltgeist ausgehen. Wie mir scheint, sind wir nach Deiner Theorie vom Gotte als Strafe auf diese Erde gesetzt, leben also als Buße für uns unbekannte Sünden im kleineren Kerker, dem Körper, und im größeren, der Welt. Das Ziel: Abstreifung der Fesseln, Körper,

Welt, Leben; Wiedervereinigung mit dem gestalt- und körperlosen unmateriellen All-Einen, dem Nirwana. Wenn Du sagst, der Dienst des Geistes verlange Aktivität, so ist das nur so zu verstehen, daß Du für diese Deine Ansichten kämpfend, Gutes zu tun und als Lohn dafür ins Nirwana einst einzugehen hoffst. Leben hat demnach nur Bedeutung als Vorbereitung. Lästige Bürde muß es Dir im tiefsten Grunde sein. Folglich ist Deine Ansicht, trotzdem Du es selber bestreitest, eine lebenentsagende, jenseitige. Letzte Konsequenz: das Leben von sich werfen – der Selbstmord. Diese Folgerung wohl sehend, hat das Christentum (den Buddhismus kenne ich nicht so genau, ich nehme aber an, daß er es auch tat, denn asiatische Religionen sind ja dieser wie jenes) den Selbstmord für eine der schwersten Sünden erklärt. Dadurch war denen, die ihn übten, die Hoffnung auf das Paradies verschlossen.

Du vertrittst daher eine Auffassung, die zum Selbstmord führt – und zu Schlimmerem.

Glaubst Du wohl, daß man ein Leben der Tat leben kann im Hinblick auf ein Untergehen des Ich-Geistes im All-Geiste, im Hinblick auf eine ewige Ruhe, ein körperloses Fluten und Wogen als höchsten Lohn, als höchste Seligkeit? Ich glaube es nicht. Glaubst Du wohl, daß jene Männer, die uns das Höchste und Gewaltigste gaben in ihren Werken und in sich selbst, daß jene Tatmenschen, die in unaufhörlichem Kampfe, in riesigem Ringen, in immerwährendem Begehren und Verlangen, in der Unsterblichkeit ihres Namens und ihrer Werke (wovon noch besonders zu sprechen sein wird) und auch in der Ruhe, wohl, aber in der gestalteten, körperhaften Ruhe, wie sie uns als Schönheit in Kunst und Natur entgegentritt, ihr höchstes Glück, niemals allerdings ihre Zufriedenheit fanden (denn diese brauchten sie nicht), glaubst Du, daß jene Titanen, alles Ihrige wegwerfend, sich jenem Wesenlosen gebeugt und nach ihm gestrebt hätten? – Ich glaube es nicht. Jene Titanen aber sind unsere Helden, wie sie Europa zeugt, schaffende, aktive, nicht duldende, passive.

Das aber ist es, was Du meiner Ansicht nach zu übersehen scheinst. Dich hat diese Idee des Nirwana ergriffen und ge-

packt; ich will auch gar nicht leugnen, daß es etwas ihr Kongruentes bei Dir gibt. Aber ich meine, daß in jedem Menschen verschiedene Anlagen sind, die sich entwickeln, wie sie geweckt werden, und daß wohl auch manche ganz verkümmern, wenn sie durch gar nichts geweckt worden sind. Und so glaube ich nie und nimmer, daß Du eine ganz passive Natur besitzt, nur ist eben die eine Saite, die mitklingt, wenn sie von diesen indischen dunkel-mystischen Dingen getroffen wird, sehr stark, vielleicht fast treibhausmäßig stark bei Dir entwickelt. Daß andere Anlagen auch in Dir sind, wirst Du wohl selbst nicht bezweifeln; und eine von diesen, die des Stolzes und der Kühnheit, möchte ich getroffen haben . . .

Ich sprach weiter oben von etwas, das Du, wie ich glaube, übersiehst, und das ist, daß das Ziel auf die Wege einwirkt. Das bedeutet: Du kannst nicht sagen: Wenn ich auch das Nirwana als Ziel setze, so werde ich doch die ethischen Gedanken für mein Leben ganz unabhängig davon gestalten. Du kannst nicht sagen: Ich will ein Leben der Tat leben, weil ich dies für gut halte und weil der Gute ins Nirwana eingeht. Das ist ein Widerspruch, niemals kann die Tat als Ziel die Auflösung oder die Ruhe setzen, niemals die Ruhe als Voraussetzung die Tat. Du willst diesen Widerspruch aufheben, denn ein tatenloses Leben widerstrebt Dir, und was nach dem Tode kommt, scheint Dir festzustehen. An dieser Aussöhnung mußt Du scheitern. Wenn Dir aber die Gewißheit des Nirwana über den Willen zur Tat geht, dann vertrittst Du etwas, was schlimmer ist als der Selbstmord, denn alles Starke, Kühne und Edle willst Du den Menschen rauben, d. h. alle die Eigenschaften, die der Kampf und das Leben hervorbringen und die die wahrhaft schaffenden sind.

Auf einen Einwurf will ich Dir noch erwidern, um dann zu schließen. Du sagst vielleicht, daß es ein unerträgliches Gefühl für Dich ist, über das Leben nach dem Tode nichts Bestimmtes zu wissen, daß Du die Gewißheit der Unsterblichkeit brauchst, um leben zu können. Wohl! Aber ich antworte: Es gibt eine andere Unsterblichkeit, die auch gerecht die Auserwählten bestimmt, aber jene Tugenden fordert, von

denen ich vorhin sagte, daß sie die schaffenden sind, das ist die Unsterblichkeit des Namens, diese aber zu erstreben, dünkt mich ein Ziel, würdig gewaltigster Anstrengungen. Denke daran, Deinen Namen der Nachwelt zu erhalten durch großes Tun und Leben, und ich glaube, daß Du Höheres erreichen wirst als mit dem Ziele eines Nirwana.

An seinen Freund Stefan L.   Zehlendorf, 5. Dezember 1911

In aller meiner Freizeit studiere ich jetzt so furchtbar eifrig für meine Arbeit, sammle, schreibe und konzipiere das Ganze, so daß ich zu nichts anderem Zeit finde. Sie heißt „Tyrannis und Demokratie", ein sehr schwieriges, sehr wichtiges Thema, das mich beständig beschäftigt. Aber am Sonntag werde ich doch zu Dir kommen und Dir manches auf Deine Briefe entgegnen, besonders auf die Bemerkung, daß Du mit zwanzig Jahren „fertig" (!!!) wärest, wenn Du jetzt nur schöne Sachen läsest. Halb zum Lachen, halb zum Weinen. Hast Du, ein ganz junger Mensch (der Du doch wenigstens sein willst), es wirklich nötig, mit Deiner Begeisterung hauszuhalten? Bist Du so abgestumpft, daß ein Werk Dir nur bei der ersten Lektüre, wenn die Spannung da ist, Eindruck zu machen vermag? Oder so weise, daß Du es beim ersten Male gleich ganz auskosten kannst? Ich glaube, man kann den Faust Hunderte von Malen bis in sein spätestes Alter lesen, um ihn nur immer schöner zu finden, denn stets wird man so viel Neues entdecken, stets wird er auch so viel Neues in einem selbst erwecken, daß es lachhaft ist, zu meinen, der Gewinn ließe nach.

Tagebuch, 29. Januar 1912

Abends sah ich mir ein ganz außerordentlich interessantes Buch über die Arbeiterfrage an. Der Titel ist etwas großspurig, denn die Schrift behandelt eigentlich nur die Ergebnisse einer Rundfrage unter einigen tausend Metall-, Bergwerksarbeitern und Webern. Diese Rundfrage aber bezieht sich auf das Verhältnis des Arbeiters zur Maschine, auf das, was ihn in diesem Leben am meisten drückt, was er am

meisten ersehnt, was er bei seiner Arbeit denkt, ob sie ihm Freude macht, ob er oft hinaus in die Natur geht usw. Da sind Antworten, die in ihrem Lakonismus erschüttern und wie nur sehr Weniges auf der Welt Einsicht geben. Sie erregen höhere Gefühle als Mitleid, denn aus ihnen spricht nicht eines einzelnen Kummer und Betrübnis, aus ihnen glüht das Schicksal der Millionen, als düstere Fackel vorerst, bald aber als heiligend-leuchtende Flamme, wie sie einst zur Huldigung an das steigende Licht zur Sonnenwende brannte; nur zur Huldigung, denn das Entsetzliche kann sich nicht selbst wie der Phönix zu schönerem Leben erneuen. Realgewandt heißt dies: dieses Männergeschlecht, das alles Drückende erfuhr, kann wohl das Alte umstoßen, aber nicht das Neue schaffen, das müssen ihre weniger leidenden Genossen und ihre Söhne tun.

Tagebuch, Februar 1912

Es ist einer der schlimmsten Fehler unserer Zeit, nie die Ruhe zu finden, stets überall dabei sein zu wollen, das Angstgefühl zu haben, ja nichts versäumen zu dürfen, kurz, nicht Maß noch Gewicht in sich selber zu tragen und nicht in sich gefestigt durch den Strom schreiten zu können. Die Menschen sind differenzierter, ohne geschlossener zu sein. Die Kunst der Einsamkeit ist verloren gegangen, diese Vorbedingung alles wahrhaft Genialen. In der festen Überzeugung aber, daß der einzige Kampf gegen Fehler am eigenen Leibe nur in ihrem Erkennen und fortwährenden Ins-Gedächtnis-rufen besteht, verhehle ich mir nicht, auch von dieser Seuche berührt worden zu sein. Vor den Anfang dieses Buches setze ich daher noch das kühne und trotzige Wort: „Genüge dir selber!“[23]

Tagebuch, 2. März 1912

Ich mache die sehr traurige Erfahrung, daß ich nicht recht bei meiner Arbeit bleiben kann. Wohl stehle ich mir mal einige Stunden, aber zu etwas Geformtem, mehr Durchdachtem komme ich durch die fortwährende Ablenkung doch nicht . . . Ich weiß nicht, wie ich das beurteilen soll. Der erste Ein-

druck war natürlich Wut, aber dann sagte ich mir, daß es vielleicht gut ist, wenn man in meinem Alter gezwungen wird, nicht zu viel aus sich herauszustellen, sondern mehr aufzunehmen, daß man gewissermaßen in sich Kraft in Mengen ansammelt. Ich bin nicht sicher, ob das stimmt, es diente mir zuerst nur als Trost, aber nun scheint es mir doch sehr einleuchtend. Jedenfalls ersehne ich die Ferien, um in ihnen wenigstens etwas tun zu können. Freilich, was mich unterbricht, freut mich auch wieder sehr. So habe ich heute acht Seiten Homer gelesen. Und dieser 6. Gesang hat ja eine göttliche Schönheit. Er leuchtet förmlich wie in der wunderbaren Vorrede des Odysseus die weißarmige Nausikaa. – Und dann Platon!

Tagebuch, 12. April 1912

Die zuletzt gelesenen Kapitel der Apologie noch einmal gelesen . . . Ich entdeckte einen Satz, aus dem ich anfange zu verstehen, daß man den Tod des Sokrates sehr wohl rechtfertigen kann. Denn es heißt da: *καὶ ὑπὸ ταύτης τῆς ἀσχολίας οὔτε τι τῶν τῆς πόλεως πρᾶξαι μοι σχολὴ γέγονεν ἄξιον λόγου οὔτε τῶν οἰκείων.* Was besagen will, daß er bei seiner Beschäftigung, die Menschen zu belehren, keine Muße fand, sich um den Staat zu kümmern. Und es muß natürlich als zersetzend empfunden werden, daß einer sich bewußt vom Leben der Polis fernhält. Es wäre nur die Frage, ob nicht der Staat in einer größeren Zeit diese Tätigkeit politisch gewendet oder sie sich von selbst so gestaltet hätte, wie ja in einem idealen Staatswesen jede Tätigkeit in enger Beziehung zum Staate stehen sollte.

Tagebuch, 4. Mai 1912

Es ist ein Zeichen der Schwäche, nur aus Reaktion etwas zu tun. Wenn ich mir doch stets dessen bewußt wäre, wie es als so schöne Forderung am Anfang dieses Buches steht, Maß und Gewicht in sich selber zu tragen! Aber es ist furchtbar schwer, Einflüsse, die nötig sind, aufzunehmen und sie doch nur als Mittel zu benutzen, sein Wesen zentral vom Innern aus zu

gestalten, und nicht Fremdkörper, wenn auch mit Begeisterung empfangen, eingeimpft im Leibe zu tragen. Es ist eine unglaubliche Stärke dazu nötig, alle Eindrücke, die man unbedingt braucht, um voll schaffen zu können, doch nur so weit wirken zu lassen, als sie verarbeitet werden können, und sich nicht durch schillernde Farben verlocken zu lassen. Werde ich sie haben?

Tagebuch, 23. Mai 1912

Taine[24] schreibt freilich einen glänzenden Stil, aber es ist doch im Grunde nur die äußerste Verfeinerung des Journalismus. Wenn man dazwischen diese blühenden, unglaublich wuchtigen und gewaltigen Sätze Napoleons liest, so verschwimmt alles andere im Nebel der schönen Phrase und der interessanten Gescheutheit. Es gibt wohl keine herrlichere Schule, als den Atem der Titanen zu spüren und ihre Taten mit ihren eigenen Augen zu sehen. Und gerade Napoleon hat in flüchtig hingeworfenen Sätzen, in kurzen Aussprüchen und Ansprachen so unglaublich viel wunderbare Gedanken geäußert (z. B. auch über den Staat), daß ich schon furchtbar viel daraus gelernt habe, und noch viel, viel mehr lernen kann.

Tagebuch, 28. Mai 1912

Nachmittags Homer. Den herrlichen 12. Gesang zu Ende. Dieser wundervolle Lebensmut, diese Freude am Lichte der Sonne, an allem Sinnlich-Schönen und dabei doch diese tiefe Tragik. Hier sehe ich die leuchtendste Verkörperung des aorientalischen, des hellenisch-europäischen Geistes, und darum liebe und verehre ich es so unaussprechlich.

Tagebuch, 28. Juli 1912

Ich lese jetzt langsam, aber entzückt die Vita nuova.

An den Vater *Trouville, 30. Juli 1912*

Eben las ich in der „Woche“ (Nr. 30, 27. 7. 1912) einen Artikel von Ministerialdirektor Dr. Freund über „die Bedeutung der gemischten wirtschaftlichen Unternehmung für die

Wohnungsfrage", der mir sehr interessant scheint. Du müßtest unbedingt darüber schreiben lassen, entweder wie hier im Zusammenhang mit der Wohnungsfrage von Fuchs, Kuczynski oder am besten Eberstadt, da Freund gegen diesen polemisiert, vielleicht auch von Freund selber, oder aber im allgemeinen über diese neue Gesellschaftsform, von der ich zwar eigentlich glaube, daß die Zusammenkupplung so entgegengesetzter Interessen wie der von Staat und Privatunternehmer sie bald ruinieren wird, die aber doch im revisionistischen Sinne ein Hinanentwickeln zum Sozialismus bedeutet. Ist es doch aus den verschiedensten Gründen klar, daß auf diese Weise sich die Verstaatlichung viel leichter und erfolgreicher durchführen lassen wird; denn in dem erbitterten Kampfe, der sich zwischen den beiden Parteien abspielen muß, kann ja schließlich nur der Staat Sieger bleiben, widrigenfalls ein rasendes Tohuwabohu sich ausbreiten würde, weil der Privatunternehmer, nun mit viel besseren Mitteln ausgerüstet, in Trusts und Ringen noch mehr als jetzt alles tyrannisieren könnte. – Ich finde, daß diese Frage sehr wichtig ist, und hielte es deshalb auch für richtig, das Referat einem Sozialdemokraten (Lindemann) zu übertragen. Ich hoffe, daß Dich diese lange Auseinandersetzung nicht zu sehr langweilt und daß in den „Annalen",[25] auf deren nächstes Heft ich mich schon sehr freue, bald eine vernünftigere darüber zu lesen sein wird.

Tagebuch, 30. Juli 1912

... Ich überlegte und fand immer mehr die Idee eines unbedingten, unentrinnbaren Schicksals, das nicht das Gute und Böse einer Handlung abwägt, sondern, ohne im geringsten die Absicht zu berücksichtigen, jede Ursache in ihren Folgen sich auswirken läßt. Ganz verstehe ich es noch nicht, aber ich fühle, daß so der Kreislauf des Lebens geht, so daß dann die großen Menschen, die die gewaltigsten Freuden haben, auch die größten Schmerzen erdulden müßten, ohne zu „sündigen" im sehr untiefen und populären christlichen Sinne; in Griechenland war diese Schicksalsidee wohl noch vorhanden (Ödipus). Sie ist natürlich tragisch, aber nicht nieder-

drückend, denn die Leiden sind ja erst wieder die Schule der Großen und in jeder Beziehung der notwendige Bestandteil ihres Lebens, so daß sich dies zu einem wundervollen Amor fati auslöst, und der herrliche Goethesche Spruch nur von zwei Seiten verstanden werden kann:

„Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen ganz."

Tagebuch, 14. August 1912 (Paris)

Nachher fuhren Mutsch und ich zu den Invaliden. Wir kamen von der falschen Seite hinein und gelangten zuerst in die eigentliche Kirche mit all den zerfetzten Fahnen und erst von da in einen kleinen Seitenraum mit allen Erinnerungen an Napoleons Tod und der Totenmaske, die Antomarchi abgenommen hat. Selten sah ich etwas so Herrliches! Der offene, lebendige, etwas höhnische Mund, die prachtvolle Klarheit und Regelmäßigkeit der Züge vereinigen sich zu einem Bilde von wunderbarer, fast klassischer Schönheit. Würde und Hoheit liegen mächtig darin und besonders eine grenzenlose Erhabenheit über das Kleinliche.

Tagebuch, 3. September 1912 (Wieder daheim)

Mit Begeisterung lese ich Homer und freue mich wieder sehr auf die Arbeit . . . Ich werde wohl den Staat eine Zeitlang in mir ruhen und ungestört durch zu viele Büchereindrücke mehr reifen lassen, was schon an sich sehr gut und nutzbringend ist, außerdem aber durch die vielen, so überaus interessanten Stunden bedingt wird. Als Privatlektüre werde ich dann dichterische Werke wählen und solche, die sich auf meine Stunden beziehen. Ganz und gar keine Resignation, wie man oberflächlicherweise denken könnte, sondern ein Aufsparen und Sammeln der Kräfte, verbunden mit wundervollem Lernen auf anderen Gebieten. Übrigens ist es auch ganz klar, daß die Dinge sich gerade unter dem Bewußtsein meist besser entwickeln, als wenn sie jahrelang unter

öfters müden und unlustigen Stimmungen und übersättigendem Stoffzuwachs am Tageslicht herumgezerrt werden. –

Tagebuch, 5. September 1912 (Obergrainau)

Nach dem Essen einen unglaublich herrlichen Spaziergang auf die höchsten Wiesen vom Waxenstein gemacht. Es hatte tüchtig geregnet, und die mächtig großen, ganz glatt gemähten, teils stark, teils sanft gewellten grünen Flächen verbreiteten ein wundervolles Gefühl von Ruhe und Schönheit. Die bedingungslose Hingabe an die Natur mit ihrer duftenden, klaren und regenfeuchten Luft ist die herrlichste Quelle von Sicherheit und Reinheit der Seele wie des Geistes, und ich habe dann immer eine undefinierbare Empfindung von Freiheit und Freude, daß ich am liebsten laut jubeln und rasend die Wiesen herunterrennen möchte. – Nun will ich noch Homer lesen. – Ich hielt es aber nicht aus und stieg wieder die Wiesen hinauf, um mich oben ins Gras zu setzen und dem Sonnenuntergang über dem jetzt viel klareren Tal zuzusehen.

Tagebuch, 8. September 1912 (München)

Vormittags in der Glyptothek. Das war der schönste Eindruck in München. Der prachtvolle Torso des knieenden Knaben, die wunderbar herbe und strenge Schönheit des Areskopfes, die unnahbare Größe der Medusa Rondanini, der barberinische Faun mit seiner freilich schon späten und demgemäß ein wenig rohen Kraft, die aber doch durch den Schlaf gebändigt ist. Ich denke dabei an eines der schönsten Zarathustra-Kapitel: „Den Arm über das Haupt gelegt, so sollte der Held ausruhn, so sollte er auch noch sein Ausruhen überwinden.“ Es mag nicht sehr passen: schon ist Tierisches darin, Barockes, und man spürt das Barbarische, das am Ende wie am Anfang jeder großen Kultur steht, aber trotzdem noch immer ein Ahnen des Heldischen. Bei völliger Beherrschung der Mittel, bei ausgebildetstem Geschick vermissen wir schmerzlich die adlige Schönheit, Hoheit und Ruhe eines Phidias, die jünglinghafte Frohheit, Frömmigkeit (im aller-

höchsten Sinne, vielleicht besser Ehrfurcht) und Begeisterung der Parthenonfiguren. Aber ich wende mich nun zum Schönsten und Herrlichsten, das die Glyptothek besitzt, dem bronzenen Jünglingskopfe.[26] Hier steht auf einmal so unvergleichlich und erhaben, so im Innersten tragisch wie alles Große tragisch, und so im Innersten heiter wie alles Große heiter, das ganze Hellas vor den erstaunten und beglückten Augen, und wie ein Schauer faßt es uns an, so nah, so ganz nah – warum halten wir es denn nicht, warum greifen wir es nicht, da es selbst sich darbietet? Und die anderen Zeiten alle erscheinen wie im Nebel verschwindend, da jene leuchtend sich reckt. Ich könnte wirklich diesen göttlichen Kopf anbeten.

Motto des 16. Tagebuchs (September 1912)

Ich glaube
So fest und unverrückbar wie kein Frommer,
Ich glaube an meinen Dämon,
Ich glaube an meine Pflichten,
Ich glaube an mein Werk!

Tagebuch, 14. September 1912

Ich dachte viel über Kunst nach, über Klassik und über ihre beiden Ausgangspunkte und Pole in der Moderne, van Gogh und Marées. Beide hatten, was sie sternenweit über jene anderen Künstler der Gegenwart hinaushebt, daß sie, wie Meyer-Graefe mit einem nicht ganz glücklichen, aber schwer anders zu fassenden Ausdruck von Marées sagt, „erkannten, daß nichts so sehr die Kunst zum Niedergang trieb wie der Mangel an einem zentralen Zweck". Das Wort Zweck ist, wie gesagt, etwas unglücklich, da man leicht versucht wäre an Utilitaristisches dabei zu denken, aber was es wirklich meint, unterschreibe ich unbedingt und vollkommen und sehe darin die einzige Möglichkeit, zu neuer großer Kunst zu gelangen, wobei es freilich gilt, die Klippe des Klassizistischen glücklich zu umschiffen. An ihr ist die Kultur des Empire gescheitert, da sie nicht die Kraft besaß, die-



OTTO BRAUNS ELTERNHAUS

ursprüngliche Kraft des Volkes wie einst Italien, die großen und gewaltigen Anregungen der Antike zwar aufzunehmen, aber dann vollständig zu verarbeiten und ein wesentlich Selbstgeschaffenes daraus zu formen. Und darauf wird es ankommen, ob das deutsche Volk einst stark und jung genug sein wird, aus sich selbst eine neue Kultur und Kunst zu gestalten, wie Goethe sie vorbildlich geschaffen hat, und nicht durch allerlei Seitensprünge und Schwächlichkeiten schmählich stecken bleibt.

Ich las die erste Elegie des ersten Buches von Tibull zu Ende, die ich einfach entzückend finde. Eine reine und stille Schönheit, ein großer Reichtum der Bilder und des Klanges, eine wundervoll zarte und doch lebendige Anschauung ist darin.

Tagebuch, 29. Oktober 1912

Ich glaube, die ungeheure, in der Luft liegende Kriegsgefahr könnte nur durch Österreichs Preisgabe der Montenegro und Serbien trennenden Linie gebannt werden. Aber ob Rußland den Bulgaren Konstantinopel (Byzanz!), wenn sie es erobern, läßt, wie Rumänien sich stellen wird, was aus dem Panslawismus wird? Alle diese unendlich schwierigen Fragen enthalten so viele Kriegskeime, daß ich nicht den Mann sehe, der sie unterdrückt. Vielleicht kann es nur eine Frau, – die Angst.

An seinen Freund Otto G. *12. November 1912*

. . . Ich liebe viel zu sehr Hellas, griechisches Wesen, das Helle, dabei natürlich ganz und gar nicht Rationalistische, das Körperhafte; ich liebe viel zu sehr das Leben und den Kampf, den Leib, kämpfende und sinnenhafte Völker und Philosophen wie die Griechen, wie Nietzsche, als daß ich einer so vagen, körperlosen, lebenverneinenden Philosophie oder Religion (wie der des Tschuang-Tse) anhängen könnte. Ich glaube auch, daß solche Lehre niemals in einem starken, lebendigen Europa wird festwurzeln können; wenn sie das täte, muß Europa untergehen.

Tagebuch, 28. Dezember 1912

Im Kaiser-Friedrich-Museum. Ich werde immer mehr in die klaren und hellen Italiener verliebt, selbst meine Begeisterung für Rembrandt muß dahinter zurückstehen. Ich empfinde dort so sehr die Begrenzung der starken Farben und starken Linien, die gebändigte Stärke und das vollkommene Maß, daß mir das oft fast chaotisch in- und durcheinander flutende Helldunkel der Rembrandtschen Welt längst nicht gleiches Glück und gleiche Kraft wie jene gibt.

Tagebuch, 11. Januar 1913

Ich bin ganz entzückt und begeistert von Herodot, und mein bisheriger Eindruck ist dieser: Das Wunderbare an ihm ist, wie ganz rein berichtend, rein anschauend er alles erzählt, mit seinem scharfen und klaren Blick die Dinge einfach nebeneinanderstellend, ohne scheinbar eine Meinung zu haben, oder jedenfalls ohne sie immerwährend vorzudrängen. Mit seinem fein aufmerkenden Auge, seinem fein authorchenden Ohre nimmt er alles Geschehen klar und scharf umrissen auf, um es ebenso niederzulegen. Ganz selten aber, wenn seine Anschauung gesättigt ist von den farbigsten schärfsten Bildern (diesen zweifellos einst in der griechischen Kunst vorhandenen, aber nicht mehr erkennbaren Zusammenhang läßt uns van Gogh von neuem erleben), springt die herrliche Schale und bietet als berückendste Frucht eine so unvergeßlich prachtvolle Stelle dar wie das Kapitel 78 mit seinen ewigen Sätzen über die Demokratie. Hier treffen wir das Wesentlichste der außerordentlichen Wirkung dieses Mannes: er ist kein maßvoller Architekt wie Livius, wie wahrscheinlich Thukydides und die großen römischen Historiker, aber er meistert die Dinge auf andere Weise, indem seine höchste Kunst darin besteht, daß es den Anschein hat, als ob er von diesen gemeistert würde. Ihm ist die Welt noch neu, ganz neu und rein emporgestiegen wie Aphrodite aus den schaumbedeckten Wogen des schlundreichen Okeanos, darum hat er nicht die Kraft, sie so zu kneten und zu formen wie ein Späterer – wenn diese scheinbare Schwäche nicht zu höchster Stärke

wird. Denn jener dionysische Rausch, der ihn vor den Dingen dieser jung erstandenen Erde erfaßt, und der in der apollinischen Helle seines Werkes endet, schafft Höheres als späte, kritische Sonde. Gerade jenes erstaunte und doch selbstverständliche Sichhingeben an die Geschehnisse birgt und gebiert deren fortreißendes Pathos. Wir vermögen hier die höchste schöpferische Kraft zu bewundern in vollkommener Zurückhaltung und Bescheidenheit gegenüber dem Objekt, trotzdem, nein eben darum, von starkem Geiste geordnet, zu mächtigster Wirkung hinführend.

Man mag sagen, daß aus einem Bruchteil des Werkes nicht auf das Ganze geschlossen werden darf. Wenn dies auch teilweise eingeräumt werden soll, so ist doch dagegen zu bemerken, daß aus dem kleinsten Überreste eines Bogens die ganze Kugel neu geschaffen werden kann. Große Organismen aber nähern sich stets in ihrem Wesen der runden und in sich vollendeten Gestalt der Kugel.

Tagebuch, 16. Januar 1913

Mitten zwischen einem Cézanneschen Liebestanz und einem Monticelli hing ein altes italienisches Männerporträt von niederzwingender Macht und Größe. Es fiel derartig aus dem hypermodernen Saale dieser Ausstellung heraus, daß ich ganz verblüfft war. Seine wunderbare gelassene Ruhe auch in den Farben triumphierte über das Chaos moderner Versuche, – aber schließlich: die Welt ist doch aus dem Chaos entstanden! Also!

Nachher die dritte reizende Sulpitia-Elegie (an Apollon) gelesen. Ich glaube nicht, daß Tibull der Verfasser dieser Lieder ist. Sie haben einen anderen Stil als seine viel weicheren, zarteren und klingenderen eigenen Gedichte . . .

Tagebuch, 17. Januar 1913

Abends endlich mal wieder in den Proklamationen Napoleons gelesen. Die unübertrefflichen des ersten italienischen Feldzuges, die wirklich den freien und starken Atem der Demokratie haben wie zu Beginn der Perserkriege, sah ich

wieder an. Die Sprache der Franzosen wird in seinem Munde zu einem anderen, nicht minder schönen Latein.

Tagebuch, 20. Januar 1913

Vergil. Er ist mir feindlich in seiner ganzen Kunst, da ich Homer liebe, den Gegensatz. Der schöpft durchaus aus der Lebendigkeit, der Fülle, alles Banale oder Phrasenhafte fällt bei ihm fort; wie leibhaft, wie erlebt ist das Phäakenland, ist der Sturm. Wer das geschaffen, kennt das Meer und die Menschen, der hat den Flug der Vögel beobachtet und den Lauf der Tiere, hat die Blume betrachtet und das Schwert und die Wunden der Schlacht gekannt. Von innen heraus ist bei ihm alles geboren, und sein Pathos wächst sich zum Herrlichsten aus, da es wahr ist, wahr im höchsten Sinne: künstlerisch erlebt und leibhaft geschaut. Wie anders Vergil! Wenn ich nicht wüßte, daß er nie das Land verlassen, seine Schilderung des Sturmes würde es mir zeigen. Einzig der große Radau interessiert ihn, und da bringt er freilich manchmal klanglich schöne Stellen hervor, während natürlich ein fortlaufend guter und starker Stil nur aus dem guten und starken Innern wachsen kann.

Tagebuch, 26. Januar 1913

Vormittags zwei Alkohol-Broschüren gelesen, Gruber und Kräpelin und dann Forel. Ich gewann daraus doch die Überzeugung, daß eine körperlich degenerierte Zeit, gleich der unseren, Pflichten auferlegt wie keine andere, so daß die rein soziale Seite der Frage einen zwingt, Abstinent zu werden, weil man ja nur zum minimalsten Teile für sich selbst zu leben hat. Wäre dies nämlich anders oder lebten wir in einer gesunden Zeit, so würde ich ganz gewiß trinken, da es alle großen Männer, alle großen Zeiten taten und alle großen Dichter es besangen.

Tagebuch, 1. Februar 1913

Morgens las ich in der „Neuen Rundschau“ einen Artikel von Maeterlinck über die wissenschaftliche Erforschung des

Spiritismus und die dabei zutage tretenden Phänomene. Da wurde mir dies klar: ich darf mich nicht mit den Dingen abgeben. Ich empfinde deutlich das hohe Maß der Pflichten, die auf mir liegen, und ich sehe, daß ich weder jetzt noch jemals das Recht haben werde, zu tun, was mir gefällt oder mein Vergnügen reizt. Ich weiß nicht, ob es bei jedem Menschen so ist, bei mir gewiß. Es kann auch für mich gar keinem Zweifel unterliegen, daß ein Daimonion, so mächtig wie das des Sokrates, ein untrüglicher Stern mich behütet, so zwar, daß mir unbedingt die Verantwortung in der Wahl der Dinge bleibt, dieser mich aber in allem leitet, was nicht von meiner persönlichen Entscheidung abhängt und besonders mir die richtigen Gefühle für die Wahl eingibt. Wohin ich gehen werde, weiß ich nicht, daß ich aber gut gehen werde, wenn ich dessen, was ich oben sagte, bewußt bleibe, das freilich weiß ich.

Ich habe mich nun schon öfter gefragt, ob ich eigentlich Gedichte machen darf. Aber erstens scheint mir, daß diese doch einen bestimmten förderlichen Geist, den nämlich, den die ungeahnt herrlich erschlossene Welt von Hellas mir einflößt, zum Ausdruck und zur Entfaltung bringen, dann aber kann ich ja noch nicht über die nächste, so sehr nahe Krümmung meines Weges hinwegsehen, und es gibt so viele ferne Pfade, die ich über mir in den Bergen und in den Wäldern und Tälern drunten dahinziehend erblicke, daß ich nicht ahnen kann, welcher der meinige sein wird. Doch scheint es mir ganz klar, daß das erste meiner Lebensgesetze, deren Übertretung die furchtbarsten Strafen jahrelangen Aufenthaltes nach sich zieht, mich mit herrischem Befehl von dem buntgleißenden und unendlich verführerischen, von Sphingen bewachten Tore der Mystik zurückhält. Mein Wille geht auf die irdische Luft, auf den Leib und das Leben, und meine Unsterblichkeit ist die meiner Werke und meines Namens. Unbeschreiblich, aber wahrhaftig ist das Gefühl, das mich einordnet in den gewaltigen tiefen Zusammenhang der ganzen Welt, in dem ich eine heilige Aufgabe, einen weisenden Geist erhalte, und ganz fühle ich mich durchdrungen von diesem allerherrlichsten Bewußtsein.

Tagebuch, 23. Februar 1913

Ich ging früh mit Mister[27] in den Wald an einem wunderschönen Morgen, für den ich aber als einzige dichterische Gestaltung mein Gedicht „Februarmorgen"[28] finden konnte. Eine scharfe und mir willkommene Kälte war in der Luft, so daß alles gefror. Nur wie ein Schleier lag ein wenig Mißmut über meinem Herzen, bald aber besiegte ihn das alles umklammernde Gefühl der olympischen Urheiligkeit des steigenden Tages. Ich kam jedoch bald zurück. Eine wachsende und mir nicht recht erklärliche Schwermut, dann ein ausgeprägtes Mißbehagen dehnten sich über mich aus. Es war dies freilich in den letzten Tagen nichts Neues, und wie gewöhnlich versuchte ich sie durch Träume zu verscheuchen . . . Doch das Leben läßt sich nicht ungestraft durch Träume einsingen und einlullen. Ich glaube, daß es auch mit Hippolyta[29] als Phantasiegestalt nicht mehr lange dauern kann; mein Wille geht jetzt sehr auf die Wirklichkeit und Lebendigkeit. Vielleicht ist das Dichten ein Erzeugnis dieses traumhaften und sehnsuchtgeschwängerten Zustandes (der ja manchmal sehr schön ist), und vielleicht muß es aufhören, wenn ich das Leben fasse, obwohl ich es nicht glaube, da ich doch letztlich herzlich unsentimental und objektiv beschauend bin. Im schlimmsten Falle aber: was gehts mich an? Ich weiß freilich, daß ich noch weit davon entfernt bin, an Stelle der leicht schwankenden Träume langsam aufwachsendes Leben zu setzen.

Tagebuch, 3. März 1913

Vormittags rasend schlapp, Kopfweh, Schwindel . . . Ich fing Tibulls zweite Elegie an und las Herodot mit Muße, zu dem ich in stets steigender Begeisterung und mit wachsendem Interesse Noten schreibe. Mich erregen jetzt wieder die Staatsprobleme sehr, ganz besonders Staat und Religion (Kirche), am allermeisten aber die Religion überhaupt!

Tagebuch, 12. März 1913

Mit Mister spazieren. Ein sehr prosaisches Gedicht gemacht dessen Inhalt mir aber wichtig ist:

Über der Landschaft fließenden Wellen,
Die nach dem Tale hin
Sachte verebben,
Ragt in den sicher gezogenen Zügen
Richtenden Willens klar der Palast.
In den bewegten, stets wechselnden Wogen
Ewig erneuet wächst die Natur,
Doch aus des Menschen ordnendem Bauen
Fügt sich gestaltetes
Bleibendes Werk.

Dann auf einen Baumstumpf gesetzt und mit großem Genusse Wölfflin[30] gelesen. Seine Schilderung des Cinquecento ist außerordentlich. Er liebt es, und die Liebe erschaut stets das Gesamtpathos des Menschen am besten, da sie ihrem Wesen nach mit der ebenso allumfassenden Weisheit verwandt ist. Der Haß dagegen, der ein wenig bei seiner Behandlung der Frührenaissance herausbricht, ist klug und scharfäugig, tritt wie ein Kurzsichtiger nahe an die Dinge heran und schaut nur die Einzelheiten. Wölfflin scheint mir zu übersehen, daß es eine Kultur der Frührenaissance gab, eine Kultur der Hochrenaissance jedoch kaum. Zwar bemerkt er selbst Seite 232: „Die Hochrenaissance steht auf einem schmalen Boden, und die Gefahr lag nahe, daß sie sich erschöpfte", aber er zieht nicht ganz die nötige Folgerung aus dieser Erkenntnis. Es war eben das vollständige Zurückgehen auf den Menschen, diese Losreißung des einzelnen vom Volke, alles andere als ein Zurückgehen auf die Antike. „Auge in Auge" standen sie nicht dieser, sondern höchstens der lateinischen Rhetorik eines Vergil. Man vergesse nicht, daß kaum ein einziges griechisches Originalwerk, kaum eine einzige römische Kopie aus früher Zeit bekannt oder gewürdigt war. Diese durchaus rhetorische Kultur mußte sich dann in den schaurigen Gewässern des Barock und der Gegenreformation entladen. Und manchmal habe ich selbst schon bei Werken der klassischen Zeit den Eindruck des Äußerlichen.

Wenn Wölfflin von Frührenaissance spricht, meint er fast stets Filippino, Botticelli oder gar Ghirlandajo, der zweifellos

ein Künstler zweiten Ranges ist. Allzusehr übergeht er die hehre Würde und Ruhe, dabei die Lebenslust und Lebenskraft des früheren Quattrocento. Doch dies sind kleine Ausstellungen, die dem Werke, das von allen, die ich kenne, meine Kunstbetrachtung am meisten gefördert hat, keinen Abbruch tun können. Wölfflins Liebe gehört eben der klassischen Kunst, deshalb ist es gut, sich nur in dieser von ihm führen zu lassen.

An seinen Freund Otto G. *Zehlendorf, 22. März 1913*

Ich habe mich in der letzten Zeit ziemlich viel mit Renaissance beschäftigt, besonders mit der Architektur, die Dich eigentlich wegen ihrer mathematischen Gesetze auch interessieren müßte. Bei näherem Versenken in die Herrlichkeiten einer rhythmisch gegliederten Wand, eines wohlproportionierten Fensters steigen einem ungeahnte und unerhörte Schönheiten auf. Ich glaube auch, daß die Architektur recht eigentlich die männliche Kunst ist und daß ihre (freilich schon etwas aufhörende) Zurückstellung in unserem Zeitalter besonders deutlich dessen Effeminierung zeigt. Ungemein wichtig finde ich auch das Verhältnis von der Logik in der Mathematik zur Logik in der Architektur.

. . . Jedenfalls gibt es eine lebendige Logik, die sich etwa in der lateinischen oder griechischen Sprache, einem antiken Tempel, einem Renaissance-Bauwerk, einem Drama von Shakespeare, einem Gedicht von Goethe ausdrückt, das heißt in den schönen Verhältnissen, dem Abgewogenen, Gegliederten und Gestalteten dieser Dinge überhaupt besteht. Ich habe die Überzeugung, daß es ganz außerordentlich fruchtbar und anregend sein müßte, hieran mehr im allgemeinen das Verhältnis der Idee zum Leib zu erforschen, das Abstrakte mit dem Gestaltgewordenen, das Gewachsene mit dem bewußt Geschaffenen zu vergleichen (wobei sich auch wieder der außerordentliche Unterschied der Sprache als eines stets wechselnden Naturproduktes von den anderen genannten Kunstprodukten zeigen würde).

Tagebuch, 4. April 1913

Fast drei Stunden allein mit Mister durch den Wald gerannt. Er versteht das sehr gut und kann etwas Bacchantisches dabei bekommen, so seltsam das auch klingt. Es birgt ein wundervolles Glücksgefühl, die Tiere und Pflanzen bis in alle Einzelheiten zu beobachten, sich zu vergegenwärtigen, wie ein Hase läuft, wie ein Reh springt, kurz, der Natur in dieser Weise des Gestaltens gegenüberzutreten, denn auch das reine Veranschaulichen und Sichbewußtmachen der Dinge bedeutet schon eine untere Stufe des Gestaltens.

Tagebuch, 27. April 1913 (Florenz)

Vor sechs Uhr aufgestanden. Ich hatte die Läden offengelassen, und das Licht weckte mich schon viel früher. Durch die noch verschlossene und menschenleere Stadt ging ich nach Santa Croce, wo ich eine halbe Stunde in der Kapelle mit der Geschichte Johannes' des Täufers blieb. Wunderbar, weil vollkommen vom Sinn durchdrungen, ist der Aufbau des Bildes, das die Entführung Johannes' in den Himmel darstellt. Es ist unglaublich ergreifend, wie die Jünger teils emporgerissen, teils niedergeschleudert werden, und die ganze Kraft Giottos zeigt sich in der Kunst, aus diesem Motiv ein von einheitlichem und eindringlichem Rhythmus durchflutetes Bild zu gestalten. Wie sind doch die höchsten Vollender der mittelalterlichen Kultur zugleich die gewaltigsten Grundleger der modernen Welt geworden: Friedrich II., Dante, Giotto!

Tagebuch, 6. Mai 1913 (Florenz)

Ich glaube, in Michelangelos Brust hat ein Titan Heimstätte gefunden, in der Lionardos aber ein Gott!

. . . Es wäre ein Unsinn, wenn wir für drei Tage nach Venedig gingen. Alles würde umgestoßen und so verwirrt, daß ich zu keiner Freude käme. Ich bin von so vielen herrlichen Dingen erfüllt, ja berauscht, habe so unendlichen Stoff für Gefühl und Sinne und Verstand in mich aufgenommen, daß eine durchaus neue Kultur, durchaus fremde Welt wie die Venedigs mich jetzt im höchsten Maße beirren müßte und alle Gestaltung, um die ich ringe, zum Zerfließen brächte.

Tagebuch, 14. Mai 1913 (Florenz)

Ich frage mich oft: Warum bleibt uns die Renaissance in der Dichtung, in der Philosophie und in der Staatenbildung zweifellos das Endgültige zu sagen schuldig (Dante steht vorher), und warum hat sich auch die erhabene Größe des ersten Quattrocento so rasch zu der etwas spielerischen, müden und fast dekadenten Grazie des späten entwickelt? Warum schließlich, um es kurz zu sagen, ist nicht nach diesen herrlichen Anfängen, die wohl Hellas' würdig waren, der Welt ein zweites fünftes Jahrhundert beschieden worden? Ich glaube die Antwort zu finden: Es fehlte die große Erregung, das Gewaltige, Ungeheure, was dem Griechentum seine Religion, besonders die neu einbrechenden Demeter- und Dionysoskulte auf der einen Seite, die Perserkriege auf der anderen gaben. Es fehlte also erstens der religiöse, zweitens der nationale Impuls. In unendlichen Parteikämpfen, bei denen stets nur das Individuum interessiert war, zerrieb sich der Italiener politische Begabung, und ihre Religion war ein Hin- und Herschwanken zwischen Paganismus und christlicher Ekstatik mit allen trüben Zwischenformen. Ich leugne durchaus nicht, daß die Menschen der Renaissance gläubig waren, oft streng gläubig, aber ihnen fehlte der Rausch, das Neue, Fortreißende, das kein Franziskus als ein wesentlich mittelalterlicher Mensch ihnen zu geben vermocht hatte. Wenn sie einen gleichwertigen Ersatz im Humanismus gesucht, so war dies ein tragischer Irrtum, denn Religion als das Höchste für ein Volk ist ihrem Wesen nach unersetzlich und nur durch eine neue, mächtig aufbrechende ablösbar. Daß dann all dieses drängende Suchen wieder in das Christentum zurückmündete, im hysterischen Taumel eines Savonarola noch voll Schwung brauste, dagegen im trüb-trägen Strome der Gegenreformation langsam abzusterben und zu versanden verurteilt war, ist die traurigste Illustration meiner Theorie, daß dieser Zeit eben der große Rausch religiöser und politischer Erneuerung abging.

Dann bei glühender Sonne sehr gefreut an den reinen und entzückenden Verhältnissen von S. Spirito und an der glück- und lustatmenden Glut.

Tagebuch, 16. Mai 1913 (Florenz)

Vormittag nach S. Croce. Hinreißend, entzückend wie stets die Kapelle der Pazzi. Ich bewundere und liebe immer mehr Brunellescos Genie, dann aber bemühe ich mich an stets neu wiederholten Beispielen, im Gegensatze zu Wölfflin den fundamentalen Unterschied zwischen den beiden Epochen des Quattrocento klarzulegen.

Tagebuch, 17. Mai 1913 (Florenz)

Vormittags Casa Buonarotti. Prachtvolle Handzeichnungen, besonders eine viragohafte Madonna, ihr Kind säugend. Mittags nach Fiesole. Es war ein göttlicher Tag. Nach dem Essen ging ich in die Weinberge und legte mich nackt in die Sonne. Selten habe ich ein solches Gefühl von Glück, von Wonne empfunden. Alle Olympier stiegen herab, voran Aphrodite; trotzdem, nein deshalb, macht es unglaublich rein, freudig und schön.

Tagebuch, 19. Mai 1913 (Toscana)

Fahrt durch das herrliche Land, durch fruchtbare Gegend mit schönen Höhenzügen und Schlössern nach Arezzo. Die Säulenvorhalle der Kirche S. Maria delle Grazie ist das Entzückendste in ihrer Art. Von einer kaum glaubhaft leichten, fliegenden Luftigkeit und selbst beim Regen auf das höchste hell und anmutig, scheint sich, wie von Engeln im Spiel errichtet, eine Halle der Grazien zu öffnen. Hinreißend lieblich, – und doch läßt es sich nicht leugnen, daß die Architektur eine Nachbildung von Holzbauten darstellt, die jedenfalls eine im Prinzip sehr bedenkliche Sache ist.

Zurück nach S. Francesco. Durch eine Reihe interessanter Fresken der hallenartigen Kirche mußte man sich durcharbeiten, bis man zum Chor zu Piero della Francescas Geschichte des Kreuzes kam. Der Eindruck von der monumentalen Objektivität und mächtigen Größe dieser Fresken gehört zu den stärksten, den mir Renaissancekunstwerke vermittelt haben. Es lebt darin eine Hoheit und Würde der Auffassung, ein Gefühl für klassische Schönheit in den Gesichtern, dem

Fall der Falten und jeder einzelnen Linie des Nackens, der Hände, das im ganzen Quattrocento allein steht, im Cinquecento anders und unreiner wiederkehrt und an Intensität eigentlich nur mit Giotto zu vergleichen ist. Auch die Komposition wie der Farbensinn sind bei Piero erstaunlich ausgebildet. Wie schön ist das Bild von Maxentius und Konstantin, wie vorzüglich auch das Pferd des Gegenkaisers, das sich nur mit Mühe aus dem Graben herausarbeitet. Konstantin streckt seine blasse schmale Hand weit vor, so daß das Kreuz, von ihr gehalten, in seiner sanft leuchtenden Unscheinbarkeit fast der Sammelpunkt aller Linien wird, denn Maxentius wendet sich ängstlich danach um, während sein Pferd in bewunderungswürdig gegebenem Kontraste nach der entgegengesetzten Seite aus dem Graben klettert. Konstantin selbst blickt voll ruhiger Sicherheit auf das Heiligtum. Und der Wall von Lanzen hinter dem Kaiser, durch den dieser einen mächtigen Vorrang und überlegene Wucht über den vereinzelt dastehenden Maxentius bekommt, läßt sich in seinem verblüffend kühnen und geschickt erdachten Durcheinander überhaupt nur mit Velasquez' Übergabe von Breda und vielleicht noch mit der Alexanderschlacht vergleichen. Was wäre erst über die anderen Bilder zu sagen, die eigentlich die hervorragendsten sind, die Königin von Saba und die Kaiserin Helena, den Traum des Kaisers oder die sogenannte Verkündigung!

Tagebuch, 20. Mai 1913 (Florenz)

Ins Bargello. Ich war nur oben, hauptsächlich bei Donatello und den Medaillen. Man kann selten den Renaissancemenschen so gut kennen lernen wie gerade hier. Welche Unterschiede zwischen dem feinen und edlen Kopf des Vittorino da Feltre und der eitlen Gelehrtenphysiognomie des dicken Guarrino, zwischen dem durchgeistigten L. B. Alberti und dem klugen hartnäckigen, aber eindrucksvollen Bauernschädel des Kaufmannes Cosimo Medici, der mit dieser seiner Urwüchsigkeit die edelste Kultur zu vereinen wußte, – mir eine der liebsten Gestalten. Wie bezeichnend andererseits der dekadent müde Lionello d'Este und der herrische, aber doch

fortreißende Sigismondo Malatesta, die entzückende Strozzi und die vornehme Tornabuoni, daneben Polizian und der schöne Jünglingskopf des Pico della Mirandola. Welch ein Kreis von Menschen!

Tagebuch, 21. Mai 1913 (Florenz)

Im archäologischen Museum Vasen, Bronzen, Gemmen, also nur Griechisches angesehen. Die Tongefäße sprechen mich jetzt so lebendig an, daß ich mir alle Hügel mit ihren Nymphen, Satyren und Mänaden bevölkere.

Tagebuch, 24. Mai 1913 (Auf der Reise)

In Mailand früh in den Dom. Sein Inneres strömt eine läuternde Erhabenheit aus, die groß und rein macht. Sodann herrliche Minuten vor Lionardos Abendmahl.

In Basel fiel mein erster Blick auf Pa!! Durchaus unerwartete rasende Freude! Göttliche Rheinfahrt beim klarsten und angenehmsten Wetter durch die hinreißend schöne Landschaft des Elsaß und des Rheins. Ich konnte mich eines Gefühls freudigen Stolzes über ihre Deutschheit nicht erwehren. Während der vielen Tunnels und bei Beginn wie Ende der Fahrt las ich die Einleitung zu Decembrios Visconti und Sforza. Sie ist sehr interessant, und wieder trat mir das Sonderbare vor Augen, wie die Einigung Italiens vom Schicksal förmlich verhindert wurde. Auf Seite 36 betont der Herausgeber ein anderes bedeutsames Moment, daß nämlich die „nationalen Ausblicke der politischen Ziele der Tyrannen in wohltuendem Gegensatze“ standen zu der „republikanischen Kleinkrämerei“. Hierin, im Mangel des bürgerlichen Gemeinsinns und in dem Hervortreten des entfesselten Individuums, scheint mir auch einer der wesentlichsten Gegensätze zu Griechenland zu liegen. Am meisten Ähnlichkeit damit haben noch die Zustände in Großgriechenland, und jene wilden Abenteuerzüge nach Sizilien und Calabrien erinnern an manch eine Heerfahrt des Piccinino oder des Francesco Sforza. Bei Visconti selbst habe ich das Gefühl, als ob alle Diplomatie der späteren Zeit sowie die ganze Methode des neuzeitlichen

Herrschens von ihm vorweggenommen, wenn nicht gar erfunden worden. Die Biographie ist meisterhaft und gibt das höchste Zeugnis von Beobachtungs- und Darstellungsgabe des Italieners. Wie Decembrio jede Bewegung schildert, wie er mit allen Mitteln jede Regung seiner Seele offenlegt, ohne kleinlich zu wirken, das gehört zu den größten Offenbarungen der antikisch-objektiven Anschauungskraft der Renaissancemenschen. In Visconti zeigt sich ein unheimlicher Herrscher, dessen Organisationsfähigkeit und ganze Art des Regierens nach der einen Seite über Kaiser Friedrich II. auf den Orient, nach der anderen über König Friedrich II. auf die Moderne hinweist. Sehr merkwürdig!

Wie göttlich ist Bingen und der Loreleifelsen!

Tagebuch, 26. Mai 1913 (Bonn)

Früh Visconti zu Ende und Sforza angefangen. Er ist unvergleichlich schwächer, obwohl man zuweilen den schlachtenzitternden Pulsschlag der erregten Zeit hindurchklopfen hört ...

Tagebuch, 1. Juni 1913

Nach Köln. Trübes Wetter. Ins Museum. Wunderbare Bilder unter den Modernen. Von van Gogh fiel mir neben dem Porträt eines jungen Mannes auf grünem Hintergrunde und der Arlésienne besonders die Brücke mit ihrer klassischen Präzision der Zeichnung auf. An einer Reihe späterer Werke kann man deutlich das tragische, aber brennend interessante Schauspiel verfolgen, wie diese herrliche Klarheit und Härte anfing, sich in Wellen zu lösen, wie sie Musik zu werden begann, um schließlich ganz im wogenden Chaos des Wahnsinns zu zerfließen.

Tagebuch, 2. Juni 1913 (Bonn)

Ich empfand eine helle, jauchzende und tolle Lust, die ganz allmählich in ein glückliches Wohlbefinden überging. Es gibt eine ganze Reihe von Erlebnissen, die eine gleiche Wirkung ausüben. Aus dem Zusammentreffen mehrerer solcher Ereig-

nisse aber entsteht jene höchste, die ich je erfuhr: Es ist, wenn man umgeben von herrlicher Landschaft seinen nackten Leib in Gluten der Sonne badet, an ein schönes Mädchen denkt, an Tänze schimmernder Menschen auf grünen, waldumschlossenen Wiesen und an bacchische Spiele, dazwischen auch wohl einen Vers hinschreibt, um schließlich, übermannt von Wohlgefühl und Schönheit, in einen leichten Schlaf zu sinken. Aber es bedarf nicht einmal so vieler Freuden. Vermag nicht schon der Anblick eines edlen Bildwerkes, eines rhythmisch gegliederten Hauses, das flüchtige Vorübergleiten eines entzückenden Kindes, das Hören eines Gedichtes, die heiße Sonne in den Straßen oder das Auftauchen einer neuen erfüllenden Idee alle schlechten Gedanken und Stimmungen zu verscheuchen, den ganzen Menschen gut und schön zu machen! Die nachteilige Beeinflussung durch Häßliches ist dagegen durchaus abzulehnen. Wer von trübem Wetter, antipathischen Menschen, von langem Durchwandern freudloser Straßen, vom Anblick häßlicher Bilder oder von der Lektüre irgendwelchen Schundes sogleich verärgert, verstimmt, dumm oder unzufrieden wird, steht auf einer niedrigen Stufe des Willens und des Charakters. Sein inneres Gewicht ist noch so schwach, daß es bei jedem Anstoß nachgibt. Freilich mag mancher groß veranlagte Mensch, kein Genie (!), auf dieser Stufe stehen geblieben sein. Auf alles Schöne federleicht zu antworten, alles Häßliche aber wie Wasser an mir ablaufen zu lassen, soll mein Ziel sein!

Tagebuch, 4. Juni 1913 (Bonn)

In leichtem Schlafe war ich in flüchtige Träume und anmutige Visionen gehüllt, die wunderbar stärkten. Ich glaubte, mit geschlossenen Augen das Zimmer voller Genien und Götter zu fühlen, zwischen denen ein lieblicher Eros hin und wieder flog, bis plötzlich Apollon am Lager stand und seine heilende Hand auf meinen Hals legte.[31] Meiner festen Überzeugung nach habe ich gerade an diesem Tage einen großen Fortschritt zur Genesung gemacht, und ich überlege mir, ob

nicht die Götter überhaupt nur Symbole unsres Willens sind und ein plötzliches Durchbrechen der auf das höchste gesteigerten Lebenskraft in die leibliche Welt, so daß gewissermaßen der Gedanke die Gestalt formt. Zweifellos aber gibt es noch außerdem irgendein Absolutes, das tatsächlich da ist . . . Es ist sonderbar, daß ich nun, wie sehr ich mich auch stets dagegen wehrte, doch eine Einzelheit des Griechentums nachgeahnt, nachgefühlt habe. Aber wäre es nicht denkbar, daß gerade in der Erkenntnis der höchsten Dinge die Griechen als das bisher bedeutendste Volk auch am tiefsten von allen bisherigen Menschen geschaut haben? Jedenfalls ist das Erlebnis mir so notwendig, so durchaus unwillkürlich geworden, daß ich mir nur seiner natürlich gewachsenen Lebendigkeit bewußt bin und die unendliche Ferne von jedem Klassizismus, als einem seinem Wesen nach Unerlebten, zu deutlich sehe, um auch nur im entferntesten irgendein peinliches Gefühl von Unehrlichkeit oder Rationalismus hegen zu können.

Tagebuch, 7. Juni 1913 (Wieder daheim)

Früh zu Hause. Gefreut, gerannt, getobt usw. Am späten Abend entsprang aus frohestem und glücklichstem Gefühl ein tiefes und um alles flehendes Gebet zu Zeus.

Tagebuch, 24. Juni 1913

Bei wechselndem Regen in großer Erregung über eine Stunde spazieren gelaufen und fortwährend gedichtet, Wald und Wiese voll Elfen und Geister gesehen. Sehr glücklich. Wie immer schrieb ich mir das wenigste auf.

Nimmer verhüllest du,
Vater, dein Antlitz
Zornig mit Wolken,
Aber im Regen
Senkest du selber
Dich zu uns nieder,
Tränkend die Erde.

Fließ auch in meinen
Sehnenden Körper,
Dring auch in meine
Geöffneten Poren,
Fülle auch meine
Wachen Gedanken.

Mich überkam die Empfindung von der reinigenden Kraft des Regens und vor allem das starke Gefühl, daß im Regen Gott selber zu uns hinuntersteigt, der Erde seinen fruchtbaren Samen einflößend (wie Danae und der Goldregen). Jedenfalls hat dieser stark würzige Duft nach dem Regen etwas von einer leiblichen Vereinigung des Himmlischen und Irdischen, aus deren Umarmung dann alles Leben entsprießt. Auch war mir wieder jedes Lebendige so körperhaft nahe gerückt, so handgreiflich faßbar, daß ich sang:

Voll Genien atmet der Wald, und sie tranken
Den schüttenden Regen, der rein uns umrann;
Nun sinnen sie nieder in schönen Gedanken,
Auf freundlichen Ästen, die wenig nur schwanken,
Füllen mit Flüstern den duftenden Tann.

Ich kann dieses Bildes Nähe und farbige, duftige Sichtbarkeit, wie sie sich mir darbot, nicht in Worte fassen.

Tagebuch, 26. Juni 1913

Wenn ich dieses mein Lebensjahr überschaue, so war zumal die zweite Hälfte ungewöhnlich schön. Besonders wichtig erscheint mir die allmähliche Entwicklung des Gottesgedankens. Meine Inbrunst in allen Dingen vergrößert sich, meine seelische Reinheit und Stärke wächst. Ich habe die Überzeugung, daß ich über die splittrige Fasrigkeit, die mich im vorigen Jahre störte, hinausgekommen bin. So sehe ich mit erwartungsvoller Freude der Zukunft entgegen, nach deren Schönheit und Reichtum ich Sehnsucht trage.

Tagebuch, 17. Juli 1913

Der Aphrodite Stern erschien die Nacht,
Da mich der Zweifel bitterlich durchstach
Und wie ein Leu den Zitternden umeilte,
So leuchtend voll der unbesiegten Macht,
Daß er wie Nebel meine Ängste teilte,
Wie einen Ast den Kummer mitten brach.

Es blickten rings des Himmels andre Lichter,
Und nun ward dieser Führer meinem Weg.
Schon hoben sich im Dämmer die Gesichter,
Und Elfen tanzten auf verschwiegnem Steg.

Da streckt ich betend in das nächtge Dunkel
Die Hände auf zum Gott, der sich gezeigt,
Und nun mit seines goldnen Sternes Funkel
Ein Lächeln seiner Gunst mir zugeneigt.

Ich vermag mit diesem Gedicht, das miserabel ist, viel besser als mit Beschreibung meine Stimmung zu schildern, und schon daraus erhellt sein wesentlich unkünstlerischer Charakter. Es ist ein „Gelegenheits“-Gedicht, nicht objektiv erschaut, sondern im Subjektiven stecken geblieben. Nun ist es selbstverständlich, daß je größer das Persönliche, desto schwerer auch dessen Überwindung sein muß, aber ebenso wie im spröderen Marmor sich edlere Bildwerke gestalten lassen als in weicher Terrakotta, so werden auch allein aus den stärksten Erschütterungen höchste Kunstwerke erschaffen, wenn es nur gelingt, diese Erlebnisse zu symbolischer und typischer Geltung zu erheben.

Tagebuch, 19. Juli 1913

Früh in tollem Regen einen Ausflug. Der Wald war ganz leer, alles frisch wie vom Tau benetzt. Dichtes, rotes Gras unter den bronzenen Stämmen, dann wieder eine Wiese voll zartesten Grüns mit dem intensiven Gelb des Steinklees dazwischen, der einen so berauschenden Honigduft ausströmt.

Tagebuch, 27. Juli 1913 (Jena)

In dichtestem Nebel auf den Landgrafen. Es wurde drei Uhr früh und begann zu dämmern. Jener unheimliche und erregende Morgenwind kam, erst ganz sachte, bald stärker wachsend. Aus dem Innern der Bäume drang ein Zittern, ein Flüstern der Dryaden und Elfen, die sich dem Tage entgegensehnten, dann fiel Tau als wundervoller erster Gruß des Lichtes hernieder, der auch uns benetzte. „Vor uns der Tag – und hinter uns die Nacht." Im Rücken lag ein entsetzenerregendes Grau, wie Stahl und Blei, drückend, dumpf und lastend. Im Angesicht jedoch, gen Osten zu, leuchteten die Wolken hellschimmernd wie Kristall, durchscheinend wie Alabaster und vom wunderbaren Spiel der Farben in heller Röte übergossen.

Tagebuch, 2. August 1913

Hippolytos von Lipiner gelesen. Es ist wahrscheinlich sehr bedeutend, aber ich verstehe es noch nicht ganz, wesentlich der freien Rhythmen wegen. Zwar oft im einzelnen schön, doch halte ich es für einfach unerlaubt, ein ganzes Drama in diesen Versen zu schreiben. Es verflüchtigt und verwischt die feste Gestalt, den sinnlichen Leib.

An seinen Freund Otto G. *28. August 1913*

Zwei Erlebnisse sind es, die mich in letzter Zeit ungeheuer mächtig faßten und packten: Religion auf der einen, Eros auf der andern Seite. Ich glaube im Anschluß an das Gastmahl, das doch zum Allerhöchsten auf der Welt gehört, aber besonders auch durch eigenes Erleben dazu gebracht, daß beide auf das engste miteinander verwandt sind, vielleicht verschiedener Ausdruck derselben Sehnsucht oder eine Trennung desselben Stromes. Ich sehe dies zu deutlich und lebendig, als daß ich nicht fest von der Richtigkeit überzeugt wäre, freilich bin ich zu begrifflicher Klärung oder Begründung noch nicht imstande.

Tagebuch, 2. November 1913

Früh hinausgelaufen und die Pan-Szene[32] in den verschiedensten Stellungen zwischen Weiden, Fichten und Eichen bis zur Beschreibung des Eros gedichtet. Den ganzen Tag hindurch umgearbeitet. Ich bin sehr froh! Sonderbar, daß ich keine Zeile am Schreibtisch dichten kann. Eher noch abends im Bette oder im Zimmer laufend Gebete.

Tagebuch, 9. November 1913 (Bremen)[33]

Im wahnsinnigen Tempo in den Bürgerpark, dort dies Gedicht:

Wieder umfangen mich kühlende Lüfte, und wieder
Reinigt der Vögel Gezirp und das Atem der Bäume
Ganz meine Seele. Wie duftet die regendurchnäßte
Silberne Luft; es saugen sie trunken die Lippen.

Und wie zertrennt nun Zeus alle Wolken, hell leuchtet des Himmels
Göttliches Blau, und der Ferne umgoldeter Schimmer erscheinet.
Schwernis verließ mich und Trübsal. Die glutroten Blätter der Bäume
Küsset der trunkene Blick, und nahe mir fühle ich die Götter.

Tagebuch, 17. Dezember 1913 (Wieder daheim)

Nachmittag lange spazieren, dabei nochmals die Szene durchgearbeitet. Auf einmal den Euphrosyne-Einfall und zu Hause in einem Rausch die Szene hintereinander weg zu Ende. Ganz glücklich!

Tagebuch, 1. Januar 1914

Früh zweieinhalb Stunden durch die kalte und helle Landschaft auf lautlosen Skiern hingeglitten. Die Stille des weißen Waldes ist voll erdrückender Unendlichkeit, unerträglich erhaben und über die Maßen berauschend. Nachmittags noch einmal. Wie ein edles Pferd schnaubte der Schnee aus breiten

Nüstern steigenden Dunst, der wechselnd hin und wider wogend bald die Landschaft verhüllte, bald den Blick freigab auf den brennenden Himmel und die schwarzen Kiefern, die wie stumme Lanzenträger vor ihrem Gebieter auf dem weißen Estrich standen. –

Das Buch über den nackten Menschen angesehen. Die Ägypter sind fremdartiger und deshalb staunenerregend in ihrer unberührten Majestät, aber die Griechen bleiben doch stets die Größeren. Ihre Statuen sind Götter und Menschen mit vollem Leben, das dennoch gar nichts von Nachahmung hat. Ägyptische Werke wirken dagegen als gewaltige Kolosse, die durch einen merkwürdigen Zufall zu menschlicher Form gepreßt wurden.

Tagebuch, 1. Februar 1914

Unter einem herrlichen Sternenhimmel, auf dem leuchtend vor mir das mächtige Hieroglyph des Orion stand, bei allerlei schönen Gedanken ging ich nach Hause. Mars steht in den Zwillingen, Saturn im Stier, Venus unsichtbar im Schützen. Ich weiß nicht, was das bedeutet, aber ich weiß wohl, was ich tun muß.

Tagebuch, 2. Februar 1914

Ilias. Der Ton ist von der Odyssee wesentlich verschieden; sie gleichen „wie Schwestern zwar, doch keine ganz der andern“. Hier ist alles drohender, wilder, ungefüger, äolisch, dort maßvoller, beinahe lieblich, eben ionisch. Wie anders auch das Eingreifen der Götter! In der Odyssee spielt doch Mentor-Athene die eigentliche Rolle (Hauptmann hat dies für seine Leukone verwertet), während in der Ilias die Götter so leibhaft (*ἐναργής*) eingreifen, daß einen Erstaunen packt vor dieser sinnlichen Kraft mythenschauender Dichtung, die von einer unerhörten, beinahe höfischen Kultur in gebändigter Schönheit zusammengehalten, das heißt erst zum Kunstwerk erschaffen wird.

Tagebuch, 22. Februar 1914

Sappho gelesen. Über alle Maßen berauschend. Von unerhörter Glut und Schöne.

Tagebuch, 1. März 1914

Der schönste Tag, den ich mir denken kann. Märchenhaft blau der Himmel. Ein wunderbares Aphrodite-Erlebnis von seltener Stärke.

Hellblau ist der Himmel, dein Lager, Cypris,
Du schlummerst auf ihm, und ein sanfter Opal
Wird deine Stirne, die Helios küßt ..... [34]

Tagebuch, 15. März 1914

Beinahe zum erstenmal mit Entzücken Horaz. Seine schmelzende, tönende Sprache ist doch außerordentlich und die Anmut jeglicher Gebärde bezaubernd. Wenn wir das Wort „modern" nicht für das heute Lebendige, Wachsende anwenden, sondern als das Hauptcharakteristikum jener eben vergehenden Zeit des Individualismus und Impressionismus nehmen, so könnte man sagen, daß die Grazie des Horaz modern sei im Gegensatz zur griechischen Charis. Beim Römer ist alles viel vergeistigter, viel mehr zu Ton und Klang geworden, zu ziervollem Spiele verblaßt. Bei allen Griechen dagegen, selbst bei dem anmutigsten Anakreon, wie voll ist alles, wie stark und leiblich, wie hellsichtig und duftend. Das macht, in ihnen lebt Eros, von dem der Keer sagt:

„Mit dem sehr mächtigen Hammer schlug mich nieder Eros,
Einem Schmied gleich, und er badet mich im eisgen Gießbach",

während Horaz nur den Amor kennt, den „lockeren Burschen".

Tagebuch, 17. März 1914

Viel Protagoras gelesen. Sehr Bedeutendes und Tiefes über den großen Menschen. Doch verzweifle ich manchmal, es zu

verstehen. Haben wir denn eine Ahnung, was *ευ πράττειν, ἐσθλός, καλός, ἀγαθός, κακός, κακῶς πράττειν* heißt? Wir übersetzen alles in christliche Terminologie.

Tagebuch, 3. April 1914 (Halberstadt)

Nach sehr lustiger Fahrt mittags in Halberstadt, Mamas Geburtsort. Wir fuhren gleich zum Dom. Zuerst in den merkwürdig schönen Klosterhof. Sehr interessant der Kapitelsaal. Am meisten begeisterten mich hier die Holzplastiken mit ihrer unerhörten Eindringlichkeit, ihrem maßlosen Übersichhinausfliegen, ihrem wilden, chaotischen Flusse. Höher freilich verehre ich die romanischen Statuen, die überwältigende, klagende Maria auf dem Lettner (oder den Reiter in Bamberg). Allzu feindlich ist mir der Naturalismus mancher späteren Werke, deren weltüberspannende Inbrunst ich wohl erlebe; aber ich verlange, daß die Flamme rein bleibe, sonst steigt sie nicht zum Gotte empor, sondern zum Teufel, der vielleicht manchmal sehr nahe neben ihm sitzt. Sonderbar ist eines: Auf Klingers Christus im Olymp lösen sich die Ketten der Titanen. Sollten die Titanen gesiegt haben und der Nazarener einer der Ihren sein?

... In einen kleinen reizenden Bau des deutschen Frührokoko, der das Museum beherbergt. Die merkwürdige Stilart dieser von deutschem Bürgertum umgestalteten Kunst französischen Adels war mir schon aus den Häusern der Umfassungsmauer von Nymphenburg bekannt. Man erhält den Eindruck, daß eine beinahe biedermeierliche Grundstimmung überdeckt ist von den grazievollen Arabesken des eigentlichen Rokokostiles. Die Anmut gewinnt dadurch etwas Sprödes, beinahe Würdevolles, alle störende Behaglichkeit verwischt das Spiel der Linien, und es entsteht ein höchst glücklicher Zusammenklang.

Tagebuch, 7. April 1914 (Goslar)

... Die Bethalle, deren früher offene Halle mit halbmorschen Türen verschlossen ist, enthält in der Anordnung einer besseren Rumpelkammer die bedeutendsten Kunstwerke. Ein

erschreckend naturalistischer Christus von einer abgründigen fürchterlichen Qual im verzerrten Munde fällt zuerst auf. Er gehört zu den Werken, vor denen unsere Kunstanschauungen in die Brüche gehen, zu den Werken, von denen man nicht weiß, sind sie tierisch oder göttlich, ekelhaft oder erhaben, nur eines ist gewiß: sie sind fern von allem Menschlichen, im wahrsten Verstande unendlich fern.

Tagebuch, 18. April 1914 (Wieder daheim)

Bis in die Nacht voll Glut und Wonne zum ersten Male Othello. Ist das ein Gott, Shakespeare! Wie das quellende Leben, verschwenderisch schaffende Natur!

An die Mutter *Zehlendorf, den 2. Mai 1914*[35]

Wenn du hinunterschreitest von Fiesole
Und Settignanos schön an den Berg gelehnte
Häuser zur Linken, – aber zur Rechten des Arno
Göttlich geöffnetes Tal die erglänzenden Augen
Aufschlägt zu dir im Glanze der Nachmittagssonne,
Stille ruht weich auf den Hängen, vom Kuckuck
durchbrochen,
Da strömet Fülle dir, Glut dir und Kraft dir
hernieder.

Glaube nicht, daß ich dich beneide,
Auch im Norden lacht die Sonne,
Aus dem Sand der Heimat wachsen
Manchmal Freuden,
Die die üppig
Aufgeblühte
Pracht Italiens
Selbst nicht darreicht.

Daß am Sockel der mit verhängter Stirn
Hoch sich richtenden Paläste dein Werk
Dir wachse und gelinge, wünsch ich für dich,

Daß es im Duften der Florentiner Rosen,
Der orangegelben, der roten und weißen,
Atmend sich ruhe, hoff ich für dich.

Daß es reif dann und voll von der Glut und der Sonne des Südens
Sich stärke, stähle in Deutschlands rauheren Bergen,
Du es durchdringst und vollendest im Sommer der Heimat,
Fleh ich für dich.

Unser Garten beginnt aufzublühen, Maiglöckchen wird es unzählige geben; die allerersten, noch mit zarten, ganz vorfrühlingshaften Blättchen, lege ich bei. Auch der Flieder fängt an zu duften. Alles läßt Dich tausendmal grüßen, und die kleinen Ärmchen der Blumennymphen strecken sich alle zum Himmel, um Dir Glück, Kraft und Fülle zu erflehen. Ich sehe es ganz deutlich und glaube daran. Du doch hoffentlich auch!

Tagebuch, 12. Mai 1914

Wagenseils hübsche Nürnberger Chronik, dann mittelhochdeutsche Lyrik gelesen. Hiervon ganz begeistert. Eine außerordentlich dichterische Schönheit. Ich las die Namenlosen und Heinrich VI.: „Ich grueze mit gesange die suezen . . .“ auch diese entzückenden Strophen: „Der walt in gruener varwe stat . . .“ Es ist die anmutigste Schilderung einer ganz jungen, scheuen, schlanken Liebe. Von welch unbegreiflichem Reize ist der Kürnberger. Ich sage dies nicht aus Archaismus und Novitätssucht, „der letzten Zuflucht komplizierter Naturen“, sondern weil ich fühle, daß diese Gedichte in ihren unsäglich einfachen und doch so überaus anmutvollen Linien wieder verwandt zu uns reden . . . Der von Morungen hat eine überströmende Leidenschaft, und deshalb ist er uns wohl der liebste. Wer je diese wunderbar reinen und vollen, warmen und kühnen Gedichte gelesen hat, hält es nicht für übertrieben, wenn ich sage, daß dies eine der

schönsten Manneslieben ist, die wir kennen, die die höchste, auch sinnliche Leidenschaft wunderbar vereint mit gehaltener Kraft. Ich denke hier an jenes Lied überschäumender Seligkeit:

„In so hoher webender wünne . . ."

oder das herrliche Taglied. Nie habe ich so viele Gedichte gelesen, bei denen ich dachte, warum habe ich sie nicht gedichtet.

Tagebuch, 14. Juli 1914 (Darmstadt)

Die Holbein-Madonna. Ich saß wohl dreiviertel Stunden davor im Anschauen reinster, unsäglichster Schönheit. Wenn anderes mächtiger ist, so lebt hierin der Gott.

Tagebuch, 15. Juli 1914 (Maulbronn)

. . . Nach schönem Marsch in der regendurchnäßten silbernen Luft, an Tannen- und Buchenwäldern vorbei, und als wir dann die behäbig schönen Wirtschaftsgebäude hinter uns gelassen hatten, die Pforte sicher verschlossen, daß wir allein waren, da nun breitete sich alle beseligende Erhabenheit deutschen Mittelalters wie die Glorie des Himmels weit über uns aus. Im Durchschreiten der herrlich gefügten, nie beengenden Räume des reichen Klosters entfaltete sich Wunder auf Wunder vor unserem Blick: Wunder der Frömmigkeit, Wunder Deutschlands, Wunder des Mittelalters, Wunder der Schönheit, Wunder des Gottes, der sich leibhaft-lebendig hier regt.

Es ist ein Zusammenschluß im Zueinanderstimmen der in verschiedenen Zeiten gebauten Räume, daß die beiden Annahmen unbewußten oder bewußten Gestaltens gleich wunderbar und unmöglich erscheinen. An vielen Stellen reinster romanischer Stil mit der zugleich mächtigen und einladenden, eben harmonischen Rundheit seines Schwunges, daneben zart aufsprießende Gotik, etwas weiterhin reife Gotik mit all ihren Zierlichkeiten. Wie die Türe zum Brunnenhäuschen von nach innen gespitzten Bogen gefaßt ist oder im Parlatorium die reiche Reihe sich durcheinanderziehender Streben immer neu den Blick erheitert! Bei weitem das Herrlichste aber ist das große Refektorium. Drei ungeheure, in der Mitte beringte

Säulen tragen das große Gebäude, das im weichen Schwunge des Übergangsstils wieder auf den Seiten sich niederläßt. Die Verhältnisse der Höhe und Breite sind von unbedingter Sicherheit, während im rein romanischen Laienrefektorium die sieben Doppelsäulen ein etwas düsteres Gewölbe tragen.

An die Eltern *Oberhambach, 19. Juli 1914*

... Ich glaube, daß ich ungeheuer viel lernte in dieser Zeit. Abgesehen davon, daß ich in Bruchsal das bedeutendste Barockschloß und in Maulbronn ein über alle Beschreibung schönes romanisches Kloster sah, ferner in Heidelberg einen unauslöschlichen Eindruck durch das Schloß empfing, habe ich, meiner Meinung nach, besonders sehr viel menschliche Erfahrung gesammelt, was mir einerseits ungemein nötig ist, andererseits natürlich auch eine gewisse Unruhe gibt, die die Gefahr der Zerfaserung birgt. Wenn Ihr aber die maßlose Verwegenheit dieses Ausdrucks entschuldigt, so glaube ich sagen zu dürfen, daß ich schon genug innere Substanz besitze, um durch solch ein Vielerlei nicht aus der Bahn geschleudert zu werden. Freilich bedarf es langer, einsamer Spaziergänge und des Auftauchens entzückend-sehnsuchtsvoller Gedanken, die, wie ich gestehen darf, oft aber nicht immer Euch alleine gelten, um mich zu sammeln und wieder zu festigen. Ihr werdet finden, daß ich etwas wirr bin, und das ist wohl richtig; ich werde kaum geschlossener und erholter, wohl aber reicher und voller zurückkommen. – Wie findet Ihr dieses?:

Ergossen vor mir lag das Tal, im Winde
Des lauen Abends wehen meine Haare,
Und Berg auf Berg entschließet sein Gesicht.

Noch in der Ebne, deren glatter Spiegel,
Auf dem die Pappeln schimmern, fern verfließt,
Badet die Sonne im entzückten Spiel.

Da heb ich meine Arme, – ungeheuer
Ist gold und blau der Himmel ausgebreitet,
Und wie der Falke kreisend steigt mein Lied
Gelassen aufwärts zum Bezirk der Sterne.

usw. usw. in infinitum. Eigentlich ist das Gedicht unverschämt.

Tagebuch, 21. Juli 1914

Auf der Fahrt nach Heidelberg die Geschichte der Stadt gelesen. Es ist sehr eindrucksvoll, eine Lokalgeschichte zu verfolgen. Die große Geschichte wird von einem festen Zentrum aus beleuchtet und spiegelt sich in all ihren Wandlungen darin seltsam wider. Es gibt Weniges, was, gut betrieben, bildender und lehrreicher wäre.

Tagebuch, 22. Juli 1914 (Speyer)

Der Eindruck des Domes im Innern, dessen Grundriß und Gestaltung klar und klassisch, wohlräumig, voll der edelsten Schönheit und Leichtigkeit ist, war sehr groß. Gegenüber der düsteren Macht von Worms eröffnet sich hier der verschwenderische Prunk des stolzesten Kaiserdoms in aller Fülle und Weite. Selbst die Ausmalung, wie schlecht und armselig auch im einzelnen, tut im Spiel der Farben ihre Wirkung. Das Ganze gibt ein seltenes Gefühl von sicherer, edler Pracht. Freilich verbreitete für mich das Bewußtsein, über den Kaisergräbern zu stehen, eine unsägliche Weihe. Wir gingen dann in die Krypta, von deren mächtig gedrungenen Säulen man den ganzen Dom getragen glauben könnte. Ich dachte an die Krypta von S. Lorenzo in Florenz, aber sie ist nicht zu vergleichen mit diesen kühnen und starken Bogen. Das Grabmal des Rudolf von Habsburg, das wir bei Kerzenschein betrachteten, ist sehr streng und schön, wahrhaftig „Urvater Rudolf". Überhaupt, wenn ich Georges Gedicht hersagen würde, genügte dies zum lebendigen Vorstellen der romanischen Gewölbe. Man glaubt nicht, wie notwendig und erhaben hier die herben und verschlossenen, aber doch lebendigen Verse werden. Der Rhythmus des romanischen Gewölbes scheint in ihnen ebenso nachzuklingen wie die Herrlichkeit salischen Kaisertums. In der Gruft selbst wirken die Erinnerungen so stark, daß alles andere schweigt. Wir umschritten sie stumm.

An Julie V. *Zehlendorf, 2. August 1914*[36]

. . . Mag auch alles so verhängt und dunkel sein, daß wir nicht in die Zukunft zu blicken vermögen, das Eine ist mir sicher: Deutschland kann nicht untergehen. Und ich gründe diesen Glauben nicht wie die Prahler auf die Überzeugung von unserer Vollkommenheit und unseren Leistungen, sondern gerade aus dem Bewußtsein, daß wir uns noch nicht erfüllt haben, erwächst mir diese Gewißheit. Das Deutschland, das wir im Herzen tragen, ist noch nicht Gestalt, noch nicht Form geworden. Vielleicht haben wir in der Musik uns schon ausgesungen; in Bild- und Bauwerk, in Dichtung und vor allem in der Gestaltung des Lebens genügten wir unserer Bestimmung noch nicht. Die Aufgabe, die uns geworden, ist schwer, schwerer als die anderer Völker, weil wir vielfacher und vielspältiger sind. Wohl ist in Goethe als Mensch und Künstler der Reichtum, die Fülle, das Innige und Tiefe zu reinem Gebild geworden, aber immer ist es der Einzelne, der aus dem Chaos, aus dem Ungeformten sich selbst Stil und Form schaffen muß. Hölderlins Sehnsucht bleibt noch heute unerfüllt:

„Schöpferischer, o wann, Genius unsres Volks,
Wann erscheinest du ganz, Seele des Vaterlands.“

Nicht die hohe Kultur des Einzelnen kann uns zur Vollendung führen; nur aus der großen Gestaltung des Lebens, der Gesamtheit, der Gemeinschaft, wird uns die Erlösung unseres wahren Seins werden. Dann erst vermögen wir das „neu Gebild“ zu schaffen, von dem Hölderlin singt, daß es einzig sein und von uns zeugen werde. Dann erst wird sich erfüllen, was das deutsche Mittelalter versprach, was die Größten und Besten träumten, daß sie sich „alle finden am höchsten Fest“.

In diesem Sinne, für dieses Ziel will ich hinaus, das heiligste Gut zu schützen: Deutschland. Verächtlich und töricht scheint es mir, sich zu sparen, sich zu schonen. Die Griechen wußten um den wahren Wert, wenn Aischylos es höher erachtete, bei Marathon mitgefochten zu haben, als ein Dichter

zu sein. Für die Erhaltung deutschen Wesens, für seine Erfüllung will ich kämpfen. Wer und was könnte mich da zurückhalten!

Tagebuch, 2. August 1914

Ich meldete mich als Freiwilliger. Bei der Militärbehörde auf dem Landratsamt wurde mir abgeraten und gesagt, Freiwillige werden kaum noch angenommen. Wenn man mich nur erst unter die Fahnen ruft!

Tagebuch, 4. August 1914

Früh mit einem der wenigen, jetzt verkehrenden Züge nach Berlin . . . Alle Gefühle treten jetzt rein und ehrlich zutage, Schmerz, Brüderlichkeit, Hilfsbereitschaft, Mannhaftigkeit, alles Ursprüngliche. Alles besinnt sich auf seine natürlichen Pflichten und Ämter. Unter einem gewaltigen Ziele stehen sie, alles Kleinliche fällt ab . . . Wir waren dann im Reichstag. Einer der größten Tage, die man erleben konnte, denn wie es auch ausgeht, dieser 4. August bleibt bestehen.

Das Aussehen des Kanzlers war beinahe tragisch.

Tagebuch, 6. August 1914

Belgien erklärt nun natürlich auch den Krieg. Aber

„Ein Herz läßt sich nicht kränken,
Das rechter Meinung ist."

Wie göttlich ist Hölderlins „Tod fürs Vaterland". Eben las ich ihn ganz entzückt.

Tagebuch, 18. August 1914

Lange Unterhaltungen mit Papa über meinen Eintritt ins Heer. Ich meine: dieser Krieg ist unserer ganzen Zeit und jedem Einzelnen gegeben als Feuerprobe, um uns alle zu Männern zu reifen, zu Männern für die später kommenden ungeheuren Jahre und Ereignisse.

Tagebuch, 21. August 1914

Der Geburtstag meines Großvaters. Ich kaufte einen schönen Kranz und fuhr damit hinaus in die Hasenheide, wo er

noch im Grabe Schüsse und Kommandorufe hören kann. Dort betete ich:

Nun ich in deine Spuren, Ahnherr, trete,
So sei dein Aug', so sei dein Geist auf mir,
Wenn ich um deinen Mut im Kampfe bete,
So neige dich hinab und leih ihn mir . . .

Tagebuch, 17. September 1914 (Vor dem Auszug)[37]

So will ich dies Buch beschließen. All mein Sehnen und Wünschen habe ich gestern in einem wie noch nie stolzen und demütigen Gebete aus mir hinausgerufen zu den Waltenden. Ich gehe mit aller Freude und Erwartung hin, aber nicht auf Abenteuer und den prickelnden Reiz ungekannten Erlebens, sondern mit der Hoffnung und dem festen Glauben, daß mein Wesen sich bändige und männlich werde und in mir Form und Fülle, Macht und Weite, Stärke und Schönheit finde zu dem unerhörten Leben, das sich später vor mir auftun mag.

Daß nach rühmlich bestandenem Kampf und Sieg zurückkehrend, ich meine Eltern wiederfinde in manch erfüllter Hoffnung und neuer Arbeit tätig wirkend, daß ich mich selbst wiederfinde, gut und stark zu allem mir und der Welt Verhängtem, das kommen wird, und daß ich mein Land wiederfinde, zugleich stolzer und bescheidener geworden, stärker und mutiger, und in allem Zwist und den ungestüm brodelnden Wogen der noch unerlösten Zukunft doch schon trächtig von den schwellenden Gebilden des neuen Zeitalters, in die hineingreifend ich wirken und bilden möge im Geiste der noch schlummernden Gottheit: das, o all ihr Waltenden, erflehe ich von euch, hoffe ich von euch, fordere ich von euch.

Dritter Abschnitt

*

AUS

TAGEBÜCHERN UND BRIEFEN

DES SIEBZEHN- BIS ZWANZIGJÄHRIGEN

Vorbemerkung

Den Siebzehnjährigen rief der Krieg. Dem Lebendigsten nah und doch dem Leben noch fremd, vertraut mit den Geschicken von Völkern und Heroen, doch unbekannt mit der Welt alltäglicher und gar niedriger Kreaturen, zieht er ins Feld und erprobt in Not und Widrigkeit als echt und fest, was in wohltätiger Stille sich zu reiner Gestalt gebildet hatte. Er vernimmt im unerhörten Schicksal seines Volkes, in der Abwehr des Einen gegen Alle den Rhythmus wortlosen Heldensanges. Im Pulsschlag gewaltigsten Geschehens pocht sein Herz furchtlos und männlich stark. Dichterklänge begleiten ihn in den Kampf; mit Homers Versen und Hölderlins Hymnen erhebt er die Herzen der Gefährten, als sie in schaurig tobender Nacht die Leichen der Gefallenen zu bergen suchen.[38] Träume kommender Jahre erfüllen ihn bei allem Grausigen mit erwartungsvollem Glück.

Er blickt dem Tod ins Auge, der ihm die liebsten Kameraden von der Seite reißt. Und nun trifft ihn das Schwerste: die Mutter stirbt. In die dunkelste Tiefe des Schmerzes versinkt er. Doch der Abgrund, der ihn zu verschlingen droht, wird ihm zum Quellgrund gotterfüllter Schau. Er erfühlt das Sein, das Ewige, das mehr ist als alles strömende Leben.

Karger werden die Herzensergüsse während seiner Verwundung und seiner amtlichen Tätigkeit. Politische und strategische Studien, Gedanken und Pläne nehmen breiteren Raum ein; er erschließt sich mehr im vertrauten Gespräch mit den Nächsten, seltener im Tagebuch. Ein unbezwingbarer Drang nach Tat beseelt, innige Hingabe durchglüht ihn, nicht länger duldet es ihn daheim, während er die Gefährten in Kampf und Not weiß.

Noch einmal will er sich den Göttern darbieten. Hatten sie ihm mit „der Stunde Hand die Fülle des Ewigen“ schon gereicht? Erkannten sie ihn als vollendet? Sie nahmen die köstliche Gabe.

An die Eltern *Graudenz, 21. September 1914*

ICH empfinde allmählich, welch eine fabelhafte Erziehungsanstalt das preußische Heer ist. Das widrige, für die persönliche Ehre unerträgliche Schimpfen der Unteroffiziere (Ihr könnt keine Vorstellung davon haben!) bildet, vereint mit dem Stalldienst, eine wahrhaft unvergleichliche Schule. Man lernt eben alles aushalten und sich zusammennehmen, weil man es muß. Ich bin überzeugt, daß ich noch müder sein werde, als ich es heute bin, aber was tuts?

An die Eltern *Graudenz, 22. September 1914*

Ganz glücklich über Euren fröhlichen Brief schreibe ich Euch gleich, auf einem umgestürzten Wagen sitzend, während die Pferde an den Ketten zerren, wiehern und schnauben. Der Dienst ist wahrhaftig herrlich, und gerade daß es Momente gibt, wo man nicht mehr zu können meint, macht ihn so fruchtbar, seelisch wie körperlich kräftigend. Denkt Euch einen herrlich duftigen Morgen, die eben aufgehende Sonne bestrahlt das weitgedehnte Exerzierfeld, an dessen einer Seite sanftgewellte Hügel mit reizenden kleinen Bauernhäusern, an dessen anderer zarte Kiefern in der Ferne erscheinen. Da reiten wir nun hin, den Kopf frei im kühlen Frühwind.

An die Eltern *Graudenz, 29. September 1914*

. . . Und nun muß ich Euch etwas schreiben, was mir besonders entsetzlich ist, und Ihr dürft Euch nicht zu sehr betrüben. Ich würde nichts davon sagen, hätte ich nicht heute morgen mir und vor der Abreise Onkel Viktor[39] gewissermaßen das Versprechen der Ehrlichkeit gegeben. Wir sind heute anders geritten als sonst, und als wir aufhörten, wußte ich nicht so recht, ob ich auf meinen Füßen stehen könnte,

auch nicht, ob meine Finger abgerissen oder nur zerschnitten waren, wie sich dann ergab. Ich hatte eigentlich die Überzeugung, den Dienst nicht mehr aushalten zu können. Nachmittags ging es dann besser. Wir wurden heftig geschunden mit Lanzenfechten und endlosem, raschestem Wechsel von Dauerlauf, Hinlegen, Dauerlauf usw. Die anderen waren ganz kaputt, aber ich hielt mich recht gut. Allerdings erklärte der Unteroffizier vorher, wir wären viel zu jung, wir könnten ja nicht einmal die Lanze halten.[40] Ich habe Euch mit vollkommener Offenheit alles beschrieben. Der Dienst begeistert mich wie vorher, oft beinah zu sehr, ich weiß aber ganz einfach nicht, ob ich ihn körperlich ertrage. Sollte ich es aushalten, so bin ich glücklich.

An die Eltern *Graudenz, 30. September 1914*

Der Putzer ist so eine heikle Sache. Ich kann durchaus nicht einsehen, warum ich mehr sein soll als meine in allem was hier verlangt wird (und nur das steht in Frage) gleich- oder gar höherstehenden Kameraden. Es kommt durchaus nicht auf Mathematik und Französisch und Griechisch an, sondern auf die schlichte militärische Tüchtigkeit des Mannes, eine Tüchtigkeit, die vom Geistigen in den höheren Chargen natürlich nicht, in den unteren aber völlig zu trennen ist. Es paßt mir darum ganz und gar nicht, von einem Manne, den ich hier kraft seiner Erfahrung, seiner Kenntnisse und seiner Leistungsfähigkeit durchaus über mich stelle, mit dem ich mich durch seine schöne phrasenlose Vaterlandsliebe vollständig gleich und vereint fühle, es paßt mir gar nicht, von einem solchen Manne mir die Stiebeln putzen zu lassen.

An die Eltern *Graudenz, 12. Oktober 1914*

... Mein Schicksal steht unverbrüchlich in den Sternen droben, hoch über Gunst und Zufall.

An die Eltern *Graudenz, 13. Dezember 1914*

Nun ist es also geschehen, was ich wußte, als wir uns in Zehlendorf trennten, daß ich nämlich morgen, Montag den 14. Dezember, ins Feld nach Polen rücke.

Ich will nicht versuchen, mich und Euch, meine Eltern, zu trösten, ich vermag es nicht, und überhaupt sind derlei Dinge erhaben über jeden Trost. Ich scheue mich, solche Worte zu sagen, da ich nicht übermütig erscheinen will, aber wenn ich Euch, meine Eltern, so fest den Glauben an jenen mächtigen Schutz, der über mir waltet, einflößen könnte, wie ich ihn hege, so wäret Ihr ruhig und vertrautet auf mich und meinen Stern.

In heißester Liebe umarmt und küßt Euch

Euer Otto.

Lest Psalm 91, den ich auf meiner Brust trage.

An die Eltern *25. Dezember 1914 (Im Felde)*

Am Weihnachtstage, beim Donner der Geschütze, in einer großen Scheune, wo die Pferde scharren und kauen, hingehockt an eine kleine Kiste, beim Licht einer dem Tode nahen Stearinkerze, gegenüber ein Mann, der seinen Hund nach Läusen absucht, eben mitteilt, daß er heute nur drei gefunden hat, habe ich schon in einer so romantischen Situation an Euch einen Brief geschrieben?

Solch eine polnische Stadt ist etwas sehr Komisches. Vielfach pompöse Gebäude, besonders Kirchen, Klöster, Stifte von unerlaubter Großspurigkeit, es fällt dem Auge nur sofort die Formlosigkeit der Gesamtanlage äußerst unangenehm auf. Billigkeit und Überfluß an Grund und Boden mag wohl die Veranlassung sein, eine innere Ursache ist aber gewiß in der ungebildeten (im ursprünglichen Verstande) Baugesinnung zu suchen, die kein Bedürfnis nach geschlossenem Zusammenhalt bekundet, sondern in die Mitte der Stadt einen großen, völlig ungestalteten Marktplatz ohne jedes Verhältnis zu den kleinen Häusern ringsum setzt.

Tagebuch, 16. Januar 1915

Abends den Prometheus des Aischylos in einer nicht schlechten Übersetzung gelesen. Ich dachte mir manches griechisch, und da ward es ungeheuer. Wie das ganze Werk mir den

Eindruck unerhörtester Mächtigkeit und Inbrunst macht! Sehr davon erfrischt und erfreut.

An die Eltern *17. Januar 1915 (Im Felde)*

Das gehört zum Fabelhaften der Kriegszeit: Nicht nur im Allgemeinen, in Gefühl und Geist herrscht das Elementarische, das Ursprüngliche und Einfache, nein überall, bis zum Kleinsten hinab. Man erfährt jetzt erst, was eigentlich Haus und Herd, was alle die Gegenstände täglichen Gebrauches und täglicher (wirklicher) Notdurft bedeuten, was ihre eigentlichen Bestandteile sind, entkleidet von allem ephemeren Schmuck, erfährt dies jetzt erst, wenn man sie selbst verfertigen muß...

Als urgewaltiger Antrieb zum Klassischen, Geformten und Strengen erscheint mir dies Ungeheure, das ich erlebe – der Krieg. Was unseren Ahnen Erfüllung ihrer romantischen Passionen, ja das Urbild alles Romantischen war, der Krieg, das wird uns zum erhabenen Schicksal, zur unbedingten Notwendigkeit, die wir durchleben müssen, damit der Leib unserer reizsamen, beweglichen Zeit hart wird und stählern, ernst und streng, reif und trächtig von all den herrlichen neuen Taten der Zukunft und ihrer männlichen Schönheit.

Ich fürchte, daß diese Betrachtungen eines nachgerade Ungeistigen allzu wertlos erscheinen, vielleicht gar fälschlicherweise phrasenhaft pathetisch, was freilich derböseste Ersatz für mangelnden Geist ist. Ihr werdet aber einen, wenn auch nicht deutlich ausgesprochenen Sinn dahinter zu entdecken vermögen.

An die Eltern *26. Januar 1915 (Im Felde)*

Ihr wißt genau, daß mein Leben nicht von Zufälligkeiten und abrupten Störungen geleitet wird, sondern daß die Ströme, die in ihm fließen, erst sich weiten und hinziehen und Inseln bilden werden und nicht eher enden, als bis sie im allaufnehmenden Meere ihren natürlichen Ausgang gefunden haben.

An die Eltern *1. Februar 1915 (Im Felde)*

Mir scheint, daß dieser Krieg nicht ein einzelnes Ereignis mit meinetwegen noch so großen Folgen ist, sondern vielmehr ganz

wesentlich zu dem Zeitalter gehört, so daß man wird sagen müssen: das Zeitalter begann mit diesem Kriege, der es gleich in seiner ganzen Gestalt zeigte. Eine brodelnde Zeit zuckt empor, hier in Kriegen, dort in Revolutionen, hier in wirtschaftlichen Umwälzungen, dort in Gesängen und Werken, alles aber ist gleichermaßen charakteristisch für sie. Eine Welt gebiert sich neu! So entstand in den Kriegen Alexanders der Hellenismus, in den römischen Bürgerkriegen das Imperium, in der Völkerwanderung das frühe (germanische), in den Kreuzzügen das späte (romanische) Mittelalter, in der Reformation und dem Dreißigjährigen Kriege die Neuzeit, in den Napoleonischen Kriegen die bürgerliche Welt, so wird aus unserer Zeit, für die der gegenwärtige Weltkrieg nichts ist als der erhabene Auftakt, in den unerhörtesten Zuckungen und Krämpfen Unerhörtestes sich gebären.

An die Eltern *20. Februar 1915 (Im Felde)*

Das Problem des historischen Romans scheint mir ein unendlich schwieriges, fast unlösbares. Unbedingte Grundlage ist natürlich genaueste Kenntnis der Zeit, einziges Mittel dazu eingehendstes Quellenstudium. Du hast zweifellos in Deinen „Liebesbriefen" das Problem gelöst, aber ich glaube, das Rokoko ist uns und besonders Dir kaum schon historisch; wenn Du aber, wie ich vermute, an das Mittelalter denkst, so ist es wesentlich schwerer. Du findest zwar alle wichtigen Quellen in der Sammlung der Dykschen Buchhandlung übersetzt (ich besitze den Katalog, im Fensterschrank unter D) für einzelne Zeiten, wie etwa Heinrich VII., sogar in vorzüglichen Zusammenstellungen, findest auch die Kirchenväter pp. in Ausgaben, wenn ich nicht irre, der Köselschen Buchhandlung ebenfalls übertragen, aber es scheint mir fabelhaft schwierig, eine so ferne Zeit mit Leben, mit ihrem, nicht unserem Leben zu füllen. Wie selten gelingt das Echte, Volle! Denk an die wenn auch noch so reizvolle Nebelhaftigkeit C. F. Meyers, andererseits an die Gelehrsamkeit Mereschkowskis. Bei Mereschkowski ist vielleicht jenes Bacchusfest im Lionardo, bei Meyer im „Heiligen" die selt-

same Schönheit altenglischer Kathedralen das Lebensvollste. Überhaupt halte ich die Kunst hier wie überall für den sichersten Führer; wer sich mit dem Geiste der Kunst einer Epoche wirklich tränken kann, der und nur der wird diese Zeit auch voll lebendig zu schauen wissen.

An die Eltern *Lowicz*[41], *2. März 1915*

Es sind die ganz einfachen, urmenschlichen, die klarsten und ältesten Gefühle, die heute wieder emporsteigen. Ich kann mir nicht helfen, immer wieder, bei jeder Kleinigkeit fällt mir ein: es ist gerade so, wie es im Homer steht, Liebe und Freundschaft, Haß und Neid, Verwundung und Tod, Heilen und Morden und alles andere, vom Morgengrauen an, wo die Räder des Sonnengottes langsam emporrollen, bis zum Abend, wo die Straßen dunkeln und die Nacht sich hebt über Göttern und Menschen. Ich freue mich riesig darauf, wieder die Gesänge der Ilias zu lesen, und ich glaube, nun werde ich sie noch viel besser verstehen.

Tagebuch, 2. März 1915

Das Wort „genüge dir selber“ bedeutet mir, daß ich nicht in allem und jedem vom Urteil, von der Sympathie anderer abhänge, daß ich meinen Stolz und mein Gleichmaß in mir trage, aus mir selbst heraus lebe und im Streite der anderen ruhig und sicher bleibe. Dies habe ich teilweise erreicht, und wenn ich mir noch nicht ganz das unvornehme Verraten meines brennenden Interesses an Allzuvielem abgewöhnt habe, so bin ich doch auf dem Wege, es in die genau entsprechenden Schranken zurückzuweisen. In diesem Sinne bleibt das „genüge dir selber“ zu Recht bestehen. Niemals aber werde ich dieses Wort als Mahnung zu der abgeklärten, mir durchaus verhaßten Ruhe des Stoikers auffassen, da ich in ihr das Zeichen einer epigonischen Zeit erblicke. Denn der wahrhafte Mann und das starke Volk haben Leidenschaften und ringen mit ihnen, und sie schmieden sie unter dem fauchenden Feuer der Esse um zu ihren Freudenschaften, wie Nietzsche sagen würde.

An die Mutter *16. März 1915 (Im Felde)*

Ist nicht vielleicht eines Menschen Werden sein Sein, und Du wurdest nur so, weil Du so warst?

An Julie V. *20. März 1915 (Im Felde)*

Jetzt lese ich Hölderlins Gedichte, aber fortwährend. Es ist überhaupt wunderbar, wie man im Felde lesen lernt, ganz wenige Bücher, bisher Faust, Hölderlin und Zarathustra, diese aber, wie es sich gehört, halb auswendig lernend. Bisweilen glaube ich auch wieder dichten zu dürfen, aber es ist nun einmal so: Ein Dichter ist ein König, der gebietet über die Masse, drum kann er sie formen; aber wer vermöchte wohl über solche Masse zu gebieten?

An die Eltern *25. März 1915 (Im Felde)*

Wie herrlich, meine lieben Eltern, ich mich im Schützengraben fühle, kann ich Euch nicht beschreiben.

Dieses Gefühl der Gefahr, zugleich die erste Feuertaufe hat einen unerhörten Reiz. Es ist eben trotz des Grauenhaften, das ich gerade hier sah, der unbeerdigten furchtbaren Toten, der Verwüstung und Öde überall, dieses tödliche Ringen so lebenfördernd. Glaubt mir, nie habe ich mehr gewünscht, weiter zu leben, stärker und glühender die Schönheit des Daseins, seinen Sinn gefühlt und geahnt, als hier, wo ich zum ersten Male in meinem noch kindlichen Leben dem Tode ins Auge blickte. Zum Leben gehört der Tod, und zum Kampfe gehört der Tod, es wollen aber beide nur den sieghaften Triumph, und der Tod erscheint weniger furchtbar, nun man seine Notwendigkeit fürs Leben begreift.

Abends wurden wir abgelöst, und nach einem leider allzu raschen Abschied von den Freunden ging es im Dunkeln unter dauerndem Gesange Belchow zu. Da das Bataillon, das wir ersetzen sollten, von der Pilica zurück ist, „brauchen" wir nicht mehr dorthin, statt dessen erhalten wir vielleicht den ehrenden Auftrag, die Straße zu bessern! Ich sage Euch ehrlich, ich gehe manchmal mit dem Gedanken um, mich zur Infanterie zu melden, wenn es hier so weitergeht wie früher:

Viehtreiber, Wegebauer, aber kein Soldat. Ihr wißt jedoch, ich bin ein Kind in Hoffnung und Glauben, und so denke ich, daß mich der März nicht so entlassen kann mit diesem einen Auftakt kommenden Tuns, der März, auf den ich so baute.

An die Mutter[42] *31. März 1915 (Im Felde)*

Das Wetter ist jetzt herrlich und Luft und Himmel so geeint und erwartungszitternd, als ob in jedem wehenden Hauche ein frühlingshafter Gott mitschwänge. Mit unerhörtem Glanze steigen die Tage auf, und es ist kaum zu sagen, wie stark all dieses in mir widerklingt. Ich bin die letzten Tage gefüllt bis zum Sprengen mit seltsamem Sehnen und einem manchmal fast fieberhaften Drange zu Tun und Tat. Dieser Wille hinaus ist so stark, daß ich mir sage, er trägt kraft seiner so mächtigen Intensität die Erfüllung schon beinah in sich, es kann nicht lange mehr dauern, daß ich hier so tatenlos hinter der Front ruhe. Obwohl mich der März, auf den ich so vertraute, enttäuschte, ist meine Hoffnung merkwürdig stark, stark wie nie zuvor, und dadurch ertrage ich auch die vielen kleinen Verdrießlichkeiten (über die Du Dich aber wahrhaftig nicht aufzuregen brauchst und mit denen ich Dich nicht belästigen will) leichter. Der Rittmeister ist nämlich nach kurzer Periode der Freundlichkeit so wie immer. Unterdessen benutze ich die Zeit sehr heftig, um Menschen kennen zu lernen. Ich glaube nicht, daß man das irgendwo und wann besser könnte als beim Kommiß in Kriegszeiten.

Nun von etwas anderem. Eine Bemerkung in Deinem Briefe hat mich sehr getroffen. Du scheinst dort anzudeuten, daß ich vielleicht Eurem Leben und Wirken abtrünnig geworden wäre, damit auch meinem, das ja so ganz dazu gehört. Dies aber, meine liebe, liebe Mutsch, macht mich ja grade in dieser Zeit vor allem froh und stark, daß ich von Tag zu Tag mehr fühle, wie notwendig, wie wundervoll organisch und wie vollkommen zu mir gehörig mein früheres Leben war. Sicher muß jede Generation und jeder einzelne den Kampf mit der vorhergehenden Generation durchmachen, und irgendwie, verschwiegen und wenig bemerkbar, habe ich es schließlich

auch getan, aber ebenso sicher scheint mir, daß dieser Kampf nicht immer mit solch maßlosem Bruch auftreten muß, wie es bei Dir war, und daß er, wenn er auch vieles entfaltet, viele andere wertvollen Kräfte gewiß unnötig verbraucht. Nach einiger Zeit muß stets eine Jugend kommen, die zu erfüllen und zu vollenden berufen ist, zu bauen und zu formen, und die deshalb nicht ihre schönsten Jahre hingeben darf im Streit und im Kampfe des Sichselbstbehauptens. Dieses Gefühl, das in mir immer stärker wurzelt, trägt mich über alle Hemmnisse und Zufälligkeiten des Alltags. Wie es mir ein quälender Gedanke wäre, jetzt, unfertig im augenblicklich gesetzten Ziele, heimzukommen, ebenso unerträglich ist mir die Vorstellung (ich sage dies ehrlich, weil Ihr wißt, daß ich nicht feige bin), jetzt, so wie ich bin, zu fallen. Ein gleiches spricht sich in meinen Träumen aus, ob ich nun an wunderbare Gänge in Fiesole denke, an herrliche Sommertage in Zehlendorf oder in den Bergen, ob ich mir Kriegstaten ausmale oder reine Tage nach der Rückkehr, beglückte Gespräche mit Euch beiden, es ist wahrhaft alles eins: ich fühle, daß ich ein geschlossener Mensch werde und daß die Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, mir zusammenwachsen zu fest geformter Gestalt. – Das mag ziemlich wirr klingen, aber ich mußte es mir einmal von der Seele schreiben, und irgendwie werdet Ihr mich schon verstehen.

Tagebuch, 31. März 1915

Von heut ab wieder zu Schanzarbeiten nach vorn. Wenigstens nach vorn! Aber ich werde allmählich ganz verrückt von dem ewigen Liegen und Nichtstun. Es ist ein unbeschreiblich schönes Frühlingswetter, ein Himmel so geschwellt von Zukunft und ich wieder so bis zum Rande gefüllt mit Erwartung, Hoffnung, Sehnsucht, Drang, Wut und Wille hinaus!

Tagebuch, 1. April 1915

. . . Vor dem Wachtmeister, einigen Vizewachtmeistern und Unteroffizieren schrie mich der Rittmeister ohne jeglichen

Grund in einer Weise an, die näher zu qualifizieren unnötig ist. Diese völlige Unbeherrschtheit eines Offiziers war sehr peinlich zu sehen. Ich werde jetzt von Tag zu Tag ruhiger, und ich kann wohl sagen erhabener gegenüber solchen An . . ., trotzdem hinterlassen sie als Ganzes mehr noch als einen üblen Geschmack auf der Zunge; denn da ich völlig wehrlos ihnen gegenüber bin, so brechen sie mit einer heimtückisch langsamen Sicherheit meine moralische Widerstandskraft, die so ganz auf Angriff und Kampf, sehr wenig auf Dulden gerichtet ist. Ich kenne Leute hier in der Schwadron, die durch die bewußte Schuld des Schwadronsführers, ausschließlich durch sie, kaputt gegangen sind. Wenn auch nicht im entferntesten die Rede davon sein kann, daß er mich kaputt macht, mag geschehen was da will, so werde ich doch fortan mein Streben darauf richten, mich ihm, sei es wie es sei, zu entziehen . . . Leutnant C. riet mir sehr von einer Beschwerde ab, da der Rittmeister doch recht bekommen würde. Das ist gewiß richtig, aber was ich zu finden hoffte, irgendeinen wirklich freundschaftlichen Rat gab mir auch Leutnant C. nicht.

Tagebuch, 2. April 1915

Mit P. ging ich lange spazieren, und es war mir nicht nur äußerst beglückend, wieder einmal mit einem Menschen zusammen zu sein, sondern auch alles, was er sagte, von höchstem Interesse. Ich erfuhr, daß K. in seiner widrigen Aufgeschwemmtheit, äußerlich die Freundlichkeit selbst, mich aufs grimmigste haßt, daß der Rittmeister, der seine niedrige Gesinnung wenigstens offen zur Schau trägt, das Bestreben hat, „mich im Regiment unmöglich zu machen“, und ähnliches mehr.[43] Je deutlicher ich dies alles mir vorstellte, desto mehr wuchs mein alter Wunsch, zur Infanterie zu kommen. Ich werde also sofort an Papa schreiben, ob eine Versetzung auch nach Frankreich möglich ist.

An Julie V. *3. April 1915 (Im Felde)*

Sie haben mir eine so große Freude durch Ihren frohen Brief bereitet, daß ich wieder ganz hinausgerissen war aus meiner

dauernden Mißstimmung, die notwendig aus dem Gefühl der Sinnlosigkeit meines augenblicklichen Daseins entspringt. Sinnlos, weil dasjenige, was der Krieg mir geben sollte, in keiner Weise in Erfüllung ging, sinnlos, weil ich hier in einem mir unendlich unwichtigen Betrieb hinvegetiere, und mehr als sinnlos, sinnwidrig, weil ich nicht durch Kampf gestählt und gekräftigt, sondern durch nie endende Angriffe, denen gegenüber ich wehrlos bin, geschwächt, ermattet, verbittert werde. Wenn ich nach Jahren oder Jahrzehnten rückschauend diese Zeit betrachte, werde ich stets sagen, daß sie mich schlechter und häßlicher gemacht hat, werde aber möglicherweise gerade hierin einen Vorteil erkennen, insofern meine Anständigkeit, meine lächerliche, kindische Dummheit in allem, was Menschenkenntnis betrifft, einige heftige Rippenstöße bekommen hat. Ich gebe zu (wenn ich mir selten, wie jetzt, ruhig die Dinge überlegen kann), daß die Abstumpfung meines allzu zarten Gewissens, die Erkenntnis menschlicher Gemeinheit sehr nützlich sein mag. Trotzdem muß ich Ihr schönes Wort: „Was geschiehet, sei alles gesegnet Dir"[44] leider im Augenblick entschieden ablehnen, denn gesegnet wahrlich ist hier nichts. Es freut mich indes außerordentlich, daß meine Briefe so sehr das Häßliche und Niedrige meines Lebens hier verbergen konnten, obwohl manches plötzliche Nichtmehrkönnen in ihnen zum Ausdruck kam.

Sie ersparen mir wohl das Erzählen einzelner Erlebnisse, es genüge Ihnen und muß leider auch mir genügen, daß ich jedem einzelnen Affront gegenüber sowie überhaupt im Zusammensein mit anderen Gott sei Dank meine Haltung stets völlig bewahre, was manche besonders empört, wenn ich auch innerlich mehr und mehr zermürbt werde.

Um noch einmal die Gründe zu präzisieren, die mich zu meinem Entschlusse brachten[45], so ist es erstens die tötende Ruhe dieses Lebens hinter der Front und zweitens, um es gradheraus zu sagen, die Unerträglichkeit in der Schwadron wie im Regiment . . . Wollen Sie in Anbetracht all dieser Dinge meinem Vater recht zureden, daß er die Angelegenheit meiner Versetzung sehr rasch betreibt.

Wie gern würde ich Ihnen lang und breit von Pindar sprechen, wenn ich ihn nur besser kennte. Jedenfalls gibt es keine Übersetzung, die ihn ahnen ließe, da selbst Hölderlin, dem es gegeben gewesen wäre, doch nur hinter den Schleiern des Wahnsinns selten aufblitzende unerhörte Augenblicke zeigt. Sonst sind mir allerdings griechische Gedichte sehr vertraut – an Pindar wagte ich mich noch nicht so recht, das kommt aber noch –, und vor allem gehört ein herrliches Lied des Simonides auf die Thermopylenkämpfer zu dem, was ich noch immer auswendig kann und in schönen Augenblicken vor mich hin singe:

„Derer, die in Thermopylä starben,
Tönet weit der Ruhm hin, und es strahlet ihr Schicksal."

An den Vater *3. April 1915 (Im Felde)*

Was ich Dir heute zu schreiben habe, ist wohlüberlegt und nicht mehr umzustoßen. Ich bitte Dich nur, daß Du Dich nicht aufregst, Mama, falls sie es tut, beruhigst und vor allem mich in jeder Beziehung unterstützest.

Durch Ereignisse in der Schwadron, die zu erzählen vorläufig kein Grund vorliegt, habe ich mich veranlaßt gesehen, auf jede Weise ein weiteres Zusammenbleiben mit dem Rittmeister G. zu vermeiden. Da ich leider auch unseren Offizieren das Vertrauen nicht mehr entgegenbringen kann, das zu solcher Aussprache nötig wäre, wandte ich mich in, wie ich gestehen will, augenblicklich starker Ratlosigkeit an den einzigen, den ich im Regiment gern habe, an P. Ich glaubte nicht, daß er mir nützen könnte, und wollte nur einem klugen Menschen gegenüber mich einmal aussprechen. Er wußte jedoch viel mehr, als ich geglaubt hatte, und daraufhin konnte ich den Entschluß fassen, um dessentwegen ich diesen Brief schreibe. Seine rückhaltlosen Eröffnungen nämlich, die das Ärgste auch immer nur andeuteten, machten es mir klar bis zur Evidenz, daß ich in diesem „schönen" Regiment nichts verloren und nichts mehr zu suchen habe. Auch hier muß vorläufig jede nähere Beschreibung unterbleiben. Du darfst glauben, daß die ganze Sache viel besser und länger durch-

dacht ist, als es nach diesem Brief, der Dich freilich unerwartet treffen wird, den Anschein haben könnte. Schon vor Wochen habe ich ernsthaft den Plan erwogen, zur Infanterie zu gehen. Ob ich Euch davon schrieb, weiß ich nicht, jedenfalls sprach ich mit Leutnant D. darüber, der mir sehr abriet. In den Tagen nun, die auf den Schützengrabenbesuch folgten, als es sich immer gewisser zeigte, daß wir hier liegen bleiben bis zu den griechischen Kalenden, während doch der Himmel so frühlingshaft und ich selbst in der reinen Sehnsucht nach Tat immer hoffnungsfroher wurde, da dachte ich oft an die Infanterie, ohne irgendwie zu konkreten Entschlüssen zu kommen: ich träumte eben nur davon. Jetzt aber, wo Stolz und Selbstachtung mir gebieten, dieses Regiment zu verlassen (ich betone, daß nicht etwa das Regiment mich herauswirft), da wird aus Wunsch und Traum mir der festeste Wille. Ich lege nun also mein Schicksal völlig in Deine und Mamas Hände und bitte Dich, mir nicht mehr auf diesen Brief zu antworten und nähere Auskunft einzuholen, sondern die Angelegenheit sofort ins Werk zu setzen. Ich bin überzeugt, daß Ihr irgend etwas sogleich finden werdet, und habe nur die dringende Bitte, es rasch zu tun. Denkt nicht etwa, daß ich eine Dummheit gemacht hätte, im Gegenteil, Ihr könnt ganz versichert sein, daß nichts dergleichen vorgefallen ist. Du wirst diesen Schritt nicht falsch verstehen, ich glaube nicht, daß ich mich seiner werde zu schämen haben, sondern ich hoffe, daß er uns allen dreien noch Ehre und Freude bereiten wird. Ich umarme Dich mit aller Zärtlichkeit.

An den Vater *8. April 1915 (Im Felde)*

Gerade heute, wo Ihr vielleicht meinen Brief mit der Bitte um Versetzung erhalten habt, fällt es mir so sehr schwer auf die Seele, wie Ihr Euch vielleicht darüber erregen könnt. Aber glaube mir, wenn ich auch in vielem, wie ich zu meinem eigenen Schrecken immer mehr bemerke, noch kindlich unreif, noch von allzu zartem Gewissen und zu geringer Dreistigkeit bin, so weit bin ich doch schon Mann geworden, daß ich

einen derartigen Entschluß nicht leichtfertig fasse, auch nicht in aufsprudelnder Leidenschaft, um ihn dann ebenso rasch zu bereuen. Mein Entschluß ist heute so fest oder fester wie am ersten Tage, und ich bitte Dich aufs dringendste, mich nicht abbringen zu wollen. Das wäre aussichtslos.

Eben mit der Abendpost erhalte ich einen Brief von Dir, der mich fast bis zu Tränen rührt. Sei tausendmal bedankt für Deine lieben, lieben Zeilen.

Hast Du in der „Frankfurter Zeitung" die ungemein bedeutsamen Ausführungen Simmels über den Tod gelesen? Ich denke, sie haben Dir gefallen, denn sie sind so tief und ernst, wie ich es ihm nicht zugetraut hätte, nur in seiner unmöglichen Auffassung der Klassik, die ihm in ihrer reinen, unkomplizierten Schönheit stets unzugänglich bleibt, zeigt er sich wieder als der Spintisierer.

Zwei Probleme beschäftigen mich jetzt vor allem: die Sozialdemokratie und der nähere Anschluß Deutschlands an Österreich. Die wirtschaftlichen Konsequenzen, welche die Aufnahme des ungarischen Agrarstaates in den deutschen Wirtschaftskörper für die deutsche Landwirtschaft mit sich brächte, sowie umgekehrt die Folgen für die österreichische Industrie vermag ich natürlich gar nicht zu beurteilen, die bei Hirzel angekündigte ausführliche Schrift Sylvesters würde mich daher sehr interessieren.

An die Mutter — *10. April 1915 (Im Felde)*

Noch einmal, an einem schönen Vorfrühlingstag, wo die Störche über den Dächern fliegen und auf allen Feldern pflügende deutsche Soldaten die Äcker aufreißen, möchte ich Dir klarmachen, warum ich fort muß.

Es ist ein Widersinn, daß die Erinnerung an diese Zeit für mich angefüllt sein soll mit kleinlichem Ärger und Rankünen, fast ein Frevel, daß dort, wo andere von Tapferkeit und Hingabe sprechen, ich beinahe nur von Feigheit, Bosheit und Dummheit zu erzählen vermag. Schulend mag vielleicht auch die Niedertracht sein und der tägliche Kleinkrieg, bildend aber ist gewiß nur das Große und Gewaltige. Laß Dich dies

Pathos nicht allzusehr verdrießen, es ist ehrlicher gemeint, als es vielleicht klingen mag. Kurz nur dies: die Ruhe unseres Lebens hinter der Front, die den meisten Mannschaften schon unerträglich wurde, hat auf die Vorgesetzten leider den Einfluß gehabt, daß sie die schöne Kameradschaftlichkeit, die die Gefahr gebiert, verlieren und (abgesehen von ganz wenigen, die sich auch merklich absondern), je entfernter die Kugeln pfeifen, desto mehr den Herrn spielen und vor Übermut oft kaum wissen, was sie tun. So gern ich zu Menschen freundlich bin, die mir ebenso begegnen, ebenso unbedingt verbietet es mein Stolz, irgend jemandem, der mich unziemlich, nun gar pöbelhaft behandelt, auch nur um eines Fingers Breite entgegenzukommen. Andererseits haben mir Unteroffiziere und alte Leute gesagt, daß manches anders geworden wäre, wenn ich von Anfang an ein entschiedeneres Auftreten gezeigt hätte. So war meine Höflichkeit und Freundlichkeit stets verderblich. Doch ist dies nicht entscheidend. Entscheidend war, daß unser Rittmeister einen Haß auf mich geworfen hat, diesen in der langen Ruhe nähren konnte und fern von den Kugeln auch seinen „Mut" wiederfand. Unsinnige Anlässe benutzte er, um beim Stabe über mich zu reden . . .

Ich bitte Dich nur, Dich in keiner Weise aufzuregen. Die Gewißheit, fortzukommen, hat mir eine frohe Gleichgültigkeit gegeben.

O könnte ich noch einmal in diesem Kriege zeigen, was ich vermag, um dann zurückkommend erst recht zu werden und zu wachsen, vor allem aber zu schaffen und zu sein, was ich wünschte. Dazu wird mir helfen, wenn ich von hier, wo ich steril werde, fortkomme.

An die Eltern *15. April 1915 (Im Felde)*

Das Schwierigste von der ganzen Sache ist Mackensen, den zu überzeugen mir beinah unmöglich scheint. Denn Offizier bleibt Offizier; er erkundigt sich natürlich beim Regiment, und Herr K. wird sich schon herauszuwinden wissen. Mindestens wird er schreiben: „pp. Braun zeigt unmilitärisches

Benehmen und Untüchtigkeit vor der Front"; dann kann der Kaiser selbst nichts dagegen machen. Ich will natürlich versuchen, Euch am besten mündlich alles auseinanderzusetzen; heute nur dieses: Zwei Quellen für die Beleidigungen gibt es, die Schwadron (Rittmeister G.), und das richtet sich mehr gegen mich, und das Regiment (K.), das richtet sich mehr gegen Euch . . . Diese beiden hassen mich, und es sind Bemerkungen gefallen über Euch (erst wollte sie mir niemand erzählen), die allein genügen, alles zu tun.

Tagebuch, 17. April 1915

Der Wachtmeister empfing mich mit den Worten: „Na, Braun, Sie habens geschafft. Und ich auch (?). Sie reiten heute nicht mehr mit, sind zur Armee-Telegraphen-Abteilung nach Lodz kommandiert." Ich war wie aus den Wolken gefallen, freute mich natürlich maßlos über mein Fortkommen, war aber doch zuerst etwas entsetzt über Lodz. Alles schmutzige Kommißzeug fortgetan, beim Rittmeister und beim Major abgemeldet.[46]

An die Eltern *Skierniewice, 17. April 1915*

So plötzlich, meine lieben Eltern, kam alles und so unerwartet, daß ich nicht einmal mehr Zeit fand, im alten Belchow an Euch zu schreiben. Ihr wißt ja nun schon lange, was geschehen ist durch die einfach fabelhafte Liebenswürdigkeit Mackensens. Ihr seid gewiß glücklich darüber; laßt mich Euch sagen, daß auch ich sehr froh bin. Zuerst war ich allerdings etwas entsetzt über die 40 km „dahinter"; aber ich glaube, es mag wohl Schicksal sein, und bin mehr und mehr überzeugt, daß ich wahrscheinlich in Lodz durch den größeren Überblick viel für mich Wesentliches lerne und erfahre.

An die Eltern *Lodz, 21. April 1915*

Was die Polen betrifft, habe ich durchaus zwiespältige Empfindungen. Eine Nation, die für eine beinahe an den Fingern abzuzählende Schicht von wirklich gebildeten Aristokraten das ganze übrige Volk zum halben Tier machte, die alles,

was sie von Kultur hatte, in winzige Zentren, kleine Schlößchen rettete und gleich hinter deren Mauern im knietiefen Kot, in stinkenden Katen verstumpft und verdummt die anderen „Menschen" wohnen ließ, eine solche Nation spricht eigentlich ihr Urteil über sich selbst. Ich will mich jedoch hier, so viel ich jetzt Zeit habe, im Zusammenhang mit der österreichischen Frage mit dem Slawentum beschäftigen.

An Julie V. *Lodz, 25. April 1915*

Wie sehr freut mich Ihre Freude! Gott sei Dank, daß sie berechtigt ist. Es ist dies hier gewiß eine schöne Zeit, in der ich sehr viel lernen und arbeiten kann; zugleich werde ich wieder ein anständiger Mensch. Die Wochen, die ich hier zubringen werde, sind unbedingt förderlich für mich. Ganz besonders ist der Überblick über große Verhältnisse und Zusammenhänge außerordentlich interessant und bereichernd. Selbstverständlich aber ist, daß ich wieder an die Front zurückkehre ... Gerade Jäger zu Fuß würde mich aus vielen Gründen außerordentlich freuen. Doch liegt ja alles im Schoße der Zukunft *„θεῶν ἐν γούνασι."* (Ich vertraue *θεῶν*!) Nur wollte ich von vornherein keinen Zweifel aufkommen lassen und schrieb dies deshalb auch an Mama. Niemand darf denken, daß ich bis zu den griechischen Kalenden hierbleiben werde. –

An die Eltern *Lodz, 28. April 1915*

Gestern las ich mit höchster Spannung Mereschkowskis „Peter den Großen" zu Ende. Das Buch ist in eminentem Grade aktuell und mit ungemeiner Klugheit geschrieben. Es hat natürlich nichts mit Dichtung zu tun, und manches, was wohl künstlerisch komponiert sein soll, ist gekünstelt, aber stark und leibhaft stellt sich Rußland hier dar. Toll und wüst, unheimlich überwältigend und kindlich schwach, zwischen allen Extremen schwankend, Tier und Gott, strudelnd und sich überstürzend, ohne Form und Ziel. Wer kann aber ahnen, was in seinen Weiten schlummert? Kennt Ihr die Verse:

„Strohfeuer bleibt dies Schlagen und dies Rasen,
Bis sich inmitten ziellosen Geschreis
Der Eine hebt; doch wahre Gluten blasen
Wer kann es in ein Volk aus Kind und Greis."

Das letzte ist fabelhaft wahr. „Der Eine" war gewiß Peter, dennoch ist sein Leben so grenzenlos tragisch wie kaum eins. Man kann wohl sagen, daß sie sich gegenseitig zermalmt haben, das Land und sein Zar. Sein Europäertum ist doch zuletzt sieghaft von der wahnwitzigsten Barbarei überwunden worden; ihn vernichtete das alte Rußland, aber er rächte sich, und das alte Rußland hat er wieder vernichtet. Wie dieser unermeßliche Zwiespalt, an dem das Land seit jener Zeit siecht, enden soll, ist nicht auszudenken. Vielleicht kommt „der Eine", ein noch Größerer als Peter, und gibt diesem „Weltteil" (nach Peters Ausspruch) Sinn und Ziel, vielleicht auch überfluten diese formlosen Massen das stolze Europa wie ein langsam fortschreitendes Moor, ohne einen neuen Gott zu gebären. Das wäre dann wohl das Ende der Welt. Aber ich glaube, daß vorläufig und auf lange das Herz der Völker immer noch in Europa schlägt, vielleicht, wie Hölderlin sagt, gar noch im heiligen Deutschland.

An die Eltern *Lodz, 30. April 1915*

Ich freute mich so, Euch beide gestern sprechen zu können[47], und war doch dann nicht recht froh, da Pas Stimme durchaus krank klang. Gewiß hat er keinen Arzt konsultiert. Ich finde das unverantwortlich. Wenn nicht einmal Ihr in der Heimat alles tut, um Euch zu erhalten, zu kräftigen und noch gesünder und stärker zu machen für die Zukunft, welchen Grund hätten dann wir hier draußen, uns nicht einfach blindlings in die Kugeln zu stürzen. Wenn schon Soldaten, für die doch der Tod stets in Rechnung stehen muß (jedenfalls aber Verwundung und körperliche Schwächung), Verantwortung für die Zukunft empfinden und, wo es unnötig ist, nicht tollkühn sein sollen, wieviel mehr müssen alle, die zu Hause sind, sich reif und „gebärtüchtig" machen, um die Lücken, die gerissen sein werden, aus eigener Kraft wieder auszufüllen.

Leider habe ich den Eindruck, daß Papa sich weder schont noch pflegt. Vor längerer Zeit schrieb ich schon einmal, daß ich in dieser Beziehung das unbedingteste Vertrauen zu Euch haben muß. Wenn Papa nicht von selbst tut, was für ihn nötig ist, dann scheint mir, ist es an Mama, ihn dazu zu zwingen. Jedenfalls gibt es keine hybridere, ja frevelhaftere Auffassung als diejenige, daß man etwa ein Recht auf sein eigenes Leben hätte. Wenn irgendwo das Privateigentum Verbrechen ist, so hier.

Augenblicklich lese ich den Alexander des Plutarch, den ich zufällig fand. Ich bin so begeistert, wie ich es nicht geglaubt hätte, und könnte Seiten darüber schreiben!

Tagebuch, 4. Mai 1915

Morgen soll ich mit dem Hauptmann nach Skierniewice. Ich weiß, es geht zum Bataillon, und freue mich riesig. Das ist hier doch nichts. Gut für einige Tage oder Wochen, doch zu weit abseits.

Jetzt steht der Kampf aufatmend im Zenit,
Ein Ungeheures scheint sich zu bereiten . . .

An Julie V. *Lodz, 9. Mai 1915*

. . . Was ist das eigentlich für eine Sache mit dem Handschriftendeuter S.? Ich kann mir nicht helfen, je länger je mehr bekomme ich einen Widerwillen gegen all diese kleinen Propheten, diese Zwischenträger tiefster Geheimnisse, die dann aus innerer Unbildung allerlei banal-populäre Deutungen geben, beeinflußt von tausend lächerlichen Theorien und Systemen, aber viel besser täten, zu schweigen und das wenige, das sie in unerhörter Gnade erhielten, zu wahren und nur den einzelnen, fromm und ehrfürchtig erschauernd vor ihrem eigenen Vermögen, selten zu weisen. Gerade dies sind die Dinge, die nicht vor die Menge, nie und nimmer aber in die Zeitungen und in das Gewäsch des Publikums gehören. Vielleicht dürfen sie in auserwählten Augenblicken höchster Erhebung wie das Allerheiligste einmal von fern dem Volke gezeigt werden. Aber dazu sind ja diese Afterpropheten alle zu klein, zu eitel

(den S. kenne ich nicht, rede also auch nicht über ihn). Ich glaube, daß es durchaus nicht gut ist, alles zu wissen, sogar frevelhaft, und hier vor allem liegt das, was man nicht wissen, nur ahnen soll. Darum scheint mir auch der ganze materialistische Unfug des 19. Jahrhunderts viel weniger gefährlich als das Popularisieren der tiefsten Gedanken, das alle Mystik in Traktätchen und Käseblätter bringt. Man sieht hierin ein Zeichen für die geistigen Bedürfnisse der Allgemeinheit, aber dennoch liegt darin ein ungeheurer Fehler; denn nie und nimmer kommt es irgend auf die Menschen an oder auf den Menschen, sondern immer nur einzig auf die Idee, auf die Gottheit, wie wir hoffentlich einmal wieder werden sagen dürfen (denn trotz allem ist dies heilige Wort heute noch tot). Bin ich für den sozialistischen Staat etwa deshalb, weil die Menschen glücklicher und zufriedener in ihm leben werden? Ich glaube im Gegenteil, daß dauernder Kampf in ihm sein wird und Gefahr, viel Unruhe und Tollheit, Leidenschaft und drängender Wille, die im Gegeneinander des Sichbefehdens und Jagens zu harter Form zusammenschmelzen und sterbend zu unsterblichen Bildsäulen erstarren. Wer Bequemlichkeit sucht und Ruhe, der mag den aufgeklärten Absolutismus oder einen mäßigen Konstitutionalismus wählen, aber nicht die heiße und lodernde Esse des kommenden Staates, an dem wir bauen werden.

Meiner Meinung nach kommt diese üppig wuchernde Kleinleute-Mystik, die Sucht, nur Gespenster zu sehen, da man zu trüb ist, um die Götter zu schauen, von der barbarischen Formlosigkeit unseres Lebens im bisherigen Frieden. „Endlich ein Gott!“ (Rilke): An dies Wort werden wir zu denken haben, das ist der Fingerzeig, den der Krieg uns gibt. Über die barbarische Formlosigkeit täuscht die Vielfältigkeit und der scheinbare Reichtum unserer Zeit. Aber null und nichtig ist sie vor den Augen — — (sagen Sie, wie Sie wollen, ich darf und mag dies noch nicht sagen). Im Bilde erfolgt die Erfüllung, hier aber ist nur viel Gelisple und verworrenes Gerede, aber nirgends Kristall und geronnen Erz. Darum ist mein ewiger Ruf: Religion! Nicht Religiosität, Religion, die wieder die Form und das Gebäude schafft und den Ort für das Aller-

heiligste und die Zeiten nennt, an denen es enthüllt werden soll.

Verzeihen Sie, daß ich so voll Pathos werde, es ist sonst jetzt nicht meine Art, aber wenn Sie wüßten, welch drängende Fülle von Sehnsucht und Glauben, von Erwartung und Wille, welch Gestürm von Hoffnung und Frage in mir kreist, ich glaube, Sie würden erschrecken. Ich habe jedoch eine hübsche Kruste mir zugelegt und eine Fassade davor errichtet, da brodelts nun drinnen, und ich weiß manchmal selbst nicht, was es soll. Ich bin aber immer sehr gläubig und sehr vertrauend, und es ist gut so, daß jetzt alles ruhen muß. Sehen Sie doch selbst, welche Wirrnis entsteht, wenn ich einmal etwas hervorbrechen lasse.

An Julie V. *Lodz, 30. Mai 1915*

Novalis sagt einmal, er hielte es bei den Weisen und Dichtern für unnötig, Latein zu schreiben, damit sie nur von den Auserwählten verstanden würden. Ob sie auch Deutsch schrieben, ihre Sprache sei stets eine Geheimsprache, die nur der versteht, der sie verstehen soll. Übrigens muß ich betonen, daß seinerzeit der Divan, die Römischen Elegien, die Pandora, der Epimenides, Hölderlin und Novalis, um weiter zurückzugreifen in ihrer Zeit auch Dante, Pindar, Aischylos durchaus unverständlich und dunkel waren. Daß wir sie heute wenigstens zum Teil verstehen, kommt nur daher, weil die Dichter ihre Sprache und ihren Geist in die Zeit und damit in die unteren Gefilde unseres Bewußtseins gesenkt haben. Ebenso wird es in hundert Jahren mit George sein. Vor allem glaube ich, wird man es späterhin wirklich barbarisch finden, daß wir den Rhythmus des Verses, der durchaus nur den ihm eigenen Gesetzen für Biegung, Brechung, Trennung folgt durch die für ihn ganz willkürlichen häufigen Satzzeichen und die aufdringlichen, barocken großen Anfangsbuchstaben durchbrochen haben. Dies alles kann man natürlich nur empfinden, wenn man sich daran gewöhnt, Gedichte-Lesen mit Gedichte-Hersagen zu vertauschen, wenn man sich nicht Gedichte kauft wie Romane, sondern mit der Andacht, die

einem Heiligen gegenüber ziemt, sie in Stunden wacher Sammlung sich vornimmt, mit ihnen ringt und sie bis in alle Poren dringen fühlt.

An die Eltern *Lodz, 9. Juni 1915*

Heute ritten wir der Bzura entlang, um zu baden. Bei der alten, zerschossenen Mühle sahen wir plötzlich ein Gewühl und Blitzen nackter, blinkender Leiber von Männern und Pferden, hörten Geschrei und Rufe, ein wundervolles Spiel der Lust und des Lachens. Rasch zogen wir uns aus und ritten unsere Pferde ins Wasser. Ein herrlicher, blauer Himmel, eine wimmelnde Fülle des Nackten, ringsumher weidende Kühe und stampfende Pferde, der zwischen Weiden und Birken schön fließende Fluß, gegenüber das zerklüftete Gemäuer von Krepitulum, Ihr könnt Euch ja denken, wie schön es war. Nachher, als uns die Sonne getrocknet hatte, ging es in gemächlichem Trab zurück.[48]

An die Mutter, zum 2. Juli 1915[49]

Ich suchte lange, einen Vers zu finden,
Der Deiner wert sei, doch zu solchem Tage
Geziemet nur das tönendste Gedicht
Erhabnen Meisters: Herrlich Halbjahrhundert,
Wenn auch gescholten und verzerrt, so dennoch
Voll Kraft und Inbrunst, senkt heut seine Schatten
Vor Dir hernieder, und in solchem Jahre,
Wo sich des Abends und des Morgens Röten
Unlöslich trennen, Du stehst mittenin:
Emporgestiegen aus der alten Welt,
Schrittst Du hinein in die geträumte neue,
Blickst heute staunend in die Dämmernis,
Doch Traum und Werk verheißen Dir, was siege.

Von allem diesen, meine Mutter, reden,
In alles dieses meine Liebe stürzen,
Daß sie emporbricht und die Verse schwellen,
Vermag ich nicht, und selbst zum Preisgesang,

Wie ich ihn wünschte, ist das Jahr zu schwer,
Irrt meinen Vers, sprengt seine weichen Fesseln;
Denn freilich, wer Dich, Mutter, preisen will,
Muß jene ganze Zeit im Sang vereinen,
In der Du lebst, die Du vor allem weisest.

Du warst ja immer ganz in ihr und dennoch
Ganz drüber, drum vermochtest Du so sehr
Den manchmal häßlichen und kurzen Atem
Zu fangen, zu vollenden und geballt
Ins Werk zu schmieden. Dies empfing von ihm
Die Glut und Kraft, beendet schien Dirs schal,
Und du schrittst höher auf zu neuem Walten.
So drängt Dir Werk zu Werk, es krönet stetig
Das werdende das alte, und dies Wunder
Begibt sich hier: Verschwendet wächst die Fülle,
So wie den Göttern, wenn sie Gaben streuen,
Nur immer reicher ihre Schätze quellen. –

Doch soll ich nur Dein schaffend Leben preisen,
Genüget uns sein Glanz: „Schon weil Du bist,
Sei Dir in Dank genaht“, und dies vor allem,
Denn erst Dein Sein wirkt täglich neue Wunder,
Und wie es wuchs, groß und gestaltet, schimmert
Es hell vor uns, und jeden Tag ists neu.
So glaubt ich auch, es wäre Deiner Schönheit
Vollkommner Spiegel schon verliehn, heut staun ich,
Und meine Liebe, einem Falken gleich,
Äugt übers Land, sieht, Schönheit wächst Dir zu,
Da blickt sie schärfer und erkennt es kaum:
Schönheit vermählt mit Würde, jetzt erst schön,
Und Deine Stirne jetzt erst königlich,
Reif, heiter, groß wie ernster Göttin Stirne,
Und Deine Augen jetzt ganz tief und rein
Wie jener Augen, der schweren und mütterlichen,
Die ruhn in Glut und Strahlenglanz der Himmel,
Aber geboren aus brauner scholliger Erden. –

Wen Götter lieben, sagen sie, stirbt früh.
Du glaube mir, wen sie von Herzen lieben,
Dem leihen sie des Lebens heißes Maß,
Und trank ers aus, so streichen sie ihn sacht.
Dann blicket er gereinigt und gefüllt,
Selbst beinah Gott, auf das geliebte Land
Und endet spät sein Leben in der Schönheit. –

So geh es Euch, und also wirds Euch gehen,
Erhabnern Wunsch vermag ich nicht zu spenden. –

Gedenk der Stunden unsrer gemeinsamen Feste,
Schöner Tage im heimatlichen Hause,
Wenn wir dreie still beieinander saßen.
Niemals war Dein Tag so bedeutend wie heute,
Doch ich fürchte, Du wirst seiner kaum gedenken.
Ich auch sende Dir nichts, schien mir doch alles schal,
Eins nur, seltsam Geschenk, eines nur bring ich Dir dar.

Dies, Mutter, Dir zu schenken, scheinet kühn,
Denn niemals ists vollendet, und niemals
Wirds ganz der Hoffnung gleichen, ja vielleicht
Ist es noch nicht einmal so weit gediehen,
Daß ichs versprechen dürfte. Dies Geschenk,
Das ich Dir bringe und dem Vater bringe
Als kargen Lohn für unerhörte Liebe,
Sind wir – ich und mein Leben; nimm es an.
In diesem Krieg, wo ichs zu formen hoffe,
Daß es einst dasteh wahrhaft königlich,
Euch und den andern Freude und Erstaunen.
Hab ich nichts andres denn mich ganz allein,
So kann ich auch nur mich allein Dir bieten.
Und jene Hoffnung, nenne Du sie karg,
Mir ist sie groß und leuchtend, dieses Krieges
Unselig Leid und Wirrnis, so es jetzt
Uns drei betrifft, noch einst empor zu führen
In glühe Lust und herbe Kraft; Euch werde

In der Erinnerung dieser Krieg einmal
Zu Freude und Frohlocken: „Damals wars,
Wo jene Zeit begann des reinen Schaffens,
Des Formens der geschmeidig regen Welt."
Und damals wars, so soll es mir erklingen,
Wo ich zuerst mir Form erfand und Mut
Zu großem Tun und Planen; diese Form
Und dies mein ganzes Sein und stolzes Schaffen
Leg ich vor Dir hernieder, nimm es an.
Ists auch noch nicht lebendig, einst entspringts
Geharnischt vor aus Zeus' erhabnem Haupte.
Und wünschtest Du vollkommenere Gabe,
So glaube mir für heute dieses Wort:
Treuer Geschenk vermag ich nicht zu spenden. –

So gab ich Dir zu diesem Jubeltag
Für all die Kümmernis, die auf Euch lastet,
Innigsten Wunsch und als den einzgen Dank
Für die Unmeßbarkeit von Deiner Liebe
Und für die Herrlichkeit von Deinem Sein
Das wen'ge, was ich bin, und das so viele,
Was es mich treibt zu sein. Nimm es an,
Daß doch Dir einstmals hell und sichtbar werde,
Was du erhofft auf unsrer heilgen Erde.

An den Vater *27. Juni 1915 (Im Felde)*

Noch nie habe ich so viel an einem Gedicht gearbeitet wie an dem beiliegenden. Ich wollte viel sagen, was mir wesentlich war, aber ein „Gedicht" ist nicht daraus geworden. Es ist eben ein Brief, der aus inneren Gründen die gebundene Form wählte.

Auch Dir, mein lieber, lieber Vater, wünsche ich zu Mutschs Geburtstag alles Gute und Schöne, vor allem, daß Du frei und frisch Dich den großen, immer wichtiger werdenden Aufgaben der Zukunft zuwenden kannst, an denen mitzuwirken für mich die lockendste und schönste Hoffnung ist.

An die Eltern *1. Juli 1915 (Im Felde)*

Vor allem, ja einzig liebe ich die Tat und das Werk, gering achte ich nur Wille und Absicht; so bin ich bereit, zu allem, was sich durchsetzt, ja zu sagen und mindestens zu versuchen, es zu verwerten.

An die Eltern *13. Juli 1915 (Im Felde)*

Die Polen machen mir hier einen bessern Eindruck, der zu mancherlei Hoffnungen berechtigt. Ganz erfreut aber bin ich über die Deutschen. Ich sitze jetzt an einem schönen Abend vor einem hübschen, blitzsauberen, etwas ans Niedersächsische gemahnenden Haus. Drei alte Bäume, eine Linde, eine Eiche, eine Rüster, überragen den von Scheuer und Ställen rings umgrenzten Hof. Eben hat der junge feste Bauer mit fröhlichen deutschen Zurufen den getürmten ersten Erntewagen eingefahren, von der andern Seite treibt sein kleiner Bub das Vieh in den Hof, während der uralte Ahn, das jüngste Enkelchen auf dem Arm, bedachtsam zuschaut. Durch den wohlgepflegten, großen Obstgarten kam ich her. Das Rot der dicken Kirschen übertönt beinah das Grün der Blätter, und an einem duftenden, auch in reinem Rot erglühenden Nelkenbeet vorbei trete ich ins Haus. Drin eine freudige Überraschung: tüchtig gezimmerte, saubere Möbel eines schon an ganz leichtem Schmuck sich erfreuenden Biedermeierstils. Das weiche lange Sofa, der schwere Schrank, der wenig gebogene Stuhl und der sehr zierliche Glasschrank, in dem sauber und erfreuend schönes Porzellan aufgebaut ist, alles natürlich in dem hellen, frohen Birnbaum, der wie dazu geschaffen ist. Eben versammelt sich vor dem Hause die ganze lärmende, kleine Gesellschaft, die Eltern dazu und die Großeltern – der Ahn allein bleibt drinnen –, und die Mutter teilt jedem sein Essen aus, tut dies mit jener ewigen Gebärde, die aus jeder Frau, sei sie, wer sie sei, eine Königin und Göttin macht, mit jener Gebärde voll Stolz und Würde, voll Freude und Anmut, vor allem aber voll der Grenzenlosigkeit ihrer mütterlichen Liebe.

An die Eltern *17. Juli 1915 (Im Felde)*

Das muß ich Euch noch sagen: Meine Jugend war so herrlich und voll, wie wenige wohl eine Jugend verlebt haben, das danke ich Euch; aber ohne die manchmal böse und harte Zeit des Soldatseins hätte sie vielleicht mein Leben verdorben; sie war zu rein, zu gut, zu weich, zu sehr abgeschlossen vom Häßlichen, von der Berührung mit den vielen Menschen. Nun scheint mir das Gleichgewicht wiederhergestellt.

Tagebuch, 27. Juli 1915

Herrliches Wetter, an der Telegraphenleitung weiter gebaut. Ich war die ganze Zeit seltsam erregt, dachte mir die schönsten Abenteuer aus. Plötzlich kam die Mitteilung, ich sollte sofort zurück und wäre zu den 21. Jägern versetzt. Es ist gut so. Den ganzen Krieg werde ich jetzt kennen lernen, Gefahr und Qual; das mußte sein. – Meine Träume heute früh waren herrlich und glühend; geben die Götter, zu denen ich bete, der Geist meiner Ahnen, der über mir sei, meine eigene Kraft, die ich in mir fühle, daß es so gelinge. Mich führen Hoffnung und Glaube, Wunsch und Wille, so will ich heiter und sicher diesen notwendigen Weg gehen, voll der Zuversicht, die mich von jeher trug.

Nun endlich hebe ich dein blankes Schwert,
Gott der Gefechte, halt mich kühn und wert . . .

An die Eltern *2. August 1915 (Im Felde)*

Ich kann jetzt schon etwas beurteilen, wie es hier ist, und darf ehrlich sagen, daß ich sehr froh bin, hier zu sein. Es ist erstens der ganz andere Ton und Geist, der unter den Soldaten herrscht und so ungemein wohltuend wirkt, andererseits aber die schöne Kameradschaftlichkeit, der Ernst, die Treue und Tapferkeit, wie sie der wirkliche Krieg zeitigt, ein tiefes Gefühl für tiefe Dinge, Tod und Leben, Schicksal, Sieg und Niederlage. So wird auch das Verhalten zu den Vorgesetzten ein ganz anderes.

An die Eltern *5. August 1915 (Im Felde)*

Um acht Uhr sind wir mit der Division in Warschau eingerückt. Es war ein Rausch, der nicht zu sagen ist.

An die Eltern *13. August 1915 (Im Felde)*

Was ich in dieser kurzen Zeit wirklichen Krieges alles hinzugewonnen habe an Erfahrung in jeder Hinsicht! Ich bemerke, daß man gewisse wichtige Seiten des Menschen jedenfalls augenfällig nur im Feuer erkennt, da fällt vieles ab, und Sonderbares steigt auf.

Tagebuch, 14. August 1915

Ich wurde beauftragt, zu einer vorgerückten Kompagnie zu reiten und sie zurückzuführen, anschließend daran sollte ich die Verbindung mit der 4. Landwehrdivision aufnehmen. Ich nahm R. mit, und wir ritten bei voller Dunkelheit im Galopp, setzten über russische Gräben und durchquerten das Dorf. Der Weg machte eine scharfe Biegung nach rechts, Gebüsch versperrte vollends jeden Ausblick. Plötzlich hörte ich Menschen sich bewegen, und wir vernahmen russische Worte. R. ritt etwas hinter mir und sagte: „Oho, die Russen!“ warf dann sein Pferd herum und versuchte zu entkommen. Wir jagten nun daraufzu, – plötzlich blieb R. ab. Es wäre Wahnsinn gewesen, anzuhalten. Ich versuchte nun bald an die 3. Kompagnie zu kommen und sie zu veranlassen Rudnik zu besetzen. Auf meine Bitte ging man nicht ein, und so mußte ich zur Brigade. Nie habe ich mich so gräßlich gefühlt, denn ich war überzeugt, daß R. tot oder gefangen sei.

Bei meiner Rückkehr hörte ich, daß R. nur sein Pferd verloren, sich selbst aber durch Scheunen kriechend retten konnte. Es war das Schönste, was mich treffen konnte. Selten bin ich so glücklich gewesen. Am nächsten Morgen wurde ich noch sehr belobt, ohne Grund, denn es war reines Glück, daß ich die Division so rasch fand. Vor allem aber, mein Kamerad lebt!

Tagebuch, 16. August 1915

Wieder über geistige Dinge gesprochen mit Leutnant Boye, einem Pfortenser und klassischen Philologen. Es ist wie ein Aufblicken zur Sonne, wenn man im Schmutze dieser weltentlegenen Dörfer die Namen Hölderlin und Nietzsche aussprechen darf!

An die Eltern 20. *August 1915 (Im Felde, Litauen)*

Strömender Regen, unsagbare Quartiere, wenn nicht gar der freie Himmel, endlose Wälder, wo sich niemand zurechtfindet, wenig zu essen, viel zu tun. Im ganzen, um recht verschnupft zu werden, wenn man nicht trotz allem gesund und guten Mutes bliebe ... Ich bitte Euch um Borchardts Lysis-Übersetzung und schreibe sehr bald mehr.

An die Eltern 21. *August 1915 (Im Felde)*

Heute früh habe ich das Kreuz bekommen. Ich schäme mich eigentlich sehr, denn eine Kleinigkeit, wie der Ritt zur 3. Kompagnie und zur 4. Landwehrdivision, den ich Euch beschrieb, war es nicht entfernt wert. Jeder Jäger, der gestürmt hat, hätte es mehr verdient.

... Wohl weiß ich, wenn auch die wahre wirtschaftliche Lage Deutschlands mir verborgen ist, welch maßlose Schwierigkeiten es zu überwinden gilt ... Zugrunde geht diese Regierung doch, zerbricht im ungeahnten Taumel der Ereignisse, die diese Weltwende bezeichnen. Ihre historische tragische Aufgabe ist es aber, diese Wende selbst zu beginnen. Wie der Krieg auch ende, daß sie an ihm stirbt, ist gewiß. Führt sie ihn lang, dann früher, führt sie ihn kurz, dann später.

An Julie V. *Bialowicz, 29. August 1915*

Wir haben jetzt wundervolle Tage des Reitens in diesem herrlichen, von Getier überfluteten Walde. Herden von 40 bis 60, ja 80 Stück Rotwild sind nichts Seltenes, die Wildschweine laufen in starken Rudeln, und von den berühmten Büffeln, den Elchen, Luchsen und Wildziegen habe ich wenigstens die Spuren gesehen, während andere mehr Glück hatten.

Der Wald ist überall anders, vom undurchdringlichen Moor bis zum reinsten Tannenbestand, vom spärlichen, durch Krankheit matten Erlengebüsch bis zum mächtigen, in üppigster Fülle sich breitenden Buchenhain. Es ist eine Lust, hier zu rasten. Gestern biwakierten wir am Rande eines versumpften Bachabschnittes; es war unglaublich hübsch und anheimelnd, die vielen hundert Lagerfeuer, verstreut an Wald und Waldrand, dazu die aufsteigenden Nebel von der Wiese, der Gesang von überall, die netten kleinen, plaudernden Gruppen, die ihre Briefe schrieben.

An die Eltern *4. September 1915 (Im Felde)*

Vielleicht bekommt Ihr diesen Brief am 17. September, an dem ich zuerst den bunten Rock anzog. Was ich in dieser Zeit erlebt und erfahren und gewonnen habe, das läßt sich überhaupt nicht sagen, in wie vielfacher Hinsicht bin ich gewachsen und erneut! Und doch, wie sinnlos und wertlos wäre dies alles, wenn ich nicht jene Jugend gehabt hätte, die ich Euch verdanke und die vielleicht die schönst und weisest geleitete war, die einem zufallen mochte. Welche Glut und Inbrunst, welche Reinheit und Fülle wuchs durch Euch in mir auf, und dies alles, obgleich Ihr selbst gequält wart und verfolgt. Ich werde es Euch nie wahrhaft danken können. Nun kam der Krieg und mit ihm Härten. Den Glauben aber trage ich ganz tief, wenn ich diesen Krieg überlebe, dann hoffe ich auf eine große Zukunft, die mir beschieden ist.

An die Eltern *12. September 1915 (Im Felde)*

Die Hinneigung der Soldaten zur Sozialdemokratie ist doch im wesentlichen negativ. Wut auf die gesamte verrottete bürgerliche Gesellschaft, Wut auf alle Daheimgebliebenen, auf alles zu Hause überhaupt. Von Staatsschöpferischem sehe ich vorläufig nichts. Das einzige Element ist das Gefühl eines neuerwachten Souveränitätsbewußtseins. Jeder einzelne ist erstaunlich selbständig und seines Wertes sicher geworden. Ich fälle durchaus kein Urteil, ich konstatiere nur. Wenn das Heer heimzieht, ist das Selbstgefühl des Volkes un-

geheuer befestigt. Es steckt ein gewaltiges Ausmaß von Können dahinter, ein großes Wissen um die Macht. Diese Riesenkomplexe ungebändigter Kräfte gilt es zu erkennen und zu leiten, um diese Massen zu produktivem Tun aufwärts zu führen. Ihr könnt versichert sein, meine Eltern, daß ich genau weiß, wie sehr diese Zukunft der Männer bedarf, und daß es mein tiefer Wunsch ist, an dieser Zukunft schaffend mitwirken zu dürfen.

An die Eltern *18. September 1915 (Im Felde)*

Groß und glühend wie nie ist mein Wille. Ich habe unbedingt vor, viele Jahre nach dem Kriege tiefem Studium zu widmen und so allmählich für das öffentliche Leben zu reifen. Sollte ein mißgünstiges Schicksal diesen Plan zerstören und mich vorzeitig aufs Forum zerren, so würde ich dies als Vernichtung meiner größten Hoffnungen bezeichnen.

. . . Daß Ihr den Feldpostbrief des Obergrainauers bekamt, freut mich sehr. Da seht Ihr einmal den Alltag des Krieges, dumpf, grau, häßlich wie jeder Alltag. Die große Emotion ins Tragische und Erhabene ist sehr selten. Gewöhnlich ist es so wie in dem Brief. Aber davon schreibt unsereiner nicht. Nun will ich aber endlich schließen. Mein Brief entspricht dem jetzigen Durcheinander von Stimmung und Eindrücken, Hunger und geistigen Interessen, aufregenden Kämpfen und zugigen Scheunen.

An die Eltern *23. September 1915 (Im Felde)*

Ich sehe immer mehr die dringende Notwendigkeit, Näheres über das Slawentum zu erfahren. Über Rußland habe ich mir einige historische Schriften und Trubetzkoys „Rußland als Großmacht“, Kuropatkin, Solowiew, Masaryk, die theoretischen Schriften Dostojewskis vorgemerkt. Natürlich ist eine solche im Felde gemachte Aufstellung lückenhaft und flüchtig, aber sobald ich einmal eine freiwillige oder unfreiwillige Muße im Kriege habe, brenne ich darauf, mich auf all dies zu stürzen. Wenn ich zurückkehre, werde ich selig sein über das unerhörte Glück, aber zugleich, das weiß ich,

gestrafft im Geiste und voll ungeduldiger Begier nach Tat.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Euch noch einmal versichern, wie froh ich bin, wirklich vorn zu sein. Gerade die nicht seltenen Stunden und Tage von Ärger, Mühe, oft unnützer Anstrengung, von Aushalten und Durchbeißen zeigen einem, zu was man fähig ist.

An die Eltern *28. September 1915 (Im Felde)*

Wir wären alle selig, aus dem geradezu grauenhaften Zustand hier herauszukommen. Verlaustheit, Verdrecktheit, Zerrissenheit. Ich will Euch kein Bild meines armen Körpers machen!

Gar nicht gern spreche ich davon, was alles die Zukunft bringen könnte. Es wird so kommen, wie es soll, darin liegt für mich die Knechtschaft des Willens; aber ich werde sehen, alles, was kommt, bildend umzugestalten, zu meinem Ziel, und das ist für mich die Freiheit des Willens.

An die Eltern *5. Oktober 1915 (Im Felde)*

Die Tage sind von ungewöhnlicher Milde und Wärme, und ringsum ist farbenstrahlend der Herbst erglüht, so daß das wellige, ein wenig an Thüringen erinnernde Gelände zu einem einzigen herrlichen Zusammenklang jubelnder Töne wird. Glaubt Ihr, daß trotzdem mein ständiger Gedanke nur der ist: Welch ein Jammer, solche Wochen für den Vormarsch zu verlieren.

An die Eltern *14. Oktober 1915 (Im Felde)*

Weder wir, noch vielleicht unsere Kinder werden eine geruhige Zeit verleben, um so angespannter, härter, kristallener soll unser Leben sein. Nicht umsonst wiesen die Zeiten höchster Erregung (römische Bürgerkriege, 5. Jahrhundert in Hellas, Renaissance, napoleonische Ära) die reichste innere und edelste äußere Kultur auf. Wir haben allesamt so viel formlose Triebe ungebrochener Urkraft, so viel Chaos in uns, daß kein Zwang von außen groß genug sein kann, um dies zu gestalten.

Zu einem Ereignis wie dem Krieg, wie gegenüber allem ganz Großen, kann man meiner Meinung nach überhaupt nicht „Stellung nehmen". (Es war ein schlimmer Irrwahn, zu glauben, es gäbe nichts, wozu man nicht eine Meinung und Stellung haben müßte.) Ich halte es für einfachen Unsinn, Stellung zu nehmen angesichts des Kriegsgottes; was möglich ist vor ihm, das ist Beten, Weinen, Lieben, Hassen, das ist, daß man sich das Leben nimmt oder ein neues Leben beginnt.

An die Eltern *15. Oktober 1915 (Im Felde)*

Darauf kommt es vor allem an, daß Ihr in der Heimat schaffend frei und stark bleibt, daß Ihr das Innere lebendig und keimend erhaltet, während wir, draußen stehend, wirkend durch Tod, Haß und Zwang, der Liebe, dem Leben, dem Wachstum nur den plumpesten Dienst, wenn auch den notwendigen, leisten.

An die Eltern *18. Oktober 1915 (Im Felde)*

Übrigens zum Zusammenklang von Form und Inhalt: Eine Form, die zerschmettert wird durch die unerhörte Glut des Innern (wie beim jungen Goethe), die ist immer noch Form gewesen. Aber vieles Gefasel hält sich für genial. Jene Art der „Jugendlichkeit", die sich leider noch sehr breitmacht, müssen wir energisch bekämpfen. Sie verfälscht den Geist unserer Zeit. Ob man in diesem Kampfe sehr auf andere rechnen kann, weiß ich nicht, ich denke überhaupt mehr und mehr: Im Grunde muß man alles selbst anfangen. Folgen dann die andern, mags gut sein, obwohl ich sicher bin, daß sie einem meist das Beste und Erlesenste abtöten und nur behalten, was Marktwert hat.

Tagebuch, 19. Oktober 1915

Ich schaute langsam auf zum Abendrot,
Das überm Westen zärtlich niederhing,
Wohin auch unser all Gedenken ging,
Zärtlich und flammend gleich dem Abendrot.

Denn wenn bei andern auch viel heißer brennend
Und wütender der Kriegsgott glüht denn hier,
So leiden eins vor allen einzig wir:
Endlose Öde, von der Heimat trennend. –

Manchmal ists drum, als ob ich nach dir bebte,
Geliebt und heilig Land, mein Vaterland,
Als ob dem Falter ähnelnd meine Hand
Unsicher schwankend mit dem Windhauch strebte.

Doch zweifelt nicht, ihr drin, und glaubts: wir dauern,
Und desto mehr, so unsre Sehnsucht schwillt;
Doch wenns dann plötzlich einmal aufwärts quillt,
Verzeiht dem Müden dieses leichte Schauern.

An die Eltern *21. Oktober 1915 (Im Felde)*

Zwei Worte gibt es, die ich jetzt vor allem liebe: Dienst und Haltung. Daß all unser Leben ein Dienst sei am Werk, heilig gefühlt, und wir unser Dasein in vollendeter Haltung leben, Haltung, hier gefaßt als durchgebildete Geistigkeit, innen glühend von Leidenschaft, außen aber stahlhart gehämmert, in herrlichem Maße das Maßlose bergend, das scheint mir notwendig. Wenn ich auf meinen Staat schaue, Symbol des Unendlichen wie jedes Endliche, mir aber vor den andern sichtbares Symbol, das ich, wie jene Heilige den Namen Christi, stets im Herzen trage, dann erscheint er mir ganz streng und groß und vollkommen geformt, innen aber von der vielfältigsten Bewegung und dem buntesten Spiel der Kräfte.

Ich studiere jetzt dauernd und – lacht nicht! – mit wirklicher Passion Felddienstordnung, Reglements, Handbuch usw.; es ist eine fabelhafte Fülle von Wissen und Können in prägnantester Form dort niedergelegt.

An Herrn v. E. *25. Oktober 1915 (Im Felde)*

Von einer Sache, die ich zwar sehr zu achten, aber durchaus nicht zu billigen vermag, muß ich noch sprechen. Das ist Alfred Webers Stellung zum Slawentum[50], der die Enge

Deutschlands durch die Weite Rußlands erlösen will; in einem Briefe gebraucht er gar das Wort „Weiträumigkeit". Weiträumig aber sind Bogenhallen mit schlanken Säulen, wo jedes Maß und Verhältnis durchgebildet ist vom wissenden Geist, nicht aber der dumpfen Steppe Endlosigkeit, über die zottige Pferde jagen; weiträumig nennt Wölfflin die Bilder des Raffael, aber nicht alte mongolische Fresken, die überhaupt keinen Raum kennen. Sollte Deutschland dem Tode verfallen sein, die Welt sich zwischen Amerika und Rußland teilen (womit dann alles erstorben wäre, was wir unsere Götter nannten), dann glaube ich wohl, daß aus der blutschänderischen Verbindung mit dem Slawentum noch einige orchideenhaft seltsame und seltene Blüten erwachsen könnten, wir alle jedoch, die noch die Götter lieben, täten dann besser, wie ehemals Cato, diese für uns unpassend gewordene Welt zu verlassen. Die Zeit und die Dinge sind so ungeheuer in Ausmaß und Macht, daß aller Gedanke eigentlich verzagen muß und daß nur eine erlösende und aus den schaffenden Kräften selbst emporflammende Tat uns wird Rettung bringen können. Ich glaube immer, die See ist wieder trächtig geworden wie damals, da sie dem Uranos mit der Sense das Glied abschnitten und es dem Poseidon in den Schoß warfen, daß daraus durch Gischt und Woge der Zeus auffuhr. So dürfen wir vielleicht auch in dieser Zeit auf den auffahrenden Gott warten.

Tagebuch, 1. November 1915

Der Major gab mir drei Wochen Urlaub. Auf dem Ritt zur Station betete ich:

Du milder Gott, aus dessen großen Händen
Erhörung ausfließt, Linderung und Lust,
Heut, da sich meine Schritte heimwärts wenden,
Streichle und glätte die erregte Brust.

Führ du mich dorthin, wo im rechten Schreiten,
Im tapfern guten Handeln dein Gebot,
Durch alle Fährnis treu mich durchzuleiten,
Erquickung wird und Lösung aus der Not.

Dann will ich kühn wie deine Engel streiten,
Mich rührt kein Weh, so nur dein Auge loht.

Danach wundervoll frei und leicht. Ganz früh in Erwartung des Kommenden frohe Fahrt nach Hause.

Tagebuch, 5. November 1915 (Daheim)

Um acht Uhr auf dem Bahnhof, gleich nach Haus. Nicht auszusagende Gefühle der Freude und des Dankes erfüllen mich. Lange war alles wie ein Traum. Dann ging ich müd und selig schlafen, um endlich wieder am neuen Tag froh in der Heimat aufzuwachen.

Tagebuch, 6.—19. November (Daheim)

Zu Haus. Ich kostete alle Seligkeit wiedererwachender Erinnerungen, freute mich an alten Orten und Wegen, ging wieder durch den Wald, dorthin, wo ich Pan, wo ich Hippolyta zuerst gesehen, und jede Biegung war Erinnerung an ein Gespräch, an ein Gedicht, einen Freund oder einen Gedanken. Dann vor allem in Haus und Garten, wo alles so schön war wie ehemals. Und wie wir drei aneinander glücklich waren! Welche Freude gewährte es, vieles neu zu betrachten und erstaunt zu finden, daß wir nach einem Jahr des Voneinanderseins doch nicht auseinander gekommen.

Ich las nicht viel: 6. und 7. Gesang der Odyssee, die mir wenn möglich noch strahlender als ehemals in der göttlichen Schönheit ihrer flutenden Sprache aufstiegen, Gedichte von George, dessen Sprache und Kunst mir ganz notwendig erscheint, und er selbst, im übertragenen Sinne aufs Reich der Dichtung angewandt, als Johannes Baptista eines noch schlummernden Christ. Ich bemerkte voll Glück, daß die Götterbilder früherer Zeit mir nicht geblichen sind, sondern hehr wie ehemals funkeln, wenn auch ein neues Leben viel Neues zeigte und alles manchmal anders erscheinen ließ. Die größte Freude vielleicht war der Gedanke an eine kommende Zukunft. Doch davon ist schwer zu sprechen. Wir träumten manchmal davon, planten wie Kinder allerlei Schönes und Großes, doch wer kann wissen, was die Zukunft birgt! Nur

darauf kommt es an, ja zu sagen zu ihr von vornherein und einen Bund mit ihr zu schließen, der nicht reißen wird. An solch stolzem Gefühl darf man auch nicht durch Erbärmlichkeiten, die einen ärgern und bös machen können, irre werden.

Tagebuch, 1. Dezember 1915 (Im Felde)

Überfallen von unsäglich gedrückter Stimmung, verwirrt, chaotisch zerrissenes Gefühl. Schrieb ein Gebet, vielleicht das bedrängteste, an Apollon:

Es begann:

Ward mir mein Mund schon unrein zum Gebet...

dann weiß ich nur noch:

Heldisch Leben, strahlend in Glut und Helle,
Langhin Leben, wirkend in Bild und Gesetz...

Seltsam ist es, wie manche Dinge unbewußt wachsen und mächtig schwellen, gerade wenn man sie lange unberührt läßt. Dinge, die früher aufs stärkste wirkten, dringen erst allmählich gleichsam in alle Poren, durch alle Nerven und werden zu etwas Selbstverständlichem. So ist es bei mir mit jener herrlichen Welt des Griechentums.

An Herrn v. E. — 7. Dezember 1915 (Im Felde)

Wir Deutschen sind wahrhaft durch alle sieben Feuer der Hölle gewandert und durch sie geläutert worden, wir haben alles erprobt und alles erfahren, daher kam es denn auch, daß wir im Einzelnen und Individuellen überall das Höchste, an Gesamtniveau aber selten dasjenige anderer Völker erreichten.

„O heilig Herz der Völker, mein Vaterland."

An die Eltern — 13. Dezember 1915 (Im Felde)

Wir können vielleicht einigermaßen die gewaltige Kraftentfaltung und wahrhaft göttliche Größe des deutschen Volkes ermessen, das, eingeschnürt von allen Seiten, von Haß und Wut umbellt, nicht nur durchzuhalten, sondern siegreich durchzuhalten verstand. Wenn wir das Ungeheure betrachten, das unser Volk geleistet hat, dann muß uns ein solcher Glaube an

die Zukunft erfüllen, daß alles andere daneben ins Wesenlose verblaßt. Und dieser Gegenwart dienstbar sein zu dürfen, dieser Zukunft inbrünstig zu harren, das ist vielleicht die größte Gnade, die jemals Menschen zuteil wurde. Dieser will ich mich wert erweisen, indem ich nie rückwärts schaue, nie eine feige Sehnsucht nähre, sondern weiter schreite und glaube. Jene uralte Dreieinigkeit, Glaube, Liebe, Hoffnung, die vielleicht schon im Tanze der drei Charitinnen lag, ist es wahrhaft, die uns auch heute führt und leitet.

An die Eltern *19. Dezember 1915 (Im Felde)*

Das scheint mir die Aufgabe derer in der Heimat zu sein, die Kontinuität der Kultur stets lebendig und stark zu erhalten und all den Tausenden, die abgerissen von der Vergangenheit und oft gar nicht „zukünftig", sondern nur auf den Augenblick gerichtet nach Hause kehren, Fülle und Wärme eines neuen Friedens zuzuführen, vor allem aber diesen neuen Frieden durch ihr Sein, ihr Handeln und ihr Denken vorzubereiten. Wenn wir auch nicht wissen können, wann dieser Frieden kommt, einmal kommt er ganz gewiß, und dann wird die Zukunft nicht dem siegenden oder unterliegenden Lande gehören, sondern dem, das den neuen Frieden am vollkommensten wird gestalten können und Sieger bleiben wird in den Kämpfen des Friedens.

Tagebuch, 1. Januar 1916

Leuchtendes Jahr, das sich erhebt,
Widerglänzend von Waffen,
Tief dir im Aug unsichtbar schwebt
Neu erstaunliches Schaffen.

Was du auch bringst, wir sind bereit,
Ohne zu murren und klagen,
Nur ein Gebet sei dir geweiht:
Hilf die Kämpfe ertragen.

Du bist gerecht unwandelbar,
Ich will Frieden nicht flehen,

Was du auch bringst, leuchtendes Jahr,
Wir durchdauern und stehen.

Dies zum Beginn: Leben und Tod
Ruhn im Schoß dir verborgen,
Doch ich vertraue deinem Gebot
Und vertraue dem Morgen.

An die Eltern *8. Januar 1916 (Im Felde)*

Mehr und mehr komme ich zu der Überzeugung, daß all jenes, was von vielen Seiten als „religiöse Vertiefung", „erwachendes Gottesbewußtsein" usw. gepriesen wird, nichts ist als Schwäche, Feigheit, Flucht. Es ist nicht schwer, im rasenden Trommelfeuer, nach plötzlichen Überfällen oder in sonstigen Gefahren des Krieges sich an Gott als letzte Rettung zu klammern, es ist, wenn auch verzeihlich (ich selber bin durchaus davon nicht frei), doch nichts mehr als eine Äußerung des Selbsterhaltungstriebes der zu Tode geängstigten Psyche. Sehr schwer dagegen ist es für den nicht konventionell religiösen Menschen – dem also nicht die Formen des Gottesdienstes von vornherein gegeben sind –, aus der höchsten Lust heraus, aus dem vollausgebreiteten Glücke zum Gebet sich aufzuschwingen, zum Dankgebet, das in jedem Fall höher und „Gott wohlgefälliger" ist als das dumpfe Bittgebet. Sagt doch Nietzsche: „Lust tiefer noch als Herzeleid", aber auch: „Sollte es denn möglich sein, dieser alte Heilige hat in seinem Walde noch nichts davon gehört, daß Gott tot ist." Und das dürfen wir nie vergessen. Nichts wäre für mein Gefühl gefährlicher, als wenn wir uns in einer völlig mißverstandenen, rein romantischen Geste plötzlich gegen die ganze vorkriegerische Zeit wenden wollten, wenn wir in Wesensverkennung dessen, was not tut, gegen die große Antithese, die die Moderne aufstellte, nichts als eine neue Antithese setzten, und das geschähe, wenn wir jene fade Flucht ins Christentum, in den Konservativismus und ähnliche Dinge nachahmen würden, die zum Unheil der deutschen Kultur ein so einzigartiger Kreis, wie ihn die deutsche

Romantik darstellte, kläglich uns vormachte. Das trübe Siechtum, das nach der herrlichen ersten Erhebung folgte, kennen wir, und davor uns zu bewahren ist eine unserer vornehmsten Aufgaben. Das kommende Zeitalter muß eines der unbedingten Synthese sein, in seinem ganzen Charakter positiv und erbauend, neue Formen schaffend, alte organisch weiterbildend. Nichts aber bietet da eine größere Gefahr, nichts ist daher mehr zu scheuen als der bequeme Ausweg in die alten, noch immer vorhandenen Formen. Der gewaltige Wille, der erhabene Ungestüm einer reichen, bewegten, drängenden Zeit von mehreren Jahrzehnten wäre vernichtet. Ich bin im tiefsten überzeugt, daß im Schoße der kommenden Jahre Ungeheures sich gebiert; es wäre höchst verderblich, wenn wir durch fades Gerede, wie das der wiedererwachenden Religiosität, uns der Empfänglichkeit für die neu sich gebärenden Kräfte berauben ließen. Die Annahme hielte ich für eine frevelhafte, ja geradezu teuflische, daß eine Zeit, die unter dem Einflusse des Sozialismus und Nietzsches, unter den ungeheuren wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Umwälzungen vom Ende des Jahrhunderts geboren wurde, je wieder in die geruhigen Gewässer eines staatlich konsolidierten Christentums zurückkehren könne. Ich bin ein so dezidierter Nichtchrist wie nur je.

An die Eltern *18. Januar 1916 (Im Felde)*

Gestern las ich wieder den Faust. Es ist so herrlich, zwischen dem Vielerlei des Tages von Zeit zu Zeit zum Ewigen zurückzukehren.

An seinen Freund Otto G. *30. Januar 1916 (Im Felde)*

In letzter Zeit habe ich wieder besonders viel ins Griechentum geschaut, das doch stets der Quell ist, aus dem wir schöpfen, das Meer, in das wir uns versenken, die noch immer vollendetste Verleiblichung des europäischen Ideals. Die Griechen waren nicht nur nicht gut, nicht nur „viel unglücklicher als wir denken“ (Boeckh), sie waren bös und gewalttätig in ihren Trieben und manches andere noch. Trotzdem wird,

solange die Götter leben, bestehen bleiben, daß sie in ihren Gestaltungen und Idealen das schlechthin Höchste und Einzige geformt haben. Das erkenne ich immer klarer. –

Tagebuch, 2. Februar 1916

Gegen 1 Uhr morgens unter dem Gesang von „Muß i denn, muß i denn“ in den Graben. Ich habe einen Abschnitt von ca. 500 Meter, einen Zug von vierzig lieben Jungen und den Willen, möglichst viel in dieser Zeit zu lernen.

An die Eltern *3. Februar 1916 (Im Felde)*

Wieder traf ich mit alten Bekannten vom Vormarsch zusammen, die mich besonders herzlich begrüßten. Unvergleichlich größere Freude erlebe ich aber tagtäglich an meinen Leuten. Durch Zufall hörte ich gestern, wie ein Oberjäger, den ich kurz zuvor, wenn auch nicht angeschrieen, so doch, wie es meine Art ist, dem ich „zugeredet“ habe, einem andern sagte: „Solange Leutnant Braun den Zug hat, gehe ich überall hin mit ihm.“ Wie sehr eine solche Bemerkung einen beglückt, könnt Ihr vermutlich nicht verstehen, aber es ist doch so. Der wahre Beruf ist trotz allem, Führer zu sein, das sehe ich immer mehr. Die ungeheure Fülle dessen, was ich hier lerne, ist gar nicht zu überschätzen.

An seinen Freund Otto G. *13. Februar 1916 (Im Felde)*

Ich lese Goethe und Hölderlin, derlei gebrauche ich so unbedingt wie nur irgend etwas, es gibt mir immer wieder neue Kraft und Frische. Vor allem muß man sich, meinem Gefühl nach, so sehr auf lange Dauer des Kriegszustandes einrichten, daß dadurch überhaupt im allgemeinen die geistige Einstellung anders wird, als wenn man immer doch innerlich das Ganze nur als vorübergehend ansah. Wer kann denn ahnen, wie, wann dieses übermenschliche Ringen endet, zu welchen Dimensionen es sich noch auswächst und vor allem, Unausdenkbarstes, welche Gestalt die Welt von nachher tragen wird. Manchmal quält einen solches bis ins Wahnsinnige, aber man muß den Kopf hoch tragen und sich mit seinem Glauben in dieser Zukunft verankern.

Tagebuch, 28. Februar 1916

Nachts sehr interessante Patrouille. Bei sternklarem Himmel, weichem Neuschnee über das Servetsch-Tal quer herüber, in langsamem, vorsichtigem Vorkriechen bis ca. 80 Meter an die Russen gelangt. Es kam schließlich spiegelglatte Eisfläche ohne jede Deckung, mit Gefahr des Einbrechens und darüber die Helle des Himmels, noch dauernd entflammt durch Leuchtkugeln; die Sache war einigermaßen kritisch, bei jedem Krachen des Eises schossen die Russen. Ich freue mich immer über meine totale Ruhe; so nervös, phantasiegeängstigt ich sonst sein kann, leicht Herzklopfen spüre und dergleichen, so unbedingt ruhig, ja heiter bin ich, sobald die Gefahr wirklich wird. Hinterher las ich bis halb drei Uhr nachts Nietzsches Götzendämmerung in steigender Begeisterung. Neben einigem gänzlich Verfehlten Höchstes, Einziges.

An die Eltern *26. Februar 1916 (Im Felde)*

Unumstößlichste Grundtatsache ist mir und wird mir bleiben durch alle Wirrsal und Trübung äußeren und inneren Lebens: daß wir drei zusammengehören und eine Entfremdung zwischen uns unmöglich ist. Daran tut auch jahrelange Abwesenheit nichts.

An die Eltern *5. März 1916 (Im Felde)*

Manchmal schaudre ich, bin ich so fern der Zeit geworden? Alles was die zu Haus als neu, groß, modern preisen, erscheint mir öd, längst überwunden, plump, höchstens so, daß man lachen könnte, wenn man nicht weinen müßte. Was für ein Abgrund, ein Auseinander der gesamten Entwicklung wird das sein, wenn wir, die wir hier draußen von großen, reinen und machtvollen Dingen träumen, diese Zeugnisse des „deutschen Geistes“ treffen werden!

Die Zukunft ist mir durchaus verschleiert, auch strebe ich nicht danach, gewaltsam diesen Schleier zu zerreißen; was ich nach dem Kriege werde, weiß ich noch nicht, vor allem deshalb, weil niemand weiß, was nach dem Kriege sein wird. Da ich jetzt aber hier im Kriege stehe, strebe ich danach, auf diesem Punkte so tüchtig zu werden, wie ich es vermag.

An die Eltern *9. März 1916 (Im Felde)*

Ich las wundervolle Schriften von Usener und bin ganz voll davon. Ein herrlicher Aufsatz über die platonische Akademie mit dauernden Hinblicken auf unser Bildungsleben, alles getragen von einer faszinierenden Höhe und Weite des Blickes, einer fabelhaften Beherrschung der verschiedensten Gebiete, vor allem auch des deutschen Volkslebens.

An die Eltern *29. März 1916 (Im Felde)*

... Ihr mögt sagen, daß historischer Sinn oft kein Vorzug ist. Aber ich habe das Gefühl, daß selbst die großen Männer der Tat, Staatslenker und Militärs, Fürsten und Künstler sehr viel von jenem historischen Sinn, besser noch historischen Takt besaßen, den ich eigentlich bei allem für notwendig halte. Was bei Nietzsche oft so empörend, ja widerwärtig berührt, wenn nicht die sonst so erhabene Höhe seines Geistes ihn vor derlei Prädikaten schützte, dasjenige, was vielleicht einzig wirklich gefahrbringend werden kann für unreife Menschen, das ist der horrende Mangel jeden historischen Sinnes bei ihm. Wie dies Phänomen zu erklären, da gerade er die tiefsten und überraschendsten Einsichten in Menschen, Völker, Epochen bringt (allerdings nur solche, die ihm verwandt sind, wo er sozusagen sich selbst oder seine Ideale interpretiert), weiß ich nicht, jedenfalls existiert es. Alle jene geschmacklosen, gänzlich entgleisten Stellen bei ihm rühren zumeist daher. Wenn inmitten aus dem Tiefsten geborener, zentralster Einwerfungen gegen das Christentum es ihm passieren kann, daß er es sozusagen wie einen Schuljungen, der Nüsse gestohlen hat, für die Zerstörung der antiken Welt abkanzeln will, wenn er ebenso mit der Reformation verfährt, so sind das Zeichen für den Mangel historischen Gefühls. Allerdings auch Zeichen dafür, wie sehr er aus einer relativistischen Epoche stammt, so daß es ihm ums objektiv „Falsche“ und „Richtige“ nie zu tun ist. Dies entschuldigt freilich nicht seine Urteile über Dante („die Hyäne, die in Gräbern dichtet“, darüber kann man nur lachen), über Sokrates, wenn auch widersprüchlich, so doch im Kerne

grundfalsch, über den Sophismus, über die Deutschen (wohl irgendwie psychologisch erklärbar, jedoch frevelhaft durch die gewollte Unaufrichtigkeit des Gedankens), über Plato, über Staat, Gesetze usw. Daneben allerdings herrliche Worte, jedes einzelne Keim zu völlig neuer Grundlegung der betreffenden Angelegenheit, über die Griechen und tausend griechische Dinge, über Goethe, Napoleon, über viele andere. Alles in allem, es fehlt ihm jenes, wovon Borchardt so schön im „Hesperus" spricht: „das ruhig über groß und klein aufgeschlossene Auge, das gottgleich wird, indem es die Welt Gottes nachschafft. ‚Willkommen bös und gut' war der fast Goethesche Anfang eines verlorenen Waltherschen Gedichts, vier Worte, die in sich die höchste Möglichkeit deutscher Poesie als wahrer Weltreife enthalten" (S. 70). Hier ist das, was ich vorhin historisches Gefühl nannte, auf die höchste Formel gebracht und, wie ich meine, mit Recht als etwas dem deutschen Ideal Verwandtes hingestellt...

Mein Gefühl, das schon vor dem Kriege, wie Ihr wißt, sehr zur Form und zur Gestalt strebte, hat sich in dieser Hinsicht wohl noch verstärkt. Meine Liebe zum Vollendeten und Gestalteten, zu Bild und Leib, zum Blühenden und organisch Wachsenden, zu der gewaltigen Leidenschaft, die Erz geworden ist und herrliche Form, zu allem Klassischen und Runden ist noch gesteigert, und mein Haß gegen alles Zufällige, alles Gemachte und Willkürliche, alles bloß Negative, gegen alles Geschwätzige und Verspritzte, alles Periphere an Stelle des Zentralen, alles romantische Geflute gegenüber dem Gebauten und Gewachsenen wird immer größer. Ich habe hier so viele Begriffe gehäuft, nicht damit Ihr sie einzeln zergliedern sollt, sondern um Euch das Ganze des Gefühls zu geben. Ich glaube, Ihr versteht mich: mir ist alles Formlose zuwider, das beginnt bei den täglichen Einzelheiten und geht hinauf ins Höchste. Darum, nicht opponieren, sondern immer Neues hinstellen! „Nur als Schaffende können wir vernichten", steht in der Gaya scienza.

Meine innerste Inbrunst, meine reinste, wenn auch geheimste Flamme, mein tiefster Glaube und meine höchste Hoffnung

sind noch immer ganz dieselben, und all dies heißt mir: Staat. Einmal den Staat zu bauen wie einen Tempel, rein und stark hinaufwärts, in eigener Schwere ruhend, streng und erhaben, doch auch heiter, wie es die Götter sind, und mit lichten Hallen, durchschimmert vom Spiele der Sonne, das ist im Grunde doch alles Ziel und Ende meines Strebens. Haltet mich nicht für frevelnd, ich weiß wohl, was das heißt, aber irgendwo fern muß man doch eines Berges Haupt durch den Nebel emporragen sehen, wenn auch noch dichtes Gewölk die Abgründe verbirgt, die sich davor öffnen.

An die Eltern *4. April 1916 (Im Felde)*

Wie herrlich muß jetzt Deutschland sein! Hier ist das Wetter ganz unglaublich schön; strahlend warme Sonne, Lerchen singen durch die Luft. Ich denke immer daran, wie schön wir die Zeit meines Urlaubs verleben wollen. Was wird es da alles zu erzählen geben! Ich habe so furchtbar schrecklich viel auf dem Herzen!... Lesen will ich jetzt Clausewitz und zu dem mir sehr fehlenden Verständnis technischer Fragen Bücher über Kriegswesen und Technik.

An die Eltern *9. April 1916 (Im Felde)*

Mir geht es wie einem, dem sein Erbteil verpraßt wird, während er sich in der Fremde herumschlägt. Was mir das Höchste war, daß Geist und Kultur unseres Volkes wachsen, in reifen, schönen Werken sich offenbaren, zum mindesten aber, daß die Jugend sich, wenn auch nur verschleiert, als die erweist, solcher Zeit Vermächtnis in höchste Form für die Ewigkeit zu füllen, all dieses wird mir von Tag zu Tag fraglicher, unwahrscheinlicher. Zeigt mir einen einzigen Sänger, einen einzigen Former, einen einzigen Bildner unter all diesen faselnden Buben, und das ganze Gomorra sei gerechtfertigt. Aber wohin man sieht, Flachheit und Ratlosigkeit. Wo etwas geleistet wird, wo gute Bücher, hohe Bücher geschrieben, große Dinge gesagt werden, sind es gewiß Dreißig-, Vierzig-, Fünfzig-, Sechzigjährige, aber wir brauchen nicht nur Zeit-, auch Altersgenossen. Gegenüber dem quälenden Gefühle des

geistigen Tiefstandes meiner Generation hilft nur tätiges Teilnehmen an allem Nahen, Gegenwärtigen und ein kühn ins Zukünftige gespanntes Auge.

Tagebuch, 16. Mai 1916

Morgen fahre ich auf Urlaub, hurra!

Tagebuch, 21. Mai 1916 (Daheim)

Es gibt im Grunde, den beiden Formen menschlichen Lebens gemäß, zwei Ideale; der vita activa entspricht der Held, der vita contemplativa der Priester, wozu sich der Dichter und der Weise in erhabener Gesinnung rechnen mögen. Irgendwelche Zwischenstufen männlichen Ideals lasse ich nicht zu; und so ist das meine durchaus der Held. Was aber heißt das heute? Staatsmann, wohl, aber auch das ist eine Phrase, solange es uns nicht sichtbar wird im Heute. Heißt es etwa Politiker, dieser mit so viel erbärmlichem, kleinbürgerlichem, so viel fadem und zänkischem Beigeschmack behaftete Name für etwas, was zu manchen Zeiten dem Helden wohl entsprochen hat? Heißt es etwa Offizier, Diplomat, alles registrierte Kategorien, die so gar nicht die Größe erreichen? So gäbe es nur einen düstern und nächtigen Ausweg: Wenn ich mich nicht hineinpassen mag in die Gliederungen der Zeit, vielleicht daß sie mich ausspeit und hinter sich läßt und, wenn der große Krieg verklungen ist, über mich hinweg ihren Gang nimmt. Aber auch das wird nicht sein. Darum also: Wenn ich mich nicht füge nach dem Willen der Zeit, muß die Zeit sich wohl nach meinem Willen fügen, und ich werde doch, was ich bin! – Das ist nicht der Ausspruch titanischer Willkür, kein haßerfülltes Hineingreifen in die Gesetze der Welt, vielmehr ein demütig gehorsames Folgen jenem erhabenen Dämon, von dem ich glaube und hoffe, daß er der meine ist, mich hingeleiten wird durch die Fährnisse, mich halten und stählen und führen wird, daß ich einst nicht ein Zerstörer, sondern ein neuer Aufgang und Morgenglanz sein möge einer neu sich gestaltenden Welt. Wie ich zum Jahre 1916 sang, singe ich auch zu diesem Dämon:

Doch ich vertraue deinem Gebot
Und vertraue dem Morgen.

Tagebuch, 24. Mai 1916 (Daheim)

Viel gelesen. Sehr Schönes im Schlieffen. Entzückende Gedichte von Mörike, Catull, Hofmannsthal, George. Gestern nur Goethe und Shakespeare.

Tagebuch, 28. Mai 1916 (Daheim)

Wie wohl gerade uns, die wir im Felde doch geistig darben, solche guten Unterhaltungen tun, ist nicht zu sagen. Überhaupt wirkt die Heimat auf mich wie ein unerschöpflicher Jungbrunnen. Jetzt bin ich wieder gesund und stark und froh, bereit zu allem und offen für alles.

Tagebuch, 6. Juni 1916 (Daheim)

Heut gehts leider wieder weg. So schön war es noch nie zu Haus!

Tagebuch, 14. Juni 1916 (Im Felde)

Gegen neun kam folgendes Telegramm: „Auf Befehl der Armee-Abteilung Woyrsch rückt Res.-Jäger-Batl. 21 zum Beskidenkorps." Nach 11 Uhr abends ging es in südlicher Richtung los. Es war eine sehr schöne neblige Nacht, der Marsch wurde aber doch auf die Dauer ermüdend.

Tagebuch, 18. Juni 1916 (Pfingstsonntag)

Strahlende Sonne. Fürchterlicher Gottesdienst. Dem Gewäsch dieses libertinen, ich möchte sagen von jedem geformten Kultus weltenfernen Priesters kann man nur in eine hellere Welt, die des Altertums entfliehen. Ich las Winckelmanns kleine Schriften und bin entzückt von der vornehm-reinen Gestalt dieses Mannes. Seine ganze Kampfstellung gegen das Barock, die sich zu wunderbar glühendem Ingrimm gegen Bernini verdichtet, ist etwas so prachtvoll Packendes und ein in ihrer weltgeschichtlichen Notwendigkeit so schönes Schauspiel, daß auch dort, wo er auf einen farblos klassizistischen

Kunststil uns hinweist, nicht gemäkelt werden sollte. Einzelne Stellen sind von einer geradezu endgültigen Schönheit und tragen das Gepräge des Unbedingten, Absoluten auf der Stirne, das nur ganz wenigen, höchsten Dingen gegeben ist.

Tagebuch, 27. Juni (Geburtstag)

Die Kameraden hatten mir einen entzückenden Korb mit Sonnenblumen geschenkt, einen andern die Oberjäger, noch einen Boye. Es war herrliche Sonne. Nachmittag feierten wir sehr bescheiden, aber um so vergnügter in der schönen Waldstellung, als plötzlich der Befehl kam: Jäger sofort heranzuziehen. Nach vielerlei Hin- und Hergehetze marschierten wir los, wurden um Mitternacht von einem Korporal des österreichischen Regiments 31 empfangen und bezogen Biwak hier im Wäldchen nördlich Norosjolki. Wird das ganze Jahr so schön sein, ein Aufbruch ins Neue, Ungewisse?

An Julie V. *29. Juni 1916 (Im Felde)*

Es scheint, daß die Höhe der Malerei in andere Perioden fällt als die der Plastik, weil die Grundtendenzen beider Kunstformen sich widersprechen. Vielleicht kann das Höchste der Malerei in der Klassik nicht erfüllt werden. Allerdings halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß unsere nordischen Augen uns da einen Streich spielen! Möglicherweise liegt das Wesen der Malerei außerhalb des Klassischen, ist rein dionysisch. Sie kennen ja jene herrliche Tafel der Pythagoreer mit den zehn sich kontradiktorisch entsprechenden Kategorien; könnte man da nicht auch plastisch-malerisch anreihen? Doch will ich hiervon nichts weiter sagen, da ich zu wenig darüber nachgedacht habe.

Tagebuch, 3. Juli 1916

Um 10 Uhr kam Befehl zum Abrücken zu den Österreichern. Es hieß, die Russen wären durch, und wir sollten bis fünf Uhr, wo Verstärkungen kämen, die Sache halten. Die österreichische Artillerie war bis auf die letzte Granate verschossen. Vom Sturm konnte keine Rede sein, es wurde als

„kolossale Leistung der Truppe" bezeichnet, daß sie die miserable zweite Stellung hielt, einfache Gräben, ohne Unterstände, ohne Laufgräben!

Tagebuch, 4. Juli 1916

Unsere Stellung liegt denkbar ungünstig, am Fuße einer von den Russen besetzten Höhe. Um zwei Uhr nachmittags hatte das Feuer die Dauer von sechzig Stunden erreicht. Die Nacht war unerhört, ein Gewitter von seltener Mächtigkeit, vereint mit dauernden Leuchtkugeln, Scheinwerfern und den ununterbrochen pfeifenden Schrapnells machte sie wirklich beinah zum Tage.

Tagebuch, 6. Juli 1916

Man sieht auch Leute, mit denen es aus ist. Soeben einen Gefreiten, der offenbar Veitstanz hat, und vorgestern abend einen österreichischen Zugführer, der schreiend im tollen Laut ankam und rief: „Die Russen, die Russen kommen!" Fort war er. Über solche Leute abfällig zu urteilen, vermag nur der naive Dünkel nie vorne gewesener Etappenschweine.

An die Eltern — *6. Juli 1916 (Im Felde)*

Das Furchtbare am ersten Tag war, daß wir das ganze russische Feuer ertragen mußten, ohne irgendwie antworten zu können. Da plötzlich kamen, wie der Prinz im Märchen, gerade während eines der heftigsten Schrapnellhagel, ruhig und frisch zwei junge Fußartillerieoffiziere und sagten, sie wären eben mit ihrer 15-cm-Batterie angekommen und wollten nun schießen, hätten aber keine Ahnung, was los wäre. Wir klärten sie rasch auf, und nach zehn Minuten zogen befreiend, wie Jubeltöne für uns, die ersten surrenden Granaten über unsere Köpfe ... In der vorletzten Nacht hatte ein unsinniges Gerücht von plötzlichem Vordringen der Russen uns alarmiert, ausgeschwärmt gingen wir in stockdunkler Nacht durch die Felder vor. Plötzlich schien wie auf ein Zeichen aus der Nacht Tag zu werden. Ein Gewitter brach los von der ungeheuersten Art. Man hörte nicht Donner und Blitz, sondern

es war ein ununterbrochenes Blitzen in der Luft, ein ununterbrochenes Donnern, und jeder Blitz, niederzuckend zur Erde, tauchte alles in magisches Licht. Im selben Augenblick brach auch vorn die Hölle los, zischende Schrapnelle zerplatzten flammend aller Enden, ein dauerndes Feuer von Leuchtkugeln; Scheinwerfer versuchten zum Überfluß noch den Regen zu durchdringen. Es war eine unbeschreiblich tolle und entfesselte Stunde.

Tagebuch, 9. Juli 1916

Wir hatten eine Reihe Verluste: vor allem Boye fiel, der liebe Kerl, eine Schrapnellkugel von der Schulter bis in den Bauch. Ich war eben bei ihm, drückte ihm die Augen zu, gab ihm noch einmal die treue Hand, und nun ists aus. – Nachts heftige Gewitterstöße, unsere Löcher liefen immer wieder voll; manchmal ist es rein zum Verzweifeln. Nur den Humor nicht verlieren!

Tagebuch, 10. Juli 1916

Es ist ein Wunder, was der Mensch erträgt! Boyes Tod war sehr schön. Ein Zug war überraschend zurückgegangen, sofort kam Befehl: Dritte Kompagnie einsetzen. Boye rennt zum Zuge, schreit: „Vorwärts!“ Da jagt ein Schrapnell nieder, zerspringt am Boden, und eine Kugel geht ihm hinein, kurz überm Herzen. Da war er gleich stumm.

Heute früh kommt ein mir sonst wenig bekannter Oberjäger und bringt einen Karton frische schöne Rosen. Ich wäre doch mit Herrn Leutnant Boye befreundet gewesen, und er hätte gestern abend die Rosen bekommen, vielleicht könnte ich sie ihm aufs Grab legen.

Einige sind völlig erschöpft, bis nahe am Zusammenbrechen, manche sind auch ganz hin, so die Besatzung eines Maschinengewehres, das drei Volltreffer kurz hintereinander bekam. Kein Verletzter, aber die Leute sind erledigt, schwanken, schreien usw. An einigen Teilen ist die Stellung ganz zerschossen, ein Beton und ein achtfach holzgedeckter Unterstand haben gehalten, sonst ist nichts mehr da. Hier sind

denn auch die Russen hereingekommen, und alles liegt voll Leichen, die, meist schon schwarz wie Kohle, in der glühenden Mittagssonne furchtbar stinken. Ein Bild werde ich nie vergessen: im völlig kahlgeschossenen Walde liegt verkrümmt ein Russe, dann ein Deutscher, dann wieder ein Russe; alle den Ausdruck rasendster Wut, vor allem der Deutsche voll Ingrimm das Bajonett in die Faust gekrampft, die Linke geballt überm Kopfe und unterm Herzen den tiefen Stich eines dreikantigen russischen Bajonetts.

An Julie V. *11. Juli 1916 (Im Felde)*

Manches habe ich hier draußen ausgehalten, und ich werde noch mehr aushalten. Ich glaube, von mir kann ich wirklich sagen: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“ Ohne eine Miene zu verziehen habe ich gestern meinen guten Freund Boye zu Grabe getragen und manch andern braven Jäger; wir haben die Verluste nicht etwa in immer wieder anregendem, aufregendem, offenem Gefechte, sondern ausschließlich im stundenlangen, zerrüttenden und erschöpfenden Artilleriefeuer erlitten; ich habe gelernt, auch die unangenehmste Situation hinter mich zu werfen. Ich aber, wir alle, können dies nur, weil wie ein unerschöpflicher Born von Freude und Kraft und Liebe hinter uns die Heimat liegt . . .

Das ganze Bataillon hat sich in die Erde gegraben, und in diesen Löchern lassen wir das Artilleriefeuer über uns ergehen. Ein Vergnügen ist es nicht, besonders wenn einem bei Gewitter die Löcher voll laufen und man dann gar nicht weiß, wo man hin soll. Aber es geht immer noch, und ich persönlich schwimme nicht nur stets oben, sondern nehme noch eine ganze Reihe Kopfhänger mit, da können Sie unbesorgt sein.

Zeigen Sie diesen Brief, bitte, den Eltern nicht. Ich schreibe auch noch an Mama und tue so, als ob ich an Sie nicht geschrieben hätte.

An die Eltern *16. Juli 1916 (Im Felde)*

Da ich sehe, mit welcher Kraft Ihr auch eine so sehr schwere Nachricht wie die vom Tode meines lieben Boye aufnehmt,

gebe ich meinen ursprünglichen Plan auf, Euch nur kurze Karten zu schreiben, und will Euch ruhig erzählen, wie es war . . .

Ich muß vor allem unsere Leute erwähnen, die fast alle über jedes Lob erhaben sind. Wie z. B. unsere Sanitäter herumflitzten im schwersten Feuer immer von rechts nach links und links nach rechts, ohne ein Wort des Unmuts, mit ein paar frechen Witzen und dem Gefühl, etwas für die Kameraden zu leisten, sich hochhaltend, das war fabelhaft. Kaum eine Klage der Verwundeten, Ruhe und Einsicht. Ihr könnt sicher sein, es gibt manche Dinge hier draußen in Schmutz und Schauder, die heller und leuchtender sind als viele Werke im Frieden.

An die Eltern *20. Juli 1916 (Im Felde)*

Ich gebe Euch gern zu, daß ich sehr überreizt war; Boyes Tod, rings krepierende Granaten, kaum Schlaf, Nässe, Regen. Ihr versteht es ja aber und verzeiht es auch. Weiß Gott, es gibt Momente, wo man verdammt an sich halten muß. Das Schlimmste fast war vorgestern, wo eigene Artillerie in den Graben schoß und in einer solch namenlos gräßlichen Weise . . .

Das einzige ist doch, Laune behalten und dann inneres Gleichgewicht, Haltung. Diese darf nie verloren gehen, während es jener manchmal hart ankommt, sich zu behaupten. Ich denke immer:

„In Fahr und Fron, wenn wir nur überdauern,
Hat jeder Tag mit einem Sieg sein Ende."

So seid sicher, daß ich Eurer nicht unwert, mir nicht untreu werde und standhalte, was auch kommen mag.

An Julie V. *25. Juli 1916 (Im Felde)*

Attische Plastik! Ich kann ganz wehmütig werden, wenn ich zurückdenke an „zierlichen Schönklang und Weisheit der attischen Rede". Es wird doch eine Zeitlang dauern, bis ich mich derlei Dingen wieder hingeben kann.

Tagebuch, 28. Juli 1916

Interessant war, daß der jüngste Ersatz, fast alles Verwundete von Verdun, sagt: „Viel lieber nach Verdun zurück, als hierher. Dort hat man wenigstens Ablösung, Ruhequartiere, bombensichere Deckung für Reserven, hier dagegen nichts. Auf die Biwaks in der Ruhestellung ebensoviel Feuer wie vorne hin.“ Wie unsere Leute das aushalten, ist prachtvoll.

Tagebuch, 7. August 1916

Früh ein Telegramm von Hause: „Mutter schwer erkrankt, Kommen dringend erwünscht.“ Gleich zum Kommandeur, Urlaub erwirkt. Nach Baranowitschi geritten, 12 Uhr nachts abgefahren.

Tagebuch, 8. August 1916

Reise. In Warschau Telegramm: „Hoffnung auf Genesung vorhanden.“ In Thorn: „Mamas Zustand leider sehr verschlimmert.“ Um zwölf nachts in Berlin, Vater am Bahnhof. Aus.

Tagebuch, 9. August 1916 (Daheim)

Mama war nie so froh, so erfüllt von Hoffnungen gewesen wie die letzten Tage. Von einem unbeschreiblichen Arbeitseifer gepackt, war sie glücklich dabei, heiter und ruhig.

Sie liegt da mit hoheitsvoller Majestät, schön und beruhigt wie Demeter, die sie so liebte, die Himmelskönigin. – Was ich tun soll, weiß ich nicht. Mein Leben ist ganz verwandelt. Alles zerstört und vorbei. Doch bin ich so benommen, daß ich kaum Tränen finde. Wie ich aber leide, weiß wohl niemand. Trost ist mir, daß sie so froh war vorher, so in der Fülle starb, ohne irgendeine Vorahnung. In ihrem Testament vom 5. März 1916 ist sie unendlich niedergeschlagen, trübe gestimmt und voll böser Vorahnungen.

Bei Skrobowa sind wieder russische Angriffe. Ein über alle Maßen furchtbarer, grauenhafter Gedanke peinigt mich: daß sie für mich dahingegangen, für mich sich geopfert hat, ich in diesen Tagen gefallen wäre. Ich kann mich nicht retten vor

diesem Gedanken, und er legt mir die ungeheuersten Verpflichtungen auf.

Ein einziger herrlicher Trost ist Julie; in ihrem letzten, dem Testament beiliegenden Brief sagt Mama es mir, dieser ihrer einzigen liebsten Freundin sollte ich immer ganz vertrauen.

Was später wird? Ich weiß es nicht. Es ist alles so leer und schal und nichtig, alles mir so ziellos. Ihren Willen zu erfüllen, geben mir die Götter, die mir fast alles nahmen, ein Geschenk: nach dem Kriege zu leben. Weil sie es will, werde ich weiter leben, von oben wird sie auf mich schauen und mich vielleicht manchmal noch leiten. Ohne diesen Glauben ertrüge ich es nicht.

Tagebuch, 12. August 1916 (Daheim)

Ich sehe doch, daß Mamas Leben trotz tausendfachen Leids voll des Jubels und der großen Lust war.

Heute geleiteten wir sie zum Krematorium. Totenfeier ganz still, Pa, Julie, ich, dazu einige Stücke aus der Matthäuspassion, die sie so liebte.

Nachher zur neuen Göttin ins alte Museum. Am Abend kam die Nachricht, daß Brennfleck gefallen ist, mein Gefühl.[51] Sehr erschüttert.

An Julie V. *1. September 1916 (Im Felde)*

Gerade heute, wo wir dem Schicksal gewissermaßen bis ins Weiße des Auges zu blicken scheinen, wo die Krise, deren Höhepunkt wir in der ersten Woche der Sommeschlacht und durch das Halten der Stochodlinie schon überwunden glaubten, wieder neu und in noch fürchterlicherer Gestalt aufflammt, ohne bisher Neigung zu zeigen, ihr rasendes Element in gefügige Form zu zwingen, wo wir wahrscheinlich ruhigen Bluts zuschauen müssen, wie Griechenland rettungslos in die Charybdis hinabgerissen wird und manches andere noch, da heißt es, so denke ich, einfach still sein, die Zähne zusammenbeißen und auf den Feind spähen.

An Julie V. *19. September 1916 (Im Felde)*

Trotz einiger Regentage ist das Wetter wieder sehr schön geworden. Eine Frucht davon sind meine Photographien, die ich Ihnen sämtlich schicke. Besonders diejenigen des Schlosses des Königs Sobieski werden Sie interessieren. So kraß wie an der dortigen Kirche ist mir das Barock noch nie entgegengetreten. Die Eingliederung in das allgemeine Baubild ist freilich wie immer vorzüglich und ganz gelungen. Ich lege Ihnen einen flüchtigen, aus dem Gedächtnis gemachten Orientierungsplan bei, um die Gesamtanlage einigermaßen zu verdeutlichen. An der Kirche fällt die unglaubliche Zerrissenheit der Architektur auf, da der schon an sich vor einem Zentralbau sehr seltsame Portikus noch über den Bau übergreift und an beiden Seiten die Bäume mit einbezieht. Innen wirkt die Kirche wie ein Turm, oval, unverhältnismäßig hoch und eng, mit herrlicher Akustik.

An Atha N. *26. September 1916 (Im Felde)*

Einige meiner besten Leute sind mir in den letzten Tagen totgeschossen worden. Dazu die oft herzzerbrechenden Briefe der Angehörigen, denen vielleicht der einzige Ernährer, Familienvater oder Sohn gefallen ist, da gibt es schlimme Bilder. Aber was hilft es! Unverrückbarer Glaube, hell und zuversichtlich an das Leben und an die Zukunft hält einen hoch. Es heißt nur, nie und nimmer nach hinten schauen, zurückdenken oder gar sich verlieren in Sehnsüchten zweckloser, sinnloser Art. Dies gilt für alle, für mich mehr als je. Auch wenn wir, wie zu erwarten, nächstens wieder in schwere Kämpfe verwickelt werden, werde ich diesen Glauben nicht verlieren.

An Julie V. *29. September 1916 (Im Felde)*

Augenblicklich fahre ich mit vollen Segeln im Treitschke. Es ist ein prachtvoll einheitliches Werk, ganz aus einem Zentrum geboren, groß auch im Unrichtigen und Schiefen seiner oft maßlos schroffen Werturteile. Man muß ihn in einem Zuge trinken, seine Fülle ganz auf sich wirken lassen, es ist kein Buch für den gelehrten Betrachter.

An Julie V. *9. Oktober 1916 (Im Felde)*

Schwer wird hier draußen eigentlich nur das Kleine, das geringfügig und darum allein widerwärtig wirkt. Würden wir, würde ich, der wohl behaupten darf, eine doppelte Last zu tragen, alles Ungeheure, das sich vor uns türmt, nicht als selbstverständliche, ja sogar freudig empfundene Pflicht zu fassen gelernt haben, dann hätte es in seiner furchtbaren Mächtigkeit uns längst erdrückt.

Immer vereinigt sich das lebendige Gefühl heiliger Vaterlandsverteidigung mit einem gewissen Landsknechtgeist, ohne den nun einmal kein Krieg geführt wird. Von mir kann ich sagen, daß ich mich durchaus am rechten Platze fühlte, mehr gesundend und kräftiger werdend an Leib und Seele, wenn nicht ein Schatten über meinem Gemüte lagerte.

An den Vater *10. Oktober 1916 (Im Felde)*

Wie wichtig wird jede Sammlung der Geister zu besonnen ruhigem Urteil, zu positivem Schaffen in dieser Zeit, da mehr und mehr die heilloseste Verwirrung, das ungebärdigste Chaos in allem politischen Leben sich kundtut. Aber wo findet sich der neue ruhende Pol, der in diesem kreisenden Wirrwarr einen Stützpunkt bildet? Ich glaube, das einzige, das man tun kann, ist, zum Aufbau im einzelnen mitzuhelfen. Nichts wäre in diesem Sinne wichtiger, als daß die Regierung zu einer Reform des preußischen Wahlrechts gebracht würde.

An den Vater *14. Oktober 1916 (Im Felde)*

Ich habe gestern wieder sehr viel Friedjung[52] gelesen, dessen prachtvoll lebendige Darstellung selbst der verwickeltsten diplomatischen und militärischen Vorgänge mich fortdauernd in Atem hält. Den „Ackermann aus Böhmen" verspare ich mir auf eine ganz stille Stunde.

An den Vater *23. Oktober 1916 (Im Felde)*

Leider habe ich den ersten Band des prachtvollen Friedjung zu Ende und den zweiten hinten im Koffer. Da mir Goethe und Meinecke[53] von lesehungrigen Kameraden auf ein paar

Tage abspenstig gemacht worden sind und ich den wunderbar reinen und hehren „Ackermann aus Böhmen“ gestern mit tiefem Entzücken gelesen, so bin ich jetzt an Schlieffens Cannä gegangen, ein offenbar unvergleichlich großes Werk, das den einen Gedanken der Vernichtungsschlacht mit genialer Rücksichtslosigkeit durch alle Zeiten verfolgt. Herrlich ist hier die monumentale Einfachheit des dennoch bis ins feinste durchgeführten Stils, kein Wort zuviel, kein Satz, den man nicht zweimal lesen müßte, um seinen immer im knappsten ausgeprägten Sinn zu erfassen. Ich kenne kein Buch, das weniger redete, mehr sagte als dieses, vielleicht Cäsar, der auch mit einer nur dem Genie erlaubten Kühnheit auf das kleinste schmückende Beiwerk verzichten darf.

An den Vater *24. Oktober 1916 (Im Felde)*

Gestern kam hierher die Nachricht von Stürgkhs Ermordung durch Fritz Adler.[54] Wenn es auch vielleicht an sich eine Erlösung, vielleicht d i e Erlösung für das sichtlich in den fürchterlichsten inneren Krämpfen liegende unglückselige Bruderreich ist, und wenn auch schon lange vorher die einzige Streitfrage unter den österreichischen Offizieren hier diejenige war, ob Stürgkh ein größerer Lump oder ein größerer Dummkopf ist, so bin ich denn doch aufs tiefste erschüttert durch die Person des Mörders. War dies ein bewußt dargebrachtes, darum als heroisch anzusehendes Opfer oder eine nihilistische Tat des Wahnsinns? Wird den offenbar in tragischer Blindheit befangenen leitenden Männern der Monarchie, denen man doch nicht durchweg die bona fides absprechen kann, jetzt der Schleier von den Augen sinken, und werden sie endlich den neuen Weg beschreiten, der, wenn man ihn heute nicht wählt, einmal doch unter Blut und Wunden unausdenkbar grauenvoll beschritten werden muß? . . . Die titanisch getürmte Fülle der Probleme, von denen dieser Krieg unbarmherzig die Nebel gerissen hat, reckt sich wieder in ihrer erschreckenden, felszerklüfteten Großheit vor meinen Augen. Und es ist mir beinahe, als wenn Gebirge immer neu aus dem vulkanischen Schoße der Erde hervorbrechen. Die kleinen Menschen

von heute aber erscheinen mir manchmal, als ob sie einen Rain zögen und eine Tafel davor setzten, daran steht: „Durchgang verboten!“ hoffend, daß die niederbrechenden Felsmassen sich daran kehren.

Die Tragik dieses Krieges an sich verschwindet mir fast vor der Tragik der ganzen Epoche, und dennoch regt sichs leis in mir, daß einmal jene diese zu beheben und zu verklären vermag und vielleicht im letzten Sinne zu lösen, daß aus dem chaotischen Gewühl der Zeit im Atem dieses Krieges wieder Leib und Gestalt wird, wieder ein Gott emporwächst.

Tagebuch, 29. Oktober 1916

Ich sehe die Zukunft so grau, ohne alle Freude, ein Nichts. Manchmal frage ich mich, warum ich nicht falle, es wäre das beste, doch der Gedanke an Pa hält mich. Er trüge das Leben nicht mehr. Und vielleicht trägt er es nur, weil er ebenso von mir denkt. Und er hat ja auch recht damit . . .

An Herrn v. E. *29. Oktober 1916 (Im Felde)*

Es ist nicht wahr, daß nur im Unglück das Große würde. Es wird im Schmerze, selbst in der Qual, vor allem im Kampfe, aber trotz des Schmerzes, trotz der Qual, trotz des Kampfes. Aus dem Ringen mit ihm entsteht ihm der Ernst, auch die Schwere, es verliert das Sybaritische, das ihm sonst vielleicht anhing. Dem Großen fügt sich schließlich alles, den Göttern dient die Welt immer nur, auch wenn sie sie zu befehden meint. Der wahre Nähr- und Mutterboden, aus dem Wachstum und Gedeihen kommen, das ist die Glut der Sonne, der verschwenderische Reichtum eines gesättigt quillenden Sommers, die jünglinghaft kriegerische Schönheit eines wachsenden Lenzes, wie einmal im Dido-Buche der Äneis an einer unvergeßlichen Stelle Apoll geschildert wird als Gott des Frühlings, der einherschreitet mit Kränzen im Haar und klirrend von schimmernden Waffen.

So zehre und lebe ich denn ganz von der herrlich göttlichen Fülle und der wie ein Eden mir erscheinenden fruchtbaren Sonnigkeit der Jahre, die nun vorbei und für immer und gänz-

lich vorbei sind. Vielleicht war es eine Hybris meines Lebens, daß es so über die Maßen glücklich aufklang, und ich muß nun doppelt dafür büßen. Und soll es nicht trotzdem heißen: amor fati? Für meine Mutter gilt es in jedem Betracht. Sie ist nicht in der Jugend gestorben, wie nach Meinung der Alten die Lieblinge der Götter, aber ganz in der Fülle und Blüte des Daseins, ganz in der Hoffnung. Sie gehörte zu jenen, die je älter, desto herrlicher und vollendeter werden, desto beseelter vom Göttlichen, nicht wie die Mehrzahl der Menschen, die den Hauch, den ein jeder schließlich mitbekommt aus den Himmeln, nur in einigen seltenen Augenblicken feuriger Jugend ahnen lassen.

An Julie V. *1. November 1916 (Im Felde)*

Den ersten Abschnitt des Gundolfschen Goethe habe ich nun zu Ende, bis „Humor und Satire" einschließlich. Bei vielem sehr Schönen, ja Prachtvollen und höchst Bedeutenden kann ich doch einige Bedenken nicht verhehlen. Da ist vor allem eine übertriebene Abstraktion und theoretische Spekuliersucht, die in der Einleitung sowie dem geradezu mißglückten ersten Kapitel, aber auch noch an anderen Stellen unangenehm sich breitmacht. Es gibt einen Punkt, wo ich mir sagte, hier wird aus Goethe Anschauungsmaterial für gewisse, zum Überdruß vorgetragene Theorien des Gundolf gemacht. An manchen Stellen drängt sich einem eine gewisse dozierende Eitelkeit auf, die scheinbar nur immer von sich und ihren trotz vieles Prächtigen manchmal auch formelhaften, rein dialektischen Begriffen redet (so Seite 25, Gegenüberstellen von Dantes und Goethes Welt). Dies erschreckt auch im Abschnitt „Humor und Satire". Wohl nie ist mit weniger Humor über den Humor doziert worden als hier, wohl auch selten mit weniger Kindersinn über Kinderart wie im ersten Kapitel. Glauben Sie mir, als ich dieses zu Ende hatte, war ich erstens gebannt wie immer durch die glänzende Begabung Gundolfs, durch die Fülle geradezu köstlicher Bemerkungen und Einzelheiten, wie die über Goethes Heidentum Seite 40, über Goethes Sachlichkeit Seite 43, viele andere grundlegende Auseinander-

setzungen methodischer Art in der Einleitung, aber andererseits aufs tiefste betroffen und verwirrt über den Abstieg vom „Shakespeare", den Irrweg theoretisierender Dogmatik, auf den er sich begeben. Dort alles sprühende Sinnlichkeit, das Leben um des Lebens willen, ein herrlicher von Anfang bis Ende fesselnder Ablauf, die Theorie nur beiläufig angebracht, gewissermaßen von selbst sich ergebend, und manches blieb dem Leser überlassen. Hier im „Goethe" zuerst die sicher oft sehr gute, ja vorzügliche Theorie, aber immer die Theorie vorneweg, Gundolf vorneweg, so und so ist es, und dann hinterher als Exempel – Goethe. Ich hatte das Gefühl, Gundolf müsse, um hiervon loszukommen, einmal eine ganz schlichte, einfache Biographie schreiben. Aber freilich sind die folgenden Kapitel ganz anders, die drückende Langeweile schwindet, und vornehmlich in den Untersuchungen zum Gedicht erhebt sich Gundolf zu einer Höhe, zu einer Feinheit der Darstellung, wie man sie wohl in der ganzen deutschen Literarhistorie vergebens suchen würde. Ich halte solche Seiten wie 63 ff. übers Leipziger Liederbuch und 100 ff. über die Straßburger Lyrik für schlechthin endgültig. Auch anderes Wunderbare gibt es dort in Fülle. Die Negation habe ich deshalb so stark betont, weil wir im Positiven wohl durchaus einig sind und ich nur meinem Schmerze darüber Ausdruck geben wollte, daß ein solch reicher, sinnlich gesättigter Geist in kleinlichen Irrwegen sich verliert . . .

Ihnen gegenüber will ich nicht leugnen, daß es mir manchmal seelisch nicht ganz gut geht, doch halte ich für mich immer durch. Um mich braucht sich überhaupt kein Mensch Sorgen zu machen, niemals, mich bringt nichts unter, aber leider mache ich mir Sorge Pas wegen, weil er sich in Kummer um mich verzehrt.

An den Vater *1. November 1916 (Im Felde)*

Auf Urlaub möchte ich vorläufig nicht, wenn die Trennung auch uns beiden sehr schwer fällt. Wir müssen noch etwas aushalten, das rasche unnatürliche Wiederkommen reißt meinem Gefühl nach die Wunde wieder auf. Auch mir geht

es oft gar nicht gut, aber sei ganz ruhig, ich halte gut aus, und wenn ich etwa im Januar komme, werden wir schon etwas gefaßter sein und die Zukunft gelassener bereden können. Glaube nur daran, ich komme dann erfrischter und froher, als ich es jetzt vermöchte, und werde auch noch Dich mit aufmuntern können. Aber tue Du nicht das, was man corriger la fortune nennt, ich habe instinktive Sorge davor, es führt zu nichts Gutem! Ich bitte Dich sehr, laß es bei der ruhigen Entwicklung; man muß nur etwas gläubig sein!

An Julie V. *6. November 1916 (Im Felde)*

Ich bin jetzt in einer richtigen Periode der Arbeit, lese Friedjung, der wie ein Epiker schreibt, breit, farbig und mit dem verhaltenen Pathos des Sängers, der die Enkel, trotz allem, mahnt; ich habe selten ein interessanteres, spannenderes Buch gelesen. Wie arm erscheinen mir die Geschicke der einzelnen gegenüber denjenigen der Völker, wie langweilig ein Roman gegenüber einem Geschichtswerk!

An den Vater *11. Nov. 1916 (Telegramm aus dem Felde)*

Bin leicht verwundet am linken Unterarm, liege vorläufig Lemberg, Kriegslazarett 57. Ich werde telegraphieren, sobald ich nach Deutschland komme. Allgemeinbefinden gut. Brief folgt.

An den Vater *14. November 1916 (Kriegslazarett Lemberg)*

Nun muß ich Dir doch erzählen, wie ich verwundet wurde. Am 11. gegen fünf Uhr fing ich gerade an, einen Brief an Dich zu schreiben, als die Russen einen Feuerüberfall mit einem Maschinengewehr machten. Sie wiederholten es noch einmal. Wir standen richtig in der Garbe drin, ich bekam einen Schlag gegen den linken Unterarm wie mit einer Eisenstange. Das warf mich um. Im Fallen muß ich noch den Gesichtsschuß bekommen haben, der hart überm Kiefer herein und knapp unterm Auge herausging, noch dazu ohne die Mundhöhle zu verletzen, ein ganz unglaublicher Dusel. Zuerst, wie ich dalag, war ich ganz verwirrt und konstatierte, daß ich getroffen war,

was ich gar nicht glauben wollte. Ich ging dann in den Unterstand und ließ mich verbinden; ich schweißte wie eine Wildsau, Rock und Hose waren ganz voll Blut, auch hatte ich üble Schmerzen im Arm, während ich dauernd bei Besinnung blieb. Dann bekam ich etwas Morphium, das aber wenig nützte. Die Fürsorge von allen war über die Maßen rührend, den Leuten war die Rede ganz verschlagen. N. heulte beinahe, als ich am nächsten Tage in Begleitung von Dr. T. abfuhr, ich übrigens war auch nahe daran. Man ahnt gar nicht, wie sehr man an der Truppe hängt.[55] Mein Befinden ist jetzt recht gut; ob der Nerv zerrissen oder nur geprellt ist, läßt sich nicht feststellen. Die Finger sind noch steif, und es schmerzt ziemlich, aber das geht alles.

An Leutnant N. *17. Nov. 1916 (Kriegslazarett Lemberg)*

Sie glauben gar nicht, wie mir das Fernsein vom Bataillon förmlich mit jedem Tage schwerer wird. Diese verfluchten „Heimatschüsse"! Man kann beinahe sagen, ein großer Teil der Liebe zur Heimat geht während des Krieges auf die Truppe über, zu der man gehört.

An den Vater *(Lazarett Trebnitz)*

Für Dich, Papa, zum 23. November 1916[56] diese kunstlosen und matten Verse, die Dir vielleicht ihres Inhaltes wegen einige Freude bereiten werden:

Trost

Du bist nun droben, wo die Götter wohnen,
Dein Antlitz lächelnd freudig, ganz erfüllt,
Und du vergaßt schon unsre matten Zonen,
Die Nebel brodelnd deinen Blicken hüllt.

Ich will nicht weinen, Weinen schmerzt die Toten,
Und werde trotzdem dieses nie verstehn.
Welch Zürnender im Himmel hat geboten?
Welch Furchtbarer im Himmel ließ geschehn?

Doch war vielleicht dir dieser Erden Fahrt
Halbhundertjährige Spanne nun vollendet?
Dir wars genug. Nichts war dir je erspart,
Qual und Entzücken gleich dir zugewendet.

Und also wünschest du nach diesen Mühn
Ein wenig Schlaf? Drum in des Sommers Mitten,
In Sonnenglanz und bunter Wiesen Blühn
Bist heiter du von uns hinweggeschritten. –

Ich will nicht weinen, ists auch noch so schwer.
Wir sind allein auf dieser kalten Erde,
Ausduldend Qual und jegliche Beschwerde,
Und deine Trostesstimme ist nicht mehr.

Drum Göttliche, denn dieser Name gilt
Dir nun mit Fug, und jeder andre schwindet,
Wenn auch der Himmel warme Glut dich bindet,
Vergiß nicht ganz der alten Erde Bild,

Vergiß nicht ganz, daß wir zurückgeblieben,
Und in den Nächten, wann wir furchtsam sind,
Dann senke sich dein unermeßlich Lieben
Zu deinem armen Mann und deinem Kind.

Nie wird, was war, in gleicher Schöne leben,
Nie wird dein Kuß wie ehedem mich weihn,
Und dennoch bist du nun uns ganz gegeben,
Und dennoch wirst du ganz nun bei uns sein.

Vergöttlichung

Ganz unausdenkbar ist mir dies Geschehn,
Noch immer kann ich nicht die Wahrheit fassen,
Daß wir uns nie mehr wiedersehn,
Du nun für ewig mich verlassen.

Ich glaube noch, du bist nur fortgegangen,
Sehnsüchtig nach der Sonne buntem Licht,
Bald wieder blühen deine Wangen,
Lust überlächelt dein Gesicht.

Nie wird den Tod das Leben ganz begreifen.
Du bist hinüber, badest dich im Licht,
Und alle meine Träume schweifen
Zu deinem göttlichen Gesicht.

Ich weiß, o du, es kann mir nichts geschehn,
Das du nicht Göttin-Mutter mir gesandt.
Und wenn wir spät uns wiedersehn,
Reichst du mir glückvoll deine Hand.

Zuspruch

Wir sind allein, mein Vater, und die Luft
Des Morgens und des Abends scheint uns traurig,
Der Menschen Gang und laute Stimme schaurig
Und jede Blume wie in welkem Duft.

Doch wir sind da, und unsre Körper leben,
Wir wollens ihr, die nun uns ganz gehört,
Wie einen Opferschwur zum Himmel geben,
Daß uns die Trauer immer stählt, nie stört.

Sie siegte stets, durchdauernd Tag um Tage,
So sei ihr Geist bei uns, der stetig siegt,
Wenn manch Jahrzehnt auch drückend auf Dir liegt,
Laß mich nur helfen, Vater, glaub: ich trage!

Tagebuch, 27. November 1916 (Lazarett Trebnitz)

Lange Schlieffen gelesen. Vieles klar geworden. Trotzdem er sich stets auf Moltke beruft, ist dennoch ein großer Unterschied zwischen den beiden, weniger in der Anerkennung der leitenden Prinzipien, als, ich möchte sagen, im Stil der Kriegs-

führung, eine Verschiedenheit des Geschmackes und des Instinkts. Während Moltke trotz allem die Umgehung eines feindlichen Flügels mit überwältigenden Massen bevorzugt, geht Schlieffens Drang ganz auf die weitgespannten Fronten. Übersichtlichkeit, Weiträumigkeit, durchsichtige Klarheit ist ganz seine Natur, wie auch wohl selten jemand einen helleren, weniger gewaltsamen, ja bei aller Strenge fast eleganten Stil schreiben wird.

An Leutnant N. *Berlin, 17. Dezember 1916 (Lazarett)*

Nur rasch die Nachricht, daß ich gestern operiert wurde. Der Arzt konnte bloß lokal betäuben, da er dauernd durch Elektrisieren das Gefühl prüfen mußte. Es tat saumäßig weh, obwohl ich xmal Morphium, Veronal usw. bekam. Die Wunde selbst war, wie der Arzt sagte, viel übler als er gedacht, der Nerv auf 5 cm völlig zerstört, statt dessen eine knochenharte Vernarbung, die rausgeschnitten werden mußte. Der gesunde Nerv wurde gespalten und übergeklappt. Was der Arzt über die Heilungsdauer sagte, will ich gar nicht wiederholen.

Tagebuch, 18. Dezember 1916 (Lazarett Berlin)

Denkschriften und Briefe Gneisenaus gelesen. Hingerissen von der Kraft und Größe dieser heldischen Erscheinung. Dabei welch durchdringende Schärfe des Gedankens! Wie schmählich erscheint der kleine König neben ihm, wie verzeichnet wirkt Treitschkes Darstellung.

An Atha N. *Zehlendorf, 18. Januar 1917*

Es fängt schon an, mir besser zu gehen, nicht nur mit der Hand, die sich dazu recht viel Zeit nimmt, sondern auch mit meinem allgemeinen körperlichen Zustand. Ich lese Treitschke und Meinecke und lebe überhaupt sehr in der wundervollen Epoche der „Erhebung“ von 1808–1815. Es ist ganz seltsam, daß ich immer leidenschaftlicher, bewußt und unbewußt zur Deutschheit zurückwachse. Dies erscheint mir als natürlicher und schöner Prozeß, denn gewiß ist das Vaterland der Boden, auf dem dem Manne zu wirken bestimmt ist. Erst wenn sich

die Wurzeln ganz tief in die mütterlichen Äcker geschlungen haben, den Saft der Heimat voll und liebedurstig in sich gesogen, darf die Krone ohne Schaden sich weiterhin verbreiten, Regen und Winde der ferneren Zonen um sich spielen lassen. Dies sage ich vor allem aus der Gesinnung, daß es nie und nirgends auf die größte Vervollkommnung der Einzelindividualität ankommt, so wenig wie auf das größte Glück der größten Anzahl, sondern daß wir alle recht eigentlich dem Göttlichen zu dienen bestimmt sind, daß unser Sinn ist, Großem Form zu geben, Werke zu schaffen, und daß wir nur durch diese Verleiblichung des Unendlichen selbst irgendwie in das Unendliche fortzudauern vermögen. Um dies etwas heidnisch bildhaft zu sagen: Gott will Leib werden, dazu bedarf er des Menschen, diesem aber dankt er dadurch, daß er ihn zu sich erhebt, ihn unter die Sterne verpflanzt.

Tagebuch, 24. Januar 1917 (Daheim)[57]

Den sehr wertvollen Briefwechsel Clausewitzens mit seiner Frau gelesen. Viel Schönes, Bedeutendes über die Reformzeit. Wie edel, groß wirkt Clausewitz selbst, wie vornehm, ganz durchgeistigt im höchsten Sinne.

Tagebuch, 8. Februar 1917

Abends Treitschkes 3. Band zu Ende. Bei aller Größe ist es traurig, daß er zwei tiefe Probleme deutscher Geschichte völlig verkennt und leichter Hand abtun zu können meint. Das eine ist das Verzweifeln vieler bester Deutscher an ihrem Vaterlande in jenen trüben Jahrzehnten. Verächtlich spricht er über all diese ab, und doch liegt in Platens Wort: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande“ tiefste Tragik. Das andere ist Treitschkes Unverständnis für jene abstoßenden und häßlichen Seiten im preußischen Wesen, die durchaus nicht oberflächlich sind, sondern leider tief hinabwurzeln. Woher kommt es denn, daß wir immer wieder nicht nur mißverstanden, sondern geradezu gehaßt werden, daß die wohlwollendsten Betrachter sich verzweifelt an Kanten und Ecken stoßen? Uns fehlt die souveräne Beherrschung der Form, die nur alte Kultur verleiht.

Tagebuch, 11. Februar 1917

Es ist ein unvergleichlicher Genuß, einmal wieder in die Kristallflut des ewig geliebten Hellas zu tauchen! Dort wird man stets gesund und frisch für lange Zeit.

Tagebuch, 3. März 1917

In Stegemanns Geschichte des Krieges die Darstellung von Tannenberg gelesen. Aufs höchste davon ergriffen. Hier zum erstenmal eine Durchführung der klaren Schlieffenschen Grundsätze. Keine Anhäufung von Reserven. Ein wahrhaft heroisches Vertrauen auf die Truppen, das sich nur ein Genie leisten darf und dem nur einem solchen Genie gegenüber entsprochen wird; Heranbringen jeden Mannes zur Schlacht, weitumspannende, freie Flügel, keine „Kalamität der Konzentrierung". Welch untrügliche Sicherheit im Einsetzen der Korps, des I. und gar des überwältigend heranbrausenden XVII. Korps. So hängend über dem Abgrund alle Nerven zu behalten und diesen Sieg zu erringen! Es ist doch das Höchste, das einem Menschen beschieden sein kann, den Sieg in der Feldschlacht davonzutragen. Es grenzt ans Letzte, und die Alten wußten wohl, warum sie gerade die Helden des Schlachtfeldes so oft zu Halbgöttern erhoben.

Tagebuch, 16. März 1917

Zur Militärstelle beim Auswärtigen Amt kommandiert. Der Dienst scheint sehr interessant zu sein.

Tagebuch, 18. Mai 1917

Abends las ich Catull und war ganz hingerissen. Welch reicher, weiter, bei tiefstem Leiden zusammengeraffter und geformter Geist.

Tagebuch, 19. Mai 1917

Nachricht, daß Fritz Adler zum Tode verurteilt ist. Das war ja zu erwarten. Selbstverständlich wird er begnadigt und nach dem Kriege vermutlich ganz freigelassen. Seine Reden sind das Fabelhafteste an moralischer Größe und pracht-

voller Konsequenz des Denkens, das in diesem Kriege gesagt wurde. Er war der einzige in diesem doch offenbar verrotteten Österreich, der den Mut hatte, sich zu opfern, und dadurch denn auch ganz Außerordentliches geleistet hat. Ist nicht eine versteckte, desto innigere Liebe zum Vaterlande die letzte Triebkraft gewesen? In den Folgen jedenfalls erscheint es so. Aufs tiefste von diesem ganzen Schicksal beeindruckt.

Goethe-Schiller-Briefwechsel begonnen. Es ist über die Maßen schön, wie hier zwei größte und so verschiedene Wesen völlig bewußt, beinahe absichtsvoll und doch aus der tiefsten Notwendigkeit und dem sichersten Instinkt ihrer begnadeten Naturen heraus zueinander schritten. Das Ganze wirkt wie ein Wunder und kann einen bis zu Tränen rühren. Gerade am Anfang dies zögernde, noch verschleierte, aber schon brünstige Erwachen der Freundschaft, die Beglücktheit des Einander-Erkennens, vom ersten Augenblick an das Bewußtsein, nun beginnt ein neues Leben. Merkwürdig auch, daß Schiller viel mehr der Schenkende ist. Goethe mag am Anfang in einem Rausch gewesen sein wie Catull in jenem herrlichen Freundschaftslied:

„atque illinc abii tuo lepore
incensus, Licini, facetiisque
ut nec miserum cibus iuvaret
nec somnus tegeret quiete ocellos,
sed toto indomitus furore lecto
versarer cupiens videre lucem,
ut tecum loquerer simulque ut essem."

Tagebuch, 25. Mai 1917 (Dresden)

Schillers Briefe über Wilhelm Meister. Das ist freilich ein unbedingter Höhepunkt jeder Kunstbetrachtung, und Schiller zeigt sich hier von der vollkommensten Seite; denn das Größte, was Goethe wirkt und ist, steht nicht so sehr in den Briefen als hinter ihnen, während Schiller unmittelbar zweifellos mehr gibt. Wunderschön ist es dabei, wie er dennoch immer einen gewissen Abstand der Ehrfurcht läßt.

Da die Museen geschlossen waren, konnten wir „nur“ die Kirchen sehen. Da fand ich denn in der Frauenkirche Bährs eines der höchsten Werke deutscher Architektur überhaupt. Etwas so unerhört Mächtiges, Zusammengehaltenes, ganz von innen heraus Gegliedertes. Hier wird das Barock schlechthin klassisch. Wie anders Chiaveris Hofkirche! Da tanzt und singt alles, gelockert und gelöst, frei und leicht, oft beinahe frech und unverschämt in der Verschleierung jedes Konturs, aber dennoch, besonders im herrlichen Turm, beherrscht vom sicheren, phantasiegesättigten, Geschmack. Das freischwimmende Mittelschiff ist trotz allem sehr bedenklich. Vom Zwinger ist kaum etwas zu sagen, das ist das Reinste und Vollendetste an Profanarchitektur.

Abends „Figaro“ in der Oper. Wie bezaubernd hell und leicht, tanzend und tönend, immer voll schönster Melodie und Harmonie, bei aller Leichtigkeit tief, bei aller Lieblichkeit reich und vollkommen.

Tagebuch, 27. Mai 1917 (Dresden)

Ins Albertinum. Viele dekorative Stücke, römische Gartenplastik. Es gehört zu den argen Sinnlosigkeiten des Zeitgeschmacks, daß man derlei Statuen in Museen pfercht, statt sie in Gärten aufzustellen, wo sie erfreulich wirken könnten.

Tagebuch, 16. Juni 1917 (Dresden)

Früh wieder nach Dresden. Pa liegt noch immer schwerkrank, doch scheint das Schlimmste überwunden. Innig gebetet:

Möchte an meines Vaters Seite leben
Manch schönen Tag, manch reich erfülltes Jahr.
Sehr kärglich hast Du ihm vom Glück gegeben,
Nun biet ihm dieses dar.

Ich will vertrauen, Herr, zu Deinen Wegen,
Führ Du mich nur; wie steil sie manchmal sind,
Sie wenden dennoch alle sich zum Segen,
Nur wir sind oft so blind.

Tagebuch, 17. Juni 1917 (Dresden)

Abends im Theater König Ottokars Glück und Ende. Es ist freilich in vielem konstruiert, etwas farblos, manches zu deutlich betont, dadurch vordergründlich geworden, auch gibt es dünne, theoretisch herbeigeholte Stellen, im ganzen aber nicht nur das Werk eines tieferlebten, heißen, jubelnden Österreichertums, sondern auch im Ottokar von wahrhafter Tragik, brausender Leidenschaft, verhängnisvoller Schuld, erhaben über die niederen Scheidungen der Sittlichkeit, notwendig aus sich heraus zum Untergange führend.

Tagebuch, 21. Juni 1917 (Wieder daheim)

Das Berliner Leben wird mir höchst zuwider. Tausend Menschen, tausend Impressionen, nichts, was auf Einheitlichkeit führt. Ich habe große Sehnsucht hinaus, in etwas Ganzes zu kommen, hier ist nur Zerstreuung. Was ist es denn, wohin im Grunde mein ganzes Streben geht, worin alles beschlossen liegt: Größe! Größe, gar nicht im Sinne von Berühmtheit, sondern was die Griechen *ἀρετή*, die Italiener virtù nannten, wofür wir kein rechtes Wort haben. Im Großsein liegt alles beschlossen. Dazu gehört Sammlung, Bildung, Formung, Arbeit, Fleiß, ingrimmiger, unaufhaltsamer Fleiß, aber auch die Schönheit des ruhevollen Einatmens der Dinge, Leidenschaft, innere stete, reine, heilige Flamme mit unverrückbarem Ziel, Ganzheit in allem. Zerstörung ist diese fluktuierende Nervosität des Lebens hier, die Zerteilung und Zerkleinerung alles Ganzen. Ich bin oft in Sorge wegen dieser Einwirkung, und doch habe ich Vertrauen zu mir, und da es nun einmal so ist, suche ich das Beste daraus zu ziehen. Es bringt auch eine Erweiterung des Gesichtskreises mit sich, führt zu vielfältigerem Verstehen der Welt.

Tagebuch, 2. Juli 1917

Krank im Bett. Goethe-Schiller-Briefwechsel zu Ende. Es ist eines der reichsten und ergreifendsten Bücher, die ich je las. Abends viel Mittelhochdeutsches. Tief erquickt. Vor allem Walther und Hartmann. In der ganzen Geschichte der

deutschen Literatur ist doch keine Epoche, in der das allgemeine Niveau ein so hohes war. Die vollkommene Beherrschung der Sprache und des Verses fällt überall auf. Welch eine Fülle hochbedeutender, eigener, gewaltiger Dichter. Wie ist zugleich das Volkslied fruchtbar. Zur selben Zeit die Höhe des Epos, des Dramas, der lateinischen Dichtung, der bildenden Kunst. Es war eben eine Zeit, der die Dichtung noch im Zentrum des Lebens stand, die von dorther Heiliges und Großes empfing.

Tagebuch, 4. Juli 1917

Manchmal habe ich jetzt das Gefühl, daß wir einer furchtbaren Zeit gleich den römischen Bürgerkriegen entgegengehen, einer Zeit, die gewaltige Einzelne erzeugen mag, nicht aber jene göttliche Vielfältigkeit und Weite der Kultur, die ich so über alles ersehne, jene Möglichkeit des ruhigen Blühens und Gedeihens und Reifens.

O wie flehe ich für mein Vaterland: nur ein Jahrhundert solchen wachsenden Lebens. Die Verantwortung der heutigen Staatsführer ist unermeßlich. –

Im Hölderlin geschwelgt. Es ist der vierte Band der Hellingrathschen Ausgabe mit einer Fülle neuer Verse. Ganz hehre und heilige Dinge sind darin. Man hat bei vielem das Gefühl von einem übermenschlich nahen Verkehr mit Göttern. Es wird sich nach einiger Zeit ein Kanon bilden, und er wird zu den heiligen Schriften künftiger Menschheit gehören.

Griechische Lyriker gelesen. An den alten Freunden innig erfreut: Anakreon, Ibykus, Alkäus, Simonides, vor allem der herrlichen Sappho. Zum erstenmal Korinna; rührend schlichte, in dem fremdartig rauhen Dialekt höchst anmutige Gedichte.

Tagebuch, 10. Juli 1917

Ein Mann muß doch in Deutschland sein, der die Stunde tiefst fühlt und faßt und überwältigt?!

An den Vater *Zehlendorf, 16. Juli 1917*

Wir stehen an einem Abgrund, wie er tiefer kaum gedacht werden kann, und der Weg zur steilen Höhe geht über unendliche Hindernisse, auch kennt man noch nicht den Führer. Unsereiner kann nur wiederholen: „Wir heißen euch hoffen!"

Tagebuch, 23. Juli 1917 (Innsbruck)

Die reizende Stadt von allen Seiten betrachtet. Wie ungemein beruhigend und erfreulich wirkt diese stete Begrenztheit und Abgeschlossenheit durch die Ketten der Berge. Nur das Geformte ist schön, demgemäß erfreuend und gut; hier ist Mannigfaltigkeit in allen Graden, Lieblichkeit und Größe, das volle menschliche Leben. Solch eine Stadt hat etwas Beglückendes, selbst häßliche Straßenzüge werden durch den festen Abschluß und das vollkommene Ruhen in einer größeren sichtbar sie umschließenden Welt angenehm und wohltuend.

Im Museum. Erfreulich wie die meisten Provinzialmuseen, nicht zu viel und alles von einem gleichen Geist, nicht verwirrend, sondern wahrhaft bildend. Am Eingang und überall römische Meilensteine und Altäre. Es muß einen wirklich der Schauder der Ehrfurcht rühren, so oft man die Fußtapfen dieses einzigen die Welt beherrschenden Volkes sieht.

Bei den herrlichen männlichen Statuen Vischers sehr begeistert.

Tagebuch, 25. Juli 1917 (Neustift im Stubai)

Im Grase gelegen, „Fähnlein der sieben Aufrechten" gelesen. Eine entzückende Schilderung und wirklich die Apotheose eines Volkes. Die Unerschöpflichkeit von Kellers Fabulierkunst ist etwas Unerhörtes und Einzigartiges. Nicht einmal die Motive wiederholen sich. Am erstaunlichsten ist das im „Sinngedicht", wo das gleiche Thema, Liebe zur niederen Frau, auf die vielfältigste Weise abgewandelt wird. Dies als „Kunst"werk vielleicht überhaupt das Höchste durch das vollkommene Ineinanderspielen des Rahmens und der Geschichten; beglückend bei der Fülle der Einfälle auch durch die wundersame Ökonomie und den sicheren Takt für

das Zuviel. Ähnlich kunstvoll geknüpft ist die „Hochzeit des Mönchs“ von C. F. Meyer, doch merkt man bei diesem viel mehr die bewußte Arbeit; bei Keller fließt und strömt das Leben, und ohne daß man sichs versieht, trägt es einen in den reinsten Tempel der Kunst.

Tagebuch, 27. Juli 1917 (Neustift im Stubai)

Brentanos „Casperl und Annerl“, eine entzückende, ganz in die Tiefen gehende, reiche, unerhört romantische Geschichte, dann einige sehr schöne Kriegslieder Brentanos gelesen. Danach den „Demetrius“. Das ist ja eine unerhörte Konzeption von shakespearischer Wucht und Größe. Ganz Drama, und welche Verse!

Ich bin jetzt in Schillers Gedichte vertieft. Vor allem „Glück“, „Spaziergang“, „Nänie“ und ähnliche gehören zum Höchsten, das geschrieben wurde; vielleicht ist er ein rhetorischer Dichter, dann jedenfalls der vollkommenste.

Tagebuch, 4. August 1917 (München)

In der Glyptothek herrlichste Eindrücke. Das gab Kraft und Mut, doch auch bedrückende Gefühle der Endlichkeit. Vielfache Ängste, die ich um Pa in den letzten Monaten oft ausgestanden, kehrten qualvoll und konzentriert zurück. O grauenvollstes, nie zu lösendes Rätsel des Todes! Innigst gebetet: Halt auf den Vater die Hände ... Etwas Trost.

Tagebuch, 12. August 1917 (Wieder daheim)

Vormittags erzählte mir Oberleutnant E. von R.s Lob über mich. Ich habe bei solchen Lobsprüchen immer ein gewisses Mißtrauen, es macht mich beschämt. Ich werde nicht nach außen leben, wohl aber für die Welt; nicht individualistisch verkapselt. Innen aber werde ich eine unberührte Seele tragen und einen Gott, von dem wenige nur zu wissen brauchen, der aber, wenn ich dahin bin, um so heller leuchten wird. Im Leben viel Feinde und Angriffe, nach dem Tode aber ein Sinnbild und Denkmal sein den Menschen, ein Beginner, der Nachkommenschaft hat.

Tagebuch, 13. August 1917

Ich sehe immer mehr, wieviel ich im Amt für mein Leben lernte, an Nüchternheit des Blickes für Menschen und Dinge, an Bescheidenheit des Urteils, an äußerer Ruhe und Sicherheit, an Kenntnis von Verhältnissen und Charakteren. Schädlich ist der Mangel inneren Ergriffenseins.

Mit Begeisterung las ich Humboldts Briefe an Schiller; wie immer weiter reift und wächst er bis zur klassischen Tiefe des Wallenstein-Briefes.

Tagebuch, 20. August 1917

Nach unentwirrbarem Zwist inbrünstig gebetet:

Ich ahne nicht, wohin mein Weg mich weist,
Der Wunsch ist ohne Witterung und Fährte.
Du, Herrlicher, durchströme meinen Sinn,
Du weißt es, daß ich vieles zu verrichten
Vorhabe, weißt um meine großen Pflichten
Und daß ich immerfort der Deine bin.

Hinterher ganz beruhigt. Völliges Vertrauen.

Tagebuch, 26. August 1917 (Kopenhagen) [58]

Glyptothek. Reiner, hoher Genuß der antiken Plastik. Ganz groß: zwei ägyptische Werke der zwölften Dynastie, einige frühe griechische Köpfe, einige Tiere, der Torso eines Kriegers von einem Grabe, römische Porträtplastik; diese vor allem unerhört! Aufs tiefste gesättigt und beglückt.

Tagebuch, 27. August 1917 (Kopenhagen)

Frauenkirche mit Thorwaldsens berühmtem Christus, der mich etwas frostig berührte trotz erhabener Größe seiner Gebärde. Viel schöner das kleine Relief der schreitenden Mutter mit zwei Kindern. Dann Thorwaldsen-Museum. Ein erfreulicher Eindruck (obgleich ich mit dieser Kunst nicht viel anfangen kann), in Wirklichkeit ein Tempel, eine Art Heroon. Unvergleichlich ruht Thorwaldsen in der Mitte unter dem schlichten Efeu; im ersten Ring umgeben von der Fülle

seiner Werke, auf das geschmackvollste und beste in farbenfrohen Räumen aufgestellt; im zweiten Ring umschlossen von der Liebe und Verehrung seines Volkes (dessen beste Seiten er gewiß in vielem vollendet zeigt), was in dem rührenden Fresko der Außenseite äußerst ansprechend symbolisiert wird. Übrigens haben seine Werke eine ungewöhnlich strahlende Liebenswürdigkeit und süße Anmut der Linie, was mit viel Weichem und Leerem versöhnt. Nachmittags Nationalmuseum. Herrlichste altnordische Gegenstände. Da eröffnete sich wieder die herbe Kraft und der Ernst meiner altgeliebten Eddawelt.

Tagebuch, 28. August 1917 (Heimfahrt von Kopenhagen)

Früh abgereist. Schöne Überfahrt. Bismarcks Gedanken und Erinnerungen zu Ende. Am besten kann man dieses Buch, eines der herrlichsten, voll Weisheit und Größe, ein Heldenepos nennen.

Tagebuch, 8. September 1917

Freier Sonntag. Wie tut einmal etwas Muße gut. Muße, Ruhe, Rast, „Zeit" ist doch immer das Zeichen adligen Lebens, der Mutterboden der Kultur gewesen. So wird der Achtstundentag zu nichts weniger als der wichtigsten kulturellen Forderung. Man gebe diese Muße, die das Vorrecht weniger war, dem Volke, und man wird vielleicht nicht das ganze Volk adlig machen, was wohl auch den Gesetzen der Geschichte und des Lebens widerspräche, man wird es aber unendlich vervollkommnen, vor allem schöner machen.
Im Krumbacher [59] gelesen. Welch ein weiter Geist mit großen Überblicken, ganz reich und bedeutend!

Tagebuch, 10. September 1917

Viel Dienst; sehr abgehetzt. Nach zerfasertem Tag wieder zum Menschen gesundet. An Novalis' unendlich tiefem und weisem Ofterdingen innigst gesättigt und gestärkt. Welche Fülle hellster Anschauung, abgründigsten Wissens und doch von Schönheit ruht darin! Es durchrann mich wie ein reiner, erquickender Strom.

Tagebuch, 23. September 1917

Im Osten geht Größtes vor zu Wasser und zu Lande. Daß ich hier sitze, macht mich allmählich ganz krank. Ich komme in eine Stimmung, wie ich sie nur damals hatte, als ich von Wickersdorf fortlief; doch würde es mir wohl jetzt ebensowenig gelingen.

An Julie V. *Zehlendorf, 24. September 1917*

Ich habe so eine unbändige Lust zu lernen, zu lesen, zu schauen, zu erkennen und zu arbeiten, aber das dringende Verlangen, in diesem Kriege, da alle Kräfte gebraucht werden, etwas zu leisten, und sei es auch am bescheidensten Platze. Darum komme ich auch hier nicht zur rechten inneren Sammlung. Nie verläßt mich das Gefühl unserer Gefahr, nie das Bild der in Kampf und Not ausharrenden Kameraden. Ihr denkt an Zukunft, an mein späteres Wirken und Schaffen. Auch ich träume davon, aber die Gegenwart fordert mich. In ihrem Dienste lebe ich dem Willen der Götter.

An Julie V. *Zehlendorf, 3. Oktober 1917*

Gestern war ich hier in der Luther-Ausstellung und hatte einen großen Eindruck von seinem Kopf. Man darf nie vergessen, daß das populäre Lutherbild ihn nach seinem vierzigsten Jahr, im allgemeinen sogar erst um 1530 darstellt. Das noch herrliche Profilbild mit dem Doktorhut ist von 1523, und obwohl die Fettbildung schon leicht beginnt, ist das ganze Antlitz noch Feuer und Kraft. Unvergleichlich vor allem aber das Bild als Mönch von 1518. Das zeigt eine solche Mischung von sinnlicher Schönheit, von lodernder Glut, dichterischer Inbrunst und ungestüm gebändigter Energie, wie wir sie nur bei den Heroen der Menschheit finden.

Tagebuch, 18. Oktober 1917

Im Dom zu einer Vorführung des Domchors. Ganz großen Eindruck von einer Messe von Palestrina, einer Bach-Motette, einem Orgelstück von Buxtehude. Tief gepackt und

geläutert. Das ist eine Kunst, die aus dem Geist neuer Zeit neu geboren werden muß.

Tagebuch, 26. Oktober 1917

Krank. Viel in Useners herrlichen kleinen Schriften gelesen. Dann Romantikerbriefe. Was ist Friedrich Schlegel für ein großer, Zukünftiges vorwegnehmender Geist! Wie er eine neue Religion gründen will, welch göttliche Frechheit!

Tagebuch, 29. Oktober 1917

Aufs eigenartigste berührt durch Ricarda Huchs Romantik, die ich gerade lese. Sie weiß sehr viel, wenn ich auch glaube, daß sie die letzten Weihen nicht empfangen hat. Sie versteht nichts von der Antike, sie sieht sie als die schöne, reine Welt, ohne die Zuckungen und Krämpfe des Innern; denn sie ist selbst ein so moderner Mensch, der nicht glaubt, daß dieser Dionysos überwunden werden kann, was ja vielleicht auch das größte Wunder in der Geschichte des menschlichen Geistes ist.

Ich meine, wir sind jetzt wieder viel einfacher. Bei aller Bewunderung und Andacht für das romantische Pathos erregt es in mir doch das Gefühl einer gewissen Fremdheit. Wir Heutigen trauen dem, was ist und was wird, trauen unsern Augen, die all die Schönheit der Sonne und des Tages sehen, trauen unserem Glauben, der uns dem Überirdischen im Gebet verbindet, trauen unserm Willen und Tun, das schaffen und gestalten will. Uns ist alles wieder gesättigt von Leben, durchströmt von Leidenschaft, die Sinne heiß zu Hingebung und Inbrunst, der Geist wachsam und geweckt für alles Daseiende und Kommende. Ich ehre die unselige Zerklüftung der romantischen Seele wie das Leiden eines Unglücklichen, von dem wir dunkel empfinden, daß wir ihm irgendwie unser Glück schuldig sind. Ein unendlicher Born der Weisheit sprudelt in der Romantik, und letzthin muß doch wohl der vollkommene Mensch diese Wirrnis durchschritten haben als Brücke zu seiner Größe. Unerhört sind die Einsichten in alle Regionen und Bezirke des Geistes, die uns Novalis und Friedrich Schlegel,

vereinzelt auch andere bieten. Und schließlich ist Goethe auch mit seinem Wilhelm Meister durch alle gefahrvollen Untiefen und Schluchten der romantischen Welt geirrt, hat aber doch nicht, wie Niels Lyhne, einsehen müssen, daß nichts Irdisches seine Reiselust stillen kann, sondern er fand die Lösung und das Zauberwort als der greise Faust: die Tat.

Ungemein ist die Gefahr der Verflachung an diesem Punkte, und mit ihr endet der schöpferische Wille und die Lust des großen Gestaltens. Das unerträglich seichte Geschwätz der modernen Popularphilosophie und Weltanschauungshygiene läßt selbst die absichtsvolle Verworrenheit Tieckischer Gestalten wieder herbeiwünschen. Und so müssen wir von der Weisheit jener Zeit trinken, vor allem was Angelegenheiten der Bildung betrifft, da ist Unendliches zu lernen.

Fabelhaft interessant, daß Schlegel die Unfähigkeit, sich selbst zu lieben, als das bezeichnet, was ihm die Bahn zur Größe verschlösse.

Tagebuch, 31. Oktober 1917

Krank im Bett. Sehr elend. Der Arzt stellte Menièresche Krankheit fest, reine Nervensache.

Tagebuch, 4. November 1917

Nachts überhaupt nicht geschlafen. Konzeption meines Werkes „Der Staat". Drei Bände, Einfälle zur Vorrede, Absicht, Gliederung, ja Anmerkungen und sonstige schnurrige Einzelheiten. Die Titel sollten sein: 1. Geschichte der Staatstheorie; 2. Geschichte der Staatsformen bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts; 3. Die Ausbildung der Staaten im neunzehnten Jahrhundert, ihre gegenwärtige Gestalt und die Notwendigkeit neuer Formung. Vielleicht werden das auch zwei Bände, denn die „Neue Formung" soll die eigentliche Krone und der Zweck des Ganzen sein, alle meine Gedanken enthalten über Menschtum und Bürgertum, Staat und Gesellschaft, Kirche und Staat, Schichtung der Klassen, Parlamentarismus, freien Wettbewerb und Monopole, Kolonisierung, Siedlung, Wohnungsfrage, Bildung von Volk und Individuum,

Stellung der Frau, Frage des Krieges, auswärtige Beziehungen, kurz und gut das vollständige Programm weniger einer neuen Partei als einer neuen Gesinnung, weniger einer neuen Klasse als einer neuen Jugend. Der erste Band, die Geschichte der Staatstheorien, gibt zugleich erwünschteste Gelegenheit zum ernsten Studium der Antike, des mittelalterlichen Geistes sowie der großen Philosophen. Zum zweitenmal durchlaufe ich den Ring der Menschheitsgeschichte im zweiten Bande, nur recht mit Betonung von Leben und Praxis. Dafür werde ich vor allem die großen Autoren der Nationalökonomie und des Sozialismus auf das intensivste studieren. Das Thema des dritten und eventuell vierten Bandes wird mich immer beschäftigen.

Tagebuch, 5. November 1917

Früh vierzig Pulsschläge. Nachmittag bei Professor S., der Herzneurose feststellte und Hochgebirge verordnete. Sehr niedergeschmettert. Alle Hoffnungen, ins Feld zu kommen, erloschen.

An Herrn v. B. *Zehlendorf, 6. November 1917*

. . . Ich bin ein rasend sinnlicher Mensch, sinnlich aber im ursprünglichen Verstande genommen, daß ich nämlich auf alle äußeren Eindrücke ungemein stark reagiere und vor allem ein grenzenloser Anbeter des Schönen bin. Alle schönen Leiber rühren und erregen mich übers Maß, ob es nun ein schönes Mädchen, ein schöner Knabe, ein schöner Greis ein schönes Kind oder ein schönes Tier ist. Ich empfinde ein Gefühl innerer Beglückung und Beseligung, nicht unähnlich demjenigen, in das mich eine schöne Landschaft oder ein schönes Gedicht versetzt. Scharf hiervon trennen aber muß ich meine sexuellen, selbst meine erotischen Gefühle; ich habe keine Beziehung der Liebe gegenüber dem Mann, jedenfalls nie sexuelle Liebe. Die wird es für mich einem Manne gegenüber niemals geben . . . Ich bin den Zeiten, in denen ich „unglücklich verliebt“ war, unendlich dankbar. Gerade wenn man gegen einen Widerstand anrennt, gewinnt man inner-

lich Form und Kräftigung, man lernt an und von sich, an und von anderen, im ganzen: man wird besser.

Tagebuch, 8. November 1917

Heute wäre ich bei der General-Untersuchungskommission k. v. geschrieben worden, jetzt muß ich aushalten. Ich empfinde es als tief unsittlich, während des Krieges sich längere Zeit auszuruhen, sich zu erholen. Ich muß viel tun und arbeiten, um darüber hinwegzukommen.

An Herrn Hans B. — Zehlendorf, 10. November 1917

Gerade beim Militärdienst zeigt sich der Mann, und auch das hätten Sie aus den Büchern meiner Mutter lernen können, das Schmerzliche des Lebens freudig zu bejahen und hier, im gewiß vielfach Unangenehmen und Kleinlichen des Soldatenlebens, das Größere zu erkennen, wie jeder von uns nur ein ganz kleiner Teil ist in dem ungeheuren Geschehen, wie jeder Teil aber die eiserne Verpflichtung hat, sein Bestes daranzugeben, um der eigenen gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Hier handelt es sich um weit mehr als um das Wohl und Wehe vieler einzelner Menschen, es handelt sich hier um die Existenz, die Freiheit und Größe vom Besten, was wir haben, unseres Vaterlandes, aus dem uns alles quillt und dem wir alles verdanken. Wer sich von solchen Gefühlen leiten läßt, der ist innerlich erhaben über die Schikanierungen eines Unteroffiziers. Ich würde nicht so zu Ihnen sprechen, wenn ich nicht selbst zwei Jahre, bis zu meiner Verwundung, draußen gewesen wäre.

An Julie V. — Neubeuern,[60] 18. November 1917

Heute war ein unbeschreiblich herrlicher Tag, überall Reste flammiger Wolken in den Tälern, auf denen die Sonne wahre Bacchanale des Lichtes aufführte. Der Himmel dagegen völlig klar, die Wälder bunt rauschend und die Berge weißglitzernd.

An Atha N. — Neubeuern, 25. November 1917

. . . Die Frage nach dem visionären Charakter von Novalis' Erlebnis ist ungemein schwer zu beantworten. Kann man

überhaupt solche Unterschiede machen? Wird nicht ein bis zu einem gewissen Höhepunkt gesteigertes seelisches Erleben beim dichterisch gefüllten Menschen eo ipso zur Vision? Ist nicht überhaupt der Dichter Visionär und jedes vollkommene Gedicht Verbildlichung einer Vision?

An den Vater *Neubeuern, 3. Dezember 1917*

Ich begrüße es sehr, wenn der Staat verdiente Männer, die durch geistige Leistungen sich bereits bewiesen haben, aus der Gefahrzone nimmt. Junge Menschen wie mich, die nichts getan haben, die Verwandte und Freunde für begabt und vielversprechend halten, hierzu zu rechnen, erscheint mir unrichtig, ja in hohem Grade hybrid.

An Atha N. *Garmisch, 19. Dezember 1917*

Ich habe jetzt den Hyperion wieder gelesen, und wenn auch mit hohem Entzücken, so doch nicht mit uneingeschränktem Jasagen und dem Gefühl absoluter Vollkommenheit, das ich gegenüber der Mehrzahl von Hölderlins Gedichten habe. Es sind Stellen darin, sowohl in dem Kapitel der Freundschaft wie der Liebe, mehr noch der Stellung zum Leben, wo er, meiner Empfindung nach, dem damals modischen Überschwang und dem Sich-hinein-steigern in den Schwall der Worte verfällt. Es hat stets etwas Mißliches, die Grenzen von Poesie und Prosa zu verwischen; es muß schon die volle und bewußte Prophetie dahinterstehen wie beim Zarathustra, und selbst da wird uns, wenn wir ehrlich sein wollen, an den Stellen, wo der Strom der Gedanken einmal seichter, die Fülle der Gesichte lockerer wird, eine unbehagliche Empfindung von Leere beschleichen. Ich denke vor allem an Kapitel, in denen Nietzsche um die im Laufe der Jahre doch recht unansehnlich gewordenen rationalistischen, relativistischen und darwinistischen Theorien seiner Zeit pathetisch den Mantel des Propheten schlägt.

Tagebuch, 22. Dezember 1917 (Garmisch)

Ich versenkte mich ganz in die leidenschaftglühenden Sonette der Luise Labé. Sie sind von einer in schönstem

Vers gebändigten Gewalt der Sinne, wie bei Frauen, außer Sappho, sonst nie. Es ist eine wahrhaft erschütternde Entdeckung, aufrührend in jedem Betracht. Mit herrlichstem Können und in herrlichster Inbrunst gestaltet diese Frau eine Welt menschlicher Tragik und Größe in wenig mehr als zwanzig Sonetten.

Tagebuch, 24. Dezember 1917 (Garmisch)

Eines ist mir jetzt klar geworden: Das Höchste, was ein Mensch im Leben erreichen kann, ist nicht Ruhm, nicht Glück, nicht einmal Größe, ja auch nicht, was mir bisher das Höchste erschien, das Werk, sondern es ist nur: Vorbild werden, ein solcher, der allein durch sein Dasein Welt und Menschheit bestimmt. So hat Cäsar gewirkt, so Christus, so Sokrates, so Alexander. In diesem Kriege habe ich immer wieder gesehen, was es heißt, Führer zu sein, wie dies alles bedeutet, wie der Führer alles zu leisten imstande ist. Wodurch? Durch Sittensprüche, durch Lehren, durch vereinzelte Handlungen? Viel eher schon durch das, was man gemeinhin das gute Beispiel nennt, das heißt aber einfach: durch sein Sein, sein Sosein, sein Dasein. Gerade für das, wohin ich meinen Dämon dumpf mich drängen fühle, für die Gestaltung des Staates, scheint mir dies das Ausschlaggebende. Wichtig ist, den neuen Staat zu schauen, ihn vorzubereiten; wichtiger, ihn zu gründen, ihn zu festigen; das wichtigste aber, daß eine Gestalt ihn gewissermaßen verkörpert, ihm Atem gibt. Denn Lebendiges nur kann Leben schaffen. Mögen die Gesetze noch so gut, die Beamten noch so trefflich, der Wille noch so rein, die Fähigkeiten noch so glänzend, das Glück noch so gnädig sein, alles bleibt tot und stumm, wenn es nicht Farbe und Licht empfängt von der Gestalt großer Männer. Vielleicht hat Stein nicht allzuviel Positives geleistet; wenn man genau hinschaut, kommt manches auf Rechnung seiner Mitarbeiter, aber daß er überhaupt da war und so da war, hat doch dem Ganzen erst Leben und Glut gegeben, die Einzelheiten zusammengefaßt, der preußischen Erhebung diejenige Prägung geschenkt, die ewig bestehen

wird. Ein Mensch ist ja nicht wertvoll weder um seiner Worte, noch um seiner Taten willen, sondern nur um dessentwillen, was er wirklich und wahrhaftig ist.

Unsinn aber ist es, sein eigenes Sein bewußt zu einem Vorbild machen zu wollen. Denn dies ist recht eigentlich die Krone des Lebens und das Letzte. Das Letzte aber wird nicht im Kampf errungen, sondern es kommt dem Absichtslosen wie ein freiwilliges Geschenk der Götter. Alle letzten Dinge sind einem heftigen Willen unerreichbar.

Das vollkommene Mensch-Werden bis zur Vollendung des Daseins, das ist nur in Einem möglich, in der vollkommenen und göttlichen Liebe.

An den Vater *Garmisch, 25. Dezember 1917*

Nietzsches Briefe las ich kürzlich mit ungeheurer Ergriffenheit über das beispiellos tragische Schicksal. Dieses Aufschreien nach Liebe, ja nach Sympathie, dieses immer erneute Enttäuschtwerden, immer stärkere Vereinsamen! Wie er sich notwendig in die maßlose Selbstverehrung und die ebenso maßlose Verachtung aller anderen, vor allem der Deutschen, hineinsteigern muß. Es hat für mein Empfinden etwas ungemein Quälendes, mit anzusehen, wie er allmählich umwölkt und geradezu mit Blindheit geschlagen wird durch diese bis zur Karikatur verzerrten Gefühle, wie seine Urteile, sobald sie in diese Sphäre geraten, nicht nur schief, sondern abgeschmackt und kindisch werden. Das Peinigendste aber ist sicher, in den allerletzten Briefen, kurz vor der Katastrophe, eine gewisse weibische Eitelkeit emporsteigen zu sehen; glücklich ist er, daß irgendeine gleichgültige russische Prinzessin ihm ein paar Artigkeiten erweist, daß er selbst „wie ein Prinz“ behandelt wird. Das sagt dieser höchste, souveränste Mensch!

Tagebuch, 26. Dezember 1917 (Garmisch)

Herrlich war die Schlittenfahrt zum Eibsee, obwohl noch viel Nebel hing. Nachher ruderten wir auf dem Badersee, der ja nie zufriert und seine göttlich-grüne Durchsichtigkeit vollkommen bewahrt. Es war über die Maßen phantastisch

und für mich ungemein rührend. Hier habe ich doch die schönsten Zeiten meines jungen Lebens verbracht.

Tagebuch, 28. Dezember 1917 (Garmisch)

Eine wunderbare Skitour zum Eckbauer gemacht. Die unendliche Einsamkeit und Feierlichkeit des Hochgebirges im Winter, die Erhabenheit der tief unterm Schnee ruhenden Nadelwälder, die Einförmigkeit der weißen, im Schein der untergehenden Sonne kristallen glitzernden Fläche, und dazwischen als einzige Unterbrechung die scharf eingeschnittene Skispur.

An den Vater *Garmisch, 29. Dezember 1917*

Ich las den Gomperz[61], über den wir noch viel sprechen müssen. Vorläufig habe ich eigentlich nur Einwände. Nicht allein, daß ich die Entwicklung der hellenischen Philosophie geradezu bis zum Grotesken verzerrt finde und es für eine seltene Blasphemie halte, als Motto vor ein solches Buch ein Wort des Demonax aus Lukian zu stellen, so bin ich auch rein aus theoretischen Gründen vorläufig sehr gegen das Ideal der inneren Freiheit. Vor allem scheint es mir schon prinzipiell falsch, als Ausgangspunkt für ein ethisches Ideal weder die Gemeinschaft, noch das Werk, noch irgendwie „Gott“ zu nehmen, noch schließlich den Typus des großgesinnten Menschen, der im Kampf mit den Leidenschaften, mit Hoffnung und Furcht groß lebt, denkt, handelt, sondern ausschließlich das persönliche Glück, das Glück des mittelmäßigen Menschen, der in Freiheit von den Affekten, wie der geistreiche Demonax so nett sagt, seine Tage verbringt. Das sei dann die Eudämonie! Wo hier das Dämonische bleibt, ist mir freilich unerfindlich, und warum Gomperz dies alles den armen Griechen aufbürdet (mindestens sollte er nur vom Hellenismus sprechen), habe ich bisher auch noch nicht verstanden.

Tagebuch, 19. Januar 1918 (Daheim)

K. v. erklärt! Bis 10. Februar bleibe ich noch hier, dann raus zum Bataillon.

Tagebuch, 9. Februar 1918 (Naumburg)

Lange im überwältigenden Dom an den göttlichen Gestalten der Stifterfiguren innerlich gestärkt und erbaut. Das waren doch Menschen, die das Leben zu fassen und zu formen wußten.

Tagebuch, 15. Februar 1918

Von Pa und Julie mit raschem Kuß verabschiedet. Dann leichte Nacht voll Ahnungen und Träumen. Auf der Fahrt Gerhart Hauptmanns „Ketzer von Soana" gelesen, wohl eines der wenigen klassischen Werke in moderner deutscher Prosa, voll unerhörter Weisheit in Formung und Aufbau, offenbar eine Arbeit von Jahren. Die Wirkung eine tief beseligende.

An den Vater *Naumburg, 16. Februar 1918*

Mein Telegramm werdet Ihr wohl schon erhalten haben. Das Generalkommando hat befohlen, daß ich morgen fahre, und zwar München – Kufstein – Salzburg – Tauernbahn – Villach – Udine – Pordenone. Vielleicht hat es auch sein Gutes, daß wir den Abschied nicht noch einmal erneuern.

An Julie V. *München, 18. Februar 1918*

Was unausgesprochen blieb, ist freilich manches. Aber ich hätte Ihnen die Antwort doch nicht mit Worten geben können. Meine Antwort soll sein, was ich bin, wenn ich wiederkomme.

Tagebuch, 18. Februar 1918 (München)

Minna von Barnhelm im Königlichen Theater. Entzückende Aufführung, und was für ein entzückendes Lustspiel! Wie ist Tellheim gesehen! Leicht ironisierend pathetisch, so ganz deutsch, nur Deutschen verständlich mit seiner unsäglichen Schwere, seiner Unbedingtheit, seinem Idealismus und „Edelmut", dabei etwas verschwenderisch, notwendig sodann verbitternd. Nur Deutschen verständlich, aber freilich hat auch jeder gute Deutsche ein Stück Tellheim in sich, mehr

oder minder. Die Dinge nicht leicht nehmen können, das ist dabei wesentlich, auch der Mangel jedes erlösenden Zynismus, der große Sinn, den man allem gibt, das Grübeln über sich, das große Leiden an allem, die große Leidenschaft, ein wenig Don Quixote vielleicht und doch ein Held, und zum Schluß: Soldatenglück, das gehört ganz dazu.

Tagebuch, 19. Februar 1918 (Auf der Fahrt)

Bei heller Sonne mittags in Salzburg. Schöne Spazierfahrt durch die Stadt. Entzückendes Barock, der Mirabell-Garten, die zwei Pferdeschwemmen, Paläste und Residenz. Im Dom, der architektonisch sehr geschickt in das Gesamtbild eines geschlossenen Platzes eingeordnet ist, strahlt das Barock in ruhiger Fürstlichkeit. Gott scheint ein großer Herr, der seine Gäste in den Festsaal geladen und sie huldvoll zu empfangen kommt.

Unerträglich dagegen hat dieselbe Zeit die offenbar frühgotische, überaus herrliche Franziskanerkirche verschandelt. Ein auf Säulen riesenhafter Maße ruhendes Kreuzgewölbe. Ich habe so etwas noch nie gesehen, und es machte mir tiefen Eindruck.

Tagebuch, 20. Februar 1918 (Auf der Fahrt)

Unbeschreibliche Fahrt durchs Fellatal. Im herrlichen Mondlicht wirkte alles wie ein unerhörter, geisterhafter, doch bestimmter Traum; die Täler klafften wie Wunden auf, die Dörfer wuchsen aus den Felsen, dann flutete alles aus der harten Unentrinnbarkeit des festen Gebirges weit hinaus in die endlose Ebene. Um halb elf in Udine. Spaziergang durch die vereinsamte, nachthelle Stadt. Der Eindruck ganz groß, offenbar ein Stadtbild von schönster Einheitlichkeit, mit weiten Plätzen, einer herrlichen Halle und einem wunderbaren Kreuzgang hinauf auf den Berg. Es ist eben Italien. Zwei Zypressen, an sich nicht auffallend, stehen im einfachen Bogen eines Renaissancetores, links der Glockenturm einer Kirche, rechts ein Palast, nach allen Seiten fällt die Fläche ab, so daß die Bäume mit der zarten Sicherheit ihres Konturs frei vor

den Sternen stehen. Und in diesem einfachen, tausendmal wiederkehrenden Bilde liegt doch aller Reiz, alle Süßigkeit dieses ewig geliebten Landes.

Tagebuch, 26. Februar 1918 (Auf der Fahrt)

Früh 6 Uhr nach Triest. Fahrt über die Maßen herrlich. Erst der Blick aufs Gebirge, dann auf die blaue Adria, im Hintergrunde bleiben noch die Alpen weißleuchtend, nahe uns die Kampfzone vom Isonzo, Monfalcone, Gradisca und die andern berühmten Namen. Am entzückenden Miramar vorbei, nachmittags in Triest. Wanderung zum Dom San Giusto und zum Kastell. Die Baugeschichte von San Giusto ist so interessant, daß sie eigentlich den schönen Genuß überwiegt. Aus zwei nebeneinander stehenden Basiliken von 380 (diese mit korinthischen Säulen vom alten Tempel) und 524, im 13. Jahrhundert zu einer Kirche verschmolzen, mit zwei fabelhaften Mosaiken des 5. bis 6. Jahrhunderts und davor einem mächtigen Glockenturm, vom Jahre 1000 ungefähr, wird sie zu einem seltsamen, die Einbildungskraft lockenden Denkmal. Daß die Macht der alten kapitolinischen Gottheiten, die hier vertrieben wurden, noch andauert, scheint das Grabmal Winckelmanns zu beweisen, der gleich daneben im entzückenden Lapidario unter lauter antiken Resten ruht.

Tagebuch, 28. Februar 1918

Früh siebeneinhalb Abmarsch. Bei kühlem Wetter über Görz, San Peter nach Pevacina zur Verladung. Fabelhaft interessant. Wir kamen durch das Gelände der neunten bis elften Isonzoschlacht, alle Hügel völlig aufgewühlt, die Wälder vernichtet, alles Leben ertötet. Der grauenhafte Eindruck der Zerstörung nicht nur alles Menschlichen, sondern der Erde selbst, der heiligen, für unberührbar, ewig gehaltenen, ergriff mich sehr.

Tagebuch, 2. März 1918 (Auf der Fahrt nach dem Westen)

Stifters „Nachkommenschaften“ gelesen. Weise, rein und reinigend wie Stifter immer, manchmal etwas zu lang, doch

entschädigt die eine herrliche Stelle, wo Susanna das erstemal zu Friedrich spricht, für alles. Es ist wie ein Glanz über dieser Seite, aus der volles warmes Leben strömt.

Tagebuch, 6. März 1918 (Ensisheim im Elsaß)

Ludo Hartmann, Hundert Jahre italienischer Geschichte gelesen. Sehr interessant, viel daraus zu lernen, vor allem daß in der Weltgeschichte immer nur der lebendige Organismus, das organisierte Volk, der Staat recht behält, niemals die theoretische Konstruktion und ein noch so geniales Ideengebäude. So ist Italien nicht von dem erhabenen Mazzini, sondern vom Staate Piemont mit all seinen Unzulänglichkeiten gebildet worden. Freilich geschieht nichts ohne die Ideen und die großen Männer, diese geben Anstoß, Inhalt, Ziel; die praktische Gestaltung jedoch ist nur auf dem unschönen Wege der Wirklichkeit, der Anlehnung an Bestehendes, der Mit-Inkaufnahme von Mängeln möglich.

An Julie V. *Ensisheim, 15. März 1918*

... Zwei Tage durchstreifte ich die H.-K.-Stellung, dann blieb ich eine Nacht in Sulz und machte nun den nächsten Tag den schönsten Weg. Über Thierenbach und Sankt Anna ging es aufwärts zum Sudel, dann angesichts des Großen Belchen durch das entzückende Rimbachtal über Rimbach und Rimbachzell hinüber nach Gebweiler, einem sehr hübschen alten Städtchen, recht belebt, mit Läden und guter Konditorei, vor allem aber mit einer sehr schönen romanischen und einer sehr pompösen Spätbarockkirche. Am Nachmittag ritt ich hoch hinauf ins Murbachtal zur alten Abtei Murbach; geheiligter historischer Boden, wo schon Karl der Große geweilt hat. Die Gegend ist über die Maßen bezaubernd, wundervolle Wälder, entzückende Hügelstrecken, und durch ihren offenbaren Reichtum vom 16. bis 18. Jahrhundert (d. h. eigentlich vom dreizehnten an), ganz voll mit schönen alten, wohlerhaltenen Ortschaften. Schon Bühel auf dem Wege liegt wunderbar, mit großer romanischer Basilika auf freiem Hügel, unter den sich der Ort schmiegt; die Krone aber ist doch

Murbach. Fabelhaft die leichte Sicherheit, mit der das Gesamtwerk in Landschaft und Umgebung eingegliedert ist, wunderbar die geschlossene, klassische Monumentalität, außen und innen bis in alle Einzelheiten durchgeführt. Nur Worms und Sankt Gereon haben mir einen ähnlich starken Eindruck gemacht. So stelle ich mir Lage und Aussehen des Klosters aus den „Geheimnissen“ vor.

An den Vater *Ensisheim, 17. März 1918*

Das Zurückfluten der Massen nach Beendigung des Krieges wird die Heimat mit einer gar nicht abzuschätzenden Fülle von Energie zum Guten wie zum Bösen überströmen. Es wird viele verunglückte Existenzen, viele zum Verbrechen gereizte Naturen geben, viel Expansivkraft nach allen Seiten wird sich geltend machen, manches Zartere zertreten werden. Die Hüter der Gesittung, der Kultur, der Ordnung müssen sehr auf ihrem Posten sein, die Frauen, die Leiter des Staates, die Organe der Selbstverwaltung, die Richter und die Geistlichkeit, die Partei- und Gewerkschaftsführer, alle müssen dann ihr Äußerstes hergeben, ihr ganzes Dasein daransetzen, um die Fluten und Ströme ungezügelter, wilder Kräfte in große natürliche Betten zu lenken, das üppig verwilderte sittliche und rechtliche Bewußtsein zu veredeln. –

Eines möchte ich noch sagen: Gar keine Sorge sollt Ihr Euch um mich machen, ich bin innerlich ruhig, frei, besonnen, ich stehe wohl unter einem guten Stern, und das wird das Schicksal nicht wollen, mein Gefäß zu zerschlagen.

Verzeih diese etwas pathetische Redewendung, aber ich vermute, daß infolge der strengen Briefsperre Ihr vor Eintritt entscheidender Ereignisse höchstens noch Karten von mir bekommt, daher wollte ich das noch einmal aussprechen.

An Julie V. *Ensisheim, 20. März 1918*

Letzthin las ich einen sehr bedeutenden und feinen Roman von Knut Hamsun: „Viktoria“. So hoch ich seine Meisterschaft stellen muß, kann ich doch nicht anders, als innerlich diese Art oder Abart Kunst ablehnen. Ganz zweifellos liegt

in dieser zum Letzten getriebenen, subtilsten Fertigkeit des psychologischen Analytikers eine hohe seelische Unkeuschheit, um nicht mehr zu sagen. Die Wollust des Genusses an solchen Büchern stellt vor allem diejenigen Menschen, die derlei viel lesen und lesen müssen, in ein merkwürdiges Licht. Mit Absicht knüpfe ich diese Betrachtung an ein unbestritten meisterhaftes, sehr reifes und im Grunde (von anderem Standpunkt aus) sehr reines Werk. Ich meine auch nicht dieses Buch, sondern die ganze Gattung des modernen Romans mit seiner psychologischen Vertiefung. Der alte Typus des deutschen Bildungsromanes (Meister, Ofterdingen, sogar Hyperion, Grüner Heinrich u. a.), auch die großen Zeitromane, wie Wahlverwandtschaften, Münchhausen, sind ganz anders zu bewerten. Vielleicht urteile ich völlig einseitig, aber ich empfinde hier irgendein Gift der Dekadenz, das trunken macht und in kleinen Dosen lockend wirkt, weitergetrieben aber ruinös ist. -

Sonst las ich, neben sehr viel Dienstlichem, Goethe und eine Novelle des Cervantes.

An den Vater *Ensisheim, 22. März 1918*

Zum Lesen kommt man nicht viel; jetzt habe ich mit großem Entzücken den „Cavour“ von Treitschke vor. Da verblaßt doch bei allen Qualitäten die Darstellung Hartmanns. Ich kann auch nicht finden, daß Treitschke einen einseitigen Heroenkult treibt. Gerade in dieser Schrift erscheint mir das Herausarbeiten Cavours aus der allgemeinen kulturellen, gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Sphäre überzeugend und voll gelungen. Bei Hartmann ist freilich der Lage der niederen Klassen in Piemont ein größerer Abschnitt gewidmet. Es scheint mir aber die Geschichte des Risorgimento ein deutlicher Beweis gegen die Überspannung der materialistischen Geschichtsauffassung. Hartmann muß seine Verwunderung darüber ausdrücken, daß bei der völligen Verelendung und absoluten politischen Interesselosigkeit der arbeitenden Klassen Italiens und insbesondere Piemonts die Bewegung eine solche Intensität erlangen konnte. Es war eben ausschließ-

lich eine Bewegung der obersten Klassen, des Adels und der hochstehenden städtischen Intelligenz.

Tagebuch, 24. März 1918 (Ensisheim)

Den Vogesen entlang nach Colmar. Herrliche sonnige Fahrt. Die uralte Kultur der Gegend bricht aufs erfreulichste in jedem Dorfe durch. Links gigantisch auf der Höhe die in drei Türmen emporragende Ruine Drei Ähren. Colmar hat eine Fülle schönster Blicke auf Straßen, Plätze, Höfe, ein sehr reizvolles Rathaus. Alles natürlich gewachsen und doch wieder mit Verständnis und Klugheit geschnitten und kultiviert. Man möchte die Tätigkeit solch gotischer Stadtbaumeister der eines feinfühligen Gärtners vergleichen. Den künstlerisch größten Eindruck vom Innern von Sankt Martin, einem fabelhaft durchgegliederten Bau, in dem vor allem das Licht mit höchster Meisterschaft behandelt wird. – Plötzlich der Heeresbericht: Peronne genommen, die Somme überschritten. Alles andere versank. Und zu was sind wir bestimmt?

An den Vater *Ensisheim, 25. März 1918*

Soeben bin ich, über all unsere Köpfe weg, als Ordonnanzoffizier zum Stabe des Regiments von B., dem wir unterstehen, kommandiert worden. Du kannst Dir denken, daß ich mich wahnsinnig ärgere, aber ich bin froh, daß Du jetzt in ganz anderer Weise als je zuvor beruhigt über mich sein kannst. Ich wäre viel lieber in der Front geblieben, doch man ist Soldat und muß gehorchen.

Tagebuch, 30. März 1918 (Im Felde)

Hebbels Briefe und Tagebücher gelesen. Wie furchtbar wird dieser titanische Mensch geknickt und verhäßlicht durch die äußere Lage, die kleinlichsten Sorgen. Doch wenn er nicht ungeheuer viel Selbsterhaltungstrieb, eine Gabe, alles Schlechte ins Gute umzudeuten, eine gewaltige Portion Egoismus, eher egozentrisches Wesen gehabt hätte, wäre er bei seiner maßlosen Reizbarkeit längst unterlegen. Auch hat er den Mut,

um des Ganzen willen seine schlechten Seiten zu bejahen, überhaupt ein seltenes Wissen von sich selbst.

Tagebuch, 31. März 1918 (Im Felde)

Sehr ergriffen von Hebbels weiterem Leben. Wie nun alles Gequälte von ihm abfällt, er doch nicht kleinlich eingebildet wird, sondern von großem, königlichem Selbstbewußtsein, wie alles ihm durch die Frau kommt und aus ihr; viele große, tiefmenschliche Züge.

An den Vater *Biwak bei Hattoncourt, 4. April 1918*

Ich habe nie eine derart gründliche Verwüstung gesehen wie die Dörfer vor unserer Front. Schauerlich reckt die Kathedrale von Saint Quentin ihr zerschlagenes Haupt empor aus Bergen von Trümmern. Drinnen schaut der Himmel durch das auf den Boden niedergeschmetterte Dach, einzelne Streben und Pfeiler des Kreuzgewölbes strecken ihre armen Stümpfe in die Luft. Reste herrlicher Fensterrosen, Splitter farbenleuchtender Glasfenster hängen hier und da. Doppelt grotesk wirkt nun, wo nur Ewiges bestehen zu können scheint und selbst das für ewig Gehaltene dem Niederbruche nahe ist, die farbenschreiende, rohe moderne Bemalung des Chores, ein Sinnbild neuzeitlicher Barbarei. Noch blinzelt der lächerlich angemalte Sternenhimmel an einigen Stellen blöd herunter, während daneben der echte Himmel blau und ernst sich über die Trümmer schön geschwungener Wölbungen spannt.

An Julie V. *5. April 1918 (Im Felde)*

Es geht mir sehr gut, das einzig Traurige ist, daß keine Post kommt, aber daran muß man sich gewöhnen, wenn nur Sie etwas erhalten! Ich weiß nicht, ist es Einbildung, aber ich fühle mich ganz anders wohl und heimatlich, wenn ich wie hier mit Bayern zusammen bin. Es gibt immer Anknüpfungspunkte und angenehme Unterhaltung, vor allem freilich auch die gemeinsame Erinnerung an die bayerischen Berge. Gestern sprachen wir so viel davon, daß ich die ganze Nacht davon träumte und meine Sehnsucht, dort wieder hinzukommen,

unüberwindlich wurde. Wie wunder-wunderschön waren doch unsere Wintertage in Garmisch, vorher die Sommertage im Stubai, und wie oft wollen wir solche Zeiten noch mitsammen und Pa verleben! Unterdes fühle ich mich hier durchaus am rechten Platz, wenn auch gerade die augenblickliche Lage nicht die schönste ist.

Tagebuch, 6. April 1918 (Im Felde)

Die militärische Erziehung ist schon eine verdammt gute für mich. Doch habe ich das Gefühl, daß mich das Leben noch oftmals gehörig stauchen wird, sonst hätte mir die Natur nicht so viel innere Kraft gegeben, alles Unangenehme von mir abzustoßen, immer das Beste zu sehen, immer weiter zu hoffen; nicht so viel Selbstbehauptungsdrang und Fähigkeit, mich über alles Kleine und Niedrige hinwegzusetzen, es sogar stets mit Hilfe des Amor fati in ein für mich Gutes umzudeuten.

Tagebuch, 11. April 1918 (Im Felde)

Ich bekam nun Sicherheit, daß Kurt Gerschel gefallen. So werden doch alle fortgerissen, die etwas taugten, die jung, kühn, zukunftsfroh waren. Er war ein solch offener, frischer, reiner Kerl, wie wenige ehrlich und grad, ein so lieber Mensch! Ein rechtes Gegenmuster für die Antisemiten, tapfer und stolz und treu. Möge er in Frieden ausruhen!

An Herrn Hans B. *11. April 1918 (Im Felde)*

Steht der Tod eines Menschen wirklich in den Sternen geschrieben, so scheint es mir ein armselig Geschäft, dem Schicksal ins Handwerk zu pfuschen.

An Julie V. *13. April 1918 (Im Felde)*

Heute hielt ich in der ersten Kompagnie eine Gastrolle mit einem Vortrag über die Offensive und ihre politische Auswirkung. Es ist aber ein so schwieriges und weitausgreifendes Thema, daß ich nicht voll befriedigt war. Sicher ist es das Schwerste, für einfache Menschen zu sprechen. Man muß

die verwickelten Probleme klar und eindeutig hinstellen, die Linien gut sichtbar durchziehen, ohne doch das Wesen der Dinge, das ja wie oft nur in den leichten Färbungen der Übergänge liegt, zu verfälschen, ohne das noch Ungelöste mit billigen Tricks der Taschenspieler voreilig verflachend zu lösen und auszudeuten. Die Phrase zu meiden, ist gerade hier überaus schwer, in der augenblicklichen Verworrenheit der internationalen Lage klare Gesichtspunkte zu geben, scheint mir jetzt beinahe unmöglich. So bin ich durchaus unzufrieden, habe aber doch viel gelernt.

An Julie V. *18. April 1918 (Im Felde)*

Es regnet, Post gibt es seit drei Tagen keine, fortzukommen scheinen wir auch nicht, schön ist es nicht. Eben las ich mit viel Freude den „Abfall der Niederlande". Er steht ja für unser Empfinden in der Mitte zwischen eigentlicher Geschichtsschreibung und geschichtlichem Roman, aber es ist eine fabelhaft lebendige und reiche Darstellung. Wundervoll wäre es, auch von anderen großen Perioden derartige historische Gemälde, wie man es vielleicht am besten bezeichnet, zu besitzen.

Tagebuch, 22. April 1918 (Im Felde)

„Mutter und Kind" von Hebbel gelesen. Ein sehr humanes, weites, großes und schönes Epos. Er hat wahren epischen Stil, indem es im Schicksal von einzelnen ein Gemälde der ganzen Zeit gibt. An einigen Stellen siegt freilich die Theorie, unnötige Modernitäten und Bewußtheiten verraten es, im ganzen jedoch ein klassisch gerundetes Werk.

An Julie V. *21. April 1918 (Im Felde)*

Ich fühle mich wirklich sehr wohl im Stabe, die freie Zeit benutze ich zum Reiten und Lesen, Militärisches und Politisches, dazwischen zur Erholung allerlei sonst. Die völlig verwüstete Gegend hier – altes Sommegebiet –, die zerschossenen und gesprengten Ortschaften haben freilich etwas Deprimierendes, dessen man Herr werden muß.

Was tun Sie wohl jetzt? Sie sitzen auf der Veranda, wo vielleicht der Flieder noch blüht oder der Jasmin schon zu duften beginnt, und lesen oder schreiben etwas recht Schönes; die Sonne liegt warm da, und die Vögel singen. Hier hat es gestern noch geschneit, und nachts waren bittere Fröste. Die zarten Pfirsich- und Kirschblüten, die auf den kleinen, von den Engländern als Beitrag zum Wiederaufbau hergeschenkten Bäumchen blühten, sind alle erfroren! Aber denken Sie nicht etwa, daß ich jammere. Wenn man hier die Greuel der Kriegsverwüstungen sieht, kann man nur immer wieder danken, daß unser Land diesmal frei geblieben ist von der fessellosen Furie, und kann nur weiter kämpfen wollen, bis die Gefahr vorüber ist.

An Julie V. *26. April 1918 (Im Felde)*

Da ich Ihnen versprochen habe, immer ehrlich zu sein, will ich Ihnen erzählen, daß wir heute nacht ablösen. Sie brauchen sich jedoch nicht zu sorgen.

Tagebuch, 27. April 1918 (Letzte Aufzeichnung)

Früh fünf Abmarsch. Wir lösen im Südwestteil von Marcelcave ab. Alle, völlig am Ende ihrer Kräfte, kommen eben von vorn. Wir haben einen großen Keller, der jetzt eifrig verstärkt wird. Die Zwanziger, die ich östlich Villers-Bretonneux aufsuchte, bekamen gestern in die Marschkolonne zwei Volltreffer. Die Toten lagen heute früh noch in ihrem Blut schwimmend auf der Straße. Wollte zu den Achtern vor, der Major verbot es mir zu meinem großen Ärger; ehe ich nicht die ganze Stellung kenne, ist mir nicht wohl.

An Julie V. *Marcelcave, 28. April 1918 (Letzter Brief)*

Im tiefen Keller von Marcelcave sitzend, in dem wir vor dem Artilleriefeuer Schutz suchen, schreibe ich. Vier Kilometer vor uns geht die Front, zu der ich wegen der verschärften Artillerietätigkeit im Zwischengelände noch nicht vor durfte, d. h. der Major ist sehr sorgsam und verbot es einfach, was mich natürlich sehr ärgerte, denn es liegt ein Bataillon

von uns vorne, und ich finde, es gehört sich, daß man als Regimentsstab doch zumindest die erste Linie gesehen hat. Aber wie gesagt, der Major läßt in solchen Sachen nicht mit sich spaßen. Die Tatsache, daß wir hier nur eine Gastrolle geben, bleibt unvermindert bestehen, und wenn Sie diesen Brief haben, sind wir aller Voraussicht nach längst anderswo.

Wie ich schon bei meinem diesmaligen Ins-Feld-Rücken das Gefühl von einem großen Wechsel hatte, der mich erwartete, so auch jetzt. Es ist so schön: die Zukunft ganz undurchsichtig, und man kann sich allerlei bunte Farben und Zauberlandschaften hineinmalen.[62]

VIERTER ABSCHNITT

*

GEDICHTE

Vorbemerkung

Jubelnder Überschwang und sehnsüchtiges Verlangen ringt schon im kleinen Knaben nach Ausdruck, und leidenschaftlich stürmen die Rhythmen seiner Kindergedichte einher. Viele Verse bleiben verworren und wild. Sind sie auch die besten Verräter seiner starken widerstreitenden Triebe, deren Veredlung und Vermählung ihm unabweisbare Pflicht schien, so fehlen sie in dieser ersten Lese doch mit Grund. Statt ihrer beginnen den Kranz der Lieder Gesänge und Gebete vom vierzehnten bis zum Beginne des siebzehnten Lebensjahres aus der götter- und genienerfüllten Welt des erwachenden Jünglings. Schauen, Träumen und Fühlen singt sich erlösend in ihnen aus; die Sprache fügt sich dem Erleben und tut ihm Genüge.

Es kam der Krieg, und kein Gedicht erreicht wieder die Einheit jener Gesänge. Des Ungeheuren wird die Form nicht Herr. „Ein Dichter ist ein König, der gebietet über die Masse; aber wer vermöchte über solche Masse zu gebieten“, so schrieb er im ersten Frühling aus dem Felde. Auch die durch Leid und Zeit verinnigten Gefühle gestalten noch nicht ebenmäßige Gebilde, die sie fassen und tragen könnten. Er harrte einer neuen Sprache, als der Tod ihm die Lippen schloß.

Die dramatische Dichtung Eros und Psyche ist ein Werk des Sechzehnjährigen. Das Märchen des Apuleius gab, wie jedem ersichtlich, der Phantasie des jungen Sängers mehr Anreiz zu eigenem Ersinnen als Führung oder Vorbild. Es ist, obwohl Gelegenheitsgedicht, im seligen Rausch der Liebe und des Lebens gesungen. Daß dennoch an Apoll und nicht an Dionysos der Dank des Schlußgebetes erklingt, wer verstünde es nicht, und wer wünschte es anders?

Hippolyta[63]

So ist ihr Körper, daß er schmiegend sich
Im Wehn des Windes hin und wieder wieget;
So ist ihr Körper, daß er kosend sich
Der Birke gleich zum Schall der Flöte bieget;
Und so ihr Körper, daß er, klammernd sich
Eng an der Rosse Rücken, pfeilgleich flieget.

11. Januar 1913

Es war das Schreiten ihrer Füsse leicht

Es war das Schreiten ihrer Füße leicht
Wie Sprung der Rehe über junges Grün
Und über Veilchen, die noch im Erblühn
Des Bodens Bräune streifend nur erreicht.

Es war das Beugen ihres Leibes schön,
Wie eine Pappel, vom Zephir bedrängt,
Von ihm geneigt, sich schaukelnd niedersenkt
Zum Boden fast von ihres Wipfels Höhn.

Doch das Besteigen ihres Rosses scheint,
Wie wenn der Falke mächtig sich erhebt
Und nach dem ersten Flügelstoßen schwebt
Leicht in der Luft, dem Winde eng vereint.

12. Januar 1913

Ruhe nach dem Spiel

Sieh dort die Fürstin, schlafend scheinen Brust
Und Glieder müd den Dienst jetzt zu versagen,
Die eben noch in Spiel- und Tanzeslust
Über die Wiesen springend sie getragen.
Ihre Gespielen ziehen stumm den Reigen,
Da laut aus Scheu sie nicht zu singen wagen,
Zum Schlusse dann nach lächelndem Verneigen
Im Grase neben ihr sie niederlagen. –

Es schaut der Gott. Und zügelt Helios nicht
Der Pferde wild aufschlagend schlanke Glieder?
Sehr lange blicket er vom Wagen nieder, –
Doch weiter rollt sein ewig leuchtend Licht.

16. Januar 1913

Das Erblicken

ELEGIE

Bellerophontes spricht:
Weißt du noch, wie auf den duftenden Matten ich einst dich erblickte,
Zügelnd das bäumende Roß, Artemis gleich an Gestalt,
Weißt du noch, wie ich die Arme aufreckend schon hob zum Gebete,
Glaubend, die Tochter des Zeus, Phoebos' Schwester zu sehn,
Und aus dem Walde dann brach im Krachen der Zweige der Nymphen
Lachende Schar, während ich staunend die Göttin beschaut?
Weißt du auch, Herrin, wie lächelnd und spottend den Fremden sie ansahn,
Der, im Gebete versenkt, zögernd fern vor dir stand?
Du aber zügeltest da das Pferd mit leichter Gebärde,
Riefest mich arglos zu dir, und im Bitten ich kam,
Achtend nimmer der Menge zerstreuter Speere und Pfeile,
Die ich im Schrecken verlor, die ich jetzt hinter mir ließ.
O, noch seh ich es klar, wie Helios freundlich betrachtend
Seinen goldenen Schein durch die Locken dir flocht,
Und um Gelingen der Jagd die goldpfeilschüttende Göttin
Bat ich mit schmeichelndem Flehn, küssend ihr lichtes Gewand. –
Bald nun begannst du der Stimme lauthallendes Tönen zu heben,
Fragtest forschend mich aus, welches Landes ich wär,
Welchen Geschlechts ich mich rühmte Abkömmling zu sein und Verwandter,
Welche Stadt mich gebar, welche Mutter mich trug,
Und woher ich des Wegs in solches Land meine Schritte
Lenkte, fern jedem Haus, ferne schützendem Freund? –
Als du so fragend verstummt (es klang wie bronzene Tuben
Oder wie silbernes Horn), hob ich noch zage den Blick:
Endlos nach Westen gedehnt die ganze phrygische Ebne
Schaute mein suchendes Aug'. Baumlos ruhte sie da.

Aber im Osten erhob sich, durch den zerreißenden Nebel
Bläulich schimmernd im Dunst, kappadokisch Gebirg.
Weiter spähte ich aus, und ich sah metallische Scheiben,
Blitzenden See, des Halys hellaufscheinendes Band.
Dorten nun wußt ich verhüllt im Nebel Nazianz und Garsaura,
Dorten, durch Wald mir versteckt, Tyomens lärmreiche Stadt. –
So erkannt ich die Wege. Es lachte der lockenden Lande
Helios' umschlingender Blick, scheinend auf Fluß und Gebirg.
Hoch aber dehnte beglückt aufquellend von Blumen die Wiese,
Tragend das stampfende Roß, tragend dich, zügelndes Kind.
Und ich schaute gebannt, wie der Gott die allküssenden Strahlen
Scheu umflimmern dich ließ, hin über Leib und Gewand;
Wie das mächtige Tier sich zitternd unter dir bäumte
Und ein Druck es bezwang kräftig lieblichen Beins. –
Nun ich dies alles gefühlt und der Nymphen mutwilliges Lachen
Aufzusehen mich zwang, hob ich befreit meinen Blick.
Schaudernd erkannt ich die Göttin. Es wölbten sich Rücken und Glieder,
Wenig vom Tuch nur bedeckt, bebte die schwellende Brust,
Frei im Zephyros flog der Locken goldschimmerndes Leuchten,
Knöchel umschloß und Gelenk perlenaufglitzernd Geschmeid,
Leicht geöffnet im Lächeln erschien mir die Linie des Mundes,
Er nur gab mir den Mut, redend ich also begann:
„Herrliche, wer du auch seist, welch Gott dich mir immer gesendet,
Ob dich Leto gebar, ob du Zeus' Haupte entsprangst,
Ob du den Fluten entstiegen, die Kypros leichtkräuselnd umspielen,
Ob du von menschlichem Stamm götterbeschämend dich nahst,
Wer du auch, Herrliche, seist, o glaube mir, was ich erzähle,
Glaube mir truglosem Mann, der nur frommbetend dir naht." –
So meine Worte. Im Schweben leicht sprangst du vom Rosse hernieder,

Wie die Lerche vom Nest nahrungsuchend sich schwingt,
Denn im Kreisen fliegt jene und erhebt sich noch einmal, und wieder
Neigt sie dem Boden sich zu, bis sie ihn wirklich erreicht.
Also im Spiele auch du. Hellklingendes Lachen ertönte,
Bis im Grase du lagst, rings um dich deine Schar.
Bebend stand ich vor dir. Da fühlt ich ein seltenes Pochen,
Und verwirrend beklomm jetzt mir dein Lächeln die Brust.
Aber klar hob ich die Stimme, und fester setzt ich die Worte,
Rühmend der Eltern Geschlecht, rühmend die eigene Tat;
Wußte vom Eber dir viel, dem hauerharten, zu reden,
Der, wie von Göttern gesandt, derart mächtig erschien,
Und daß ich, diesen durch Wälder und Sümpfe und Täler verfolgend,
Mich auf die Wiese verirrt, wo ich erzählend nun stand,
Auch, daß ich eben die Hände, Gebete zu Artemis sprechend,
Gegen den Himmel erhob, als du mir, Freundin, erschienst.
Also fort scherzend und sagend und Frohes mit Traurigem mischend,
Legt ich ins Gras mich zu dir, ängstlich fast, aber beglückt.
Nun die Erzählung geendet, da lachten und riefen die Mädchen,
Du, Hippolyta, nur schwiegst, horchend auf fernes Geräusch.
Ach! ich hörte jetzt auch der Gefährten lautsuchende Menge,
Hörte den bellenden Hund, und zu den Waffen ich lief, –
Als ich dann aber das Schwert um die Schulter geschwungen, die Pfeile
Wohl in den Köcher gesteckt, schließlich die Speere ergriff,
Wandt ich mich wieder, doch leer dehnten sich Wiese wie Wälder.
Schreiend lief ich dir nach, schaute dein flatternd Gewand,
Schaute das wehende Haar, schaute den blitzenden Speer,
Wie er am Berge verglomm, wo sich der Nebel erhob. –

Weißt du noch, wie es gewesen? Du nickst, Hippolyta, schweigend.
Fülle, o Knabe, den Kelch, den die Herrin geleert,

Hebe den goldnen Pokal und biete ihn knieend der Fürstin,
Daß ihr rottropfender Wein wärme den schimmernden Leib!
Komm nur, Hippolyta, lege der Glieder gelassene Ruhe
Sanfter zurück auf das Vlies, das dich schmeichelnd umschmiegt.
Lasse den Kissen die Gunst, drauf der Füße weißbiegende Rundung,
Anmutvoll leichteste Last, oftmals begehrte, sich dehnt.
Und so lausche, Geliebteste, schweigend des herrlichen Sängers
Mächtig hinhallendem Sang, den ihm Apollon verliehn.

24. Januar 1913

Februarmorgen

Die Ebne war, als sich die Sonne hob
Und wenig Reif nur noch die Gräser kühlte,
Ein flimmernd Schleierhemd, das Aphrodite,
Da sie nach Paphos flog, lächelnd verlor.
Pfeilgrade stieg der Himmel aus der Erde,
Weißleuchtend Alabaster, der mit Glut,
Gelbfließender, zu wärmen sich begann.

Durchsichtig hell, kristallen klar die Luft,
Schwärme der Vögel schnell im Äther fliegen,
Fasane lässig ihre Schweife wiegen,
Es steigt des brachen Ackers brauner Duft.
Der Sonne Strahlenbüschel hell durchglänzt
Das schwarze Dickicht, dessen kahle Blöße
Der weißen Birke schlanker Schaft begrenzt.

Sehr kleiner Vögel Sang sich zwitschernd reget,
Ein zarter Wind das zarte Gras beweget.

11. Februar 1913

Eros

Fing mich, Eros, dein Netz,
Oder wandle ich noch
Ruhigen Schritts meine Bahn?
Oftmals sah ich dich fern,
Oft durch die Felder dich ziehn,
Oftmals fühlt ich dich nahn, –

Doch noch stets ein Entfliehn
Und nur im Fluge ein Gruß.

10. Juni 1913

An . . .

Der jagenden Gazelle gleich
Oder dem Reh, das über die Fluren
Hochaufspringend hinwegsetzt,
Liefest
Du mir entgegen.

Wie des Schützen von klirrender Sehne
Sausender Pfeil, den die Lüfte umtönen,
Flogest du hin über Gräser und Halme.

Doch wenn des Mittags glutende Strahlen
Deinen blühenden Leib überschienen,
Ruhtest du lässig wie eine Göttin
Unter den Blumen.

29. August 1913

Novemberabend im Bremer Parke

Der Tannen Düster, als derAbend fiel,
Stand stille vor des Himmels Marmorstirne
Und ruhte flüsternd auf dem hellen Grund.
Des Mondes Licht beschien der weißen Birke
Zitternde Arme, die sich aufwärts hoben,
Und flimmerte beweglich auf dem See,
Um den die Winde raschelten und spielten.

Dann dehnt des Dunkels Fittich ganz sich aus,
Und hinter blätterlosen Buchen schweigt
Der blasse Äther, der wenige Sterne
Und selbst die wenigen nur zaghaft zeigt.

10. November 1913

Sonnenuntergang

Ganz silbern war der Äther und so zart,
Daß selbst die leisen Küsse des Geästes
In schwanker Birke oder schwarzer Buche
Dem Blick sich boten; doch die violetten,
Gedehnten Wolken überm Firmament
Verharrten schweigend, und der Kiefern Wache
Stand regungslos mit aufgestütztem Speer.

Der Himmel flammte nieder gold und rot,
Ein wenig Wind durchbrach die kahlen Eichen,
Und mit der königlichen Nacktheit Zeichen
Stieg Helios gelassen in den Tod.

7. Januar 1914

An Aphrodite

Hellblau ist der Himmel, dein Lager, Cypris.
Du schlummerst auf ihm, und ein blanker Opal
Wird deine Stirne, die Helios küßt.
Doch deine schimmernden Füße ruhn,
Wo ein erglühter Saphir das Geäste
Schwärzlicher Eichen durchschimmert und aufhellt.
Zierliche Birken tragen dein Lager,
Fächeln mit zärtlichen, zitternden Zweigen,
Und noch ihr Atem ist Tanz und Gesang.
Auf den Brüsten hüpfen dir Meisen,
Und die geliebten, die Sperlinge spielen
Um deine Hüften. –
Neige dich nieder,
Lächle, Betörerin,
Glanz ist dein Lächeln,
Glanz auf den Meeren, den morgenumkränzten,
Glanz auf dem Weiher im Blitzen des Reifes,
Glanz ist dein Lächeln, o lächle, Betörerin.

1. März 1914

Wachtest du auf, mein Herz

Wachtest du auf, mein Herz, in dem Frühlingsregen,
Traf dich ein Schein durch die Nacht hellblinkenden Goldes,
Blinkenden Goldes aus der Geliebten Augen?

O es sank in der niederprasselnden Tropfen
Duftendem Flusse der Rausch und die Kraft und die Ruhe,
Sank mir der Götter und Genien und der Eroten
Jubelnder Tanz in das Herz, und ich klinge nun wieder
Wie eine Saite, berühret von zärtlichen Windes
Lieblichem Finger, ich schreite im tönenden Takte
Eigener Lieder, die dir, o Geliebte, geweiht sind,
Schön und gelassen, wie du mich, Geliebte, gelehrt hast,
Sicher hinaus auf die unbekannt harrenden Pfade.

6. März 1914

Wenn mich dein Blick verlässt

Wenn mich dein Blick verläßt, lichter als Sonne mir,
Fängt und verstört mich ganz Zweifel und Angst und Pein.
Blüht in frierender Nacht goldumblinkt dein Gesicht
Silbern auf wie der Mond, schreitet ruhig die Bahn,
Wenig lächelt es nur, schauet auf mich, vergeht.
Doch in des Dunkels Schlund glimmt nun und wächst der Schein,
Sengt mich, löst, was mich band, und der gequälte Leib
Atmet göttlichen Hauch, Düfte der Blumen, träumt,
Blicket nach dir im Traum, betet und sinkt in Schlaf.
Dann über Wiese und Bach, sonnigen Anger und Rain
Seh ich dich tanzend entzückt, eile dir nach, und du
Küssest mich, kosest mich, liebst –.

20. März 1914

Anrufung

Euch Bäume lieb ich, schlanke und biegsame
Gefährten meiner Träume, windeumspielte,
Windeverwehte nicht, die ihr voll sicherem,
Voll stetem Wachstum hoch zu den Stürmen steigt,
Die Nahrung trinkend aus der scholligen Erde.
Breitet aber ihr weitspannend die Krone aus,
Stolz gelassene, ragt hoch ob den andren, dann
Schattet, rühmet und schützt treu ihr die warme Mutter,
Die eure breiten Wurzeln noch im Schoße trägt. –

O laßt mich wachsen wie die Bäume, Götter,
Aufblühen wie die Blumen, laßt mich knospen
Und öffnen mich im Juni, von der Sonne
Erglüht und heiß, vom Regen naß, vom Wind
Samenumgossen, laßt wie eine Blüte
Des Nachts mich meine Kelche schließen, schüttet
Des Morgens Tau, des Vorfrühjahres Sturm
Auf meine wachen Wimpern, gebt, o gebt,
Daß blitzgetroffen ich der Eiche gleich
Auflodernd untergehe oder auch
Wie eine Blume meine reifen Samen,
Indes ich knicke, in die Äcker säe.

28. März 1914

Fest des Frühlings

Niedergestiegen
Wieder war Zeus.
Er weckte das Land:
Da troff alles Land
Vom Geruche des Samens.
Nun schwoll es empor;
Er küßte noch einmal
Den schwangeren Leib
Im Sturz des Gewitters,
Dann ließ er Demeter
Und streckte die glühenden,
Mächtigen Arme
Hoch zu der heiligen
Herrin des Himmels.
Aber die Luft und das Land
Duften nun, wärmen und sprießen,
Und nach ermattetem Tag
Hob sich den Morgen erneut
Helios der liebende auf,
Lockte ihn doch die errötende,
Spielende Tochter des Zeus.

Klingend löst von Libelle sich
Die Libelle, und wieder dann
Flattern sie singend zusammen,
Und erbebend umklammern sich
Buntgetupfte Schmetterlinge
Auf blauäugigen Blüten hier,
Dort auf honighauchendem Klee.
Selbst noch im rötlichen Grase
Schmieget Grille an Grille sich,
Zittert glitzernd, zirpet, zeuget.
Und wie die Tiere die Götter, es küßt
Aphrodite, und Helios küßt,
Wissen sie kaum doch wen;

Einzig die Schwester Apolls,
Die ihren nackten und blanken
Leib in den Wellen genäßt,
Artemis, lachte, da
Sie uns jagend vorüberstob –
Ihr freilich glaubtet nur Rehe zu sehn.

Pfingstsonntag 1914

Fest des Sommers

Nackt in der Sonne Glanz
Spür ich des glühenden Gotts
Atem und heißen Hauch.
Lächeln die Gräser nicht,
Da er sie trunken tritt,
Taumelnd von Glut und Gesang?

Hoch ob dem stöhnenden Land
Wirft er auflachend den Leib
Steil in die schillernde Luft,
Und im Spiele den spähenden Blick
Neigt er erstaunt wie ein Kind
Auf die geöffnete Welt,
Die sich erharrend schmiegt,
Zittern in Gras und Baum.

Da umfängt ihn ihr Duft,
Und wie ein Schmetterling
Schwankend von Farbe und Licht,
Schwebt er langsam zu ihr.

Nackt in der Sonne Glanz
Spür ich des glühenden Gotts
Atem und heißen Hauch.

13. Juli 1914

Nachmittag an der Bzura

Vergessend des Kriegs und des wirbelnden Donners der Schlachten,
An blauendem, grünendem, golden erschimmerndem Tag –
Rings die Kameraden riefen und liefen und lachten –
Ritten wir nackt in den Fluß, der zu Füßen uns lag.

Warfen wir unsre in Kämpfen gekräfteten Leiber
Heiß in der zierlichen Wellen erschillernden Glanz,
Und der geschmeidigen Rosse geschmeidige Treiber
Stritten und jubelten, jagten und kämpften im Tanz.

Droben der Sonnengott ragte und freute sich dessen,
Jüngling er selbst, an der Jünglinge mutigem Spiel; –
Ruhend, verweilend aufatmeten wir, und indessen
Streichelt und trocknet sein Strahl, der uns sachte umfiel.

Müde von Fröhlichkeit, blitzend auf blitzendem Pferde,
Rege die Glieder und blank der spielende Blick,
Über die glühende, blühende, grünende Erde
Ritten wir ruhigen Trabs zu den Häusern zurück.

9. Juni 1915

Weihnachten 1915

Zum ersten Mal, seit ich die Waffen nahm,
Hat mich die Sehnsucht sonderbar betroffen,
Verhaltner Wehmut steht die Seele offen,
Verhaltner Trauer, die heimtückisch kam.

Ich weiß es nicht, wie seltsam michs befällt,
Das ist nicht Furcht noch Feigheit, die mich bindet:
So ferne liegt der Heimat Haus, es findet
Mein Aug' nicht hin, ihm ist der Weg verstellt.

Und darum traure ich an diesem Tag,
Der sonst in Jubel, Lust und Jauchzen tönte.
O Weihnachtsabend, der das Jahr verschönte!
Heut weiß ich nicht, was es mir bringen mag.

Wie seid ihr fern, o Eltern, die ich liebe,
Auch euch wird dieser Abend trauerschwer,
Doch ists mir fast, als käm ein Grüßen her,
Beglückend Zeichen unsrer ewgen Liebe.

So sei denn unsere Liebe stark und stet,
Durchdauernd künftgen Jahres schwere Tage,
Hoffnung ist hell und überglüht die Klage,
Hoffnung und Liebe, die zusammensteht.

Erinnerung an Dresden

Rot leuchten die Kastanien, lila Flieder
Schäumt in Kaskaden aus dem Grünen nieder,
Füllt die Alleen mit dem süßten Duft.

Und sieh, die Kirche Unserer Lieben Frauen
Schwillt als ein Lobgesang zur dunkelblauen,
Fest und gerundet zur durchsonnten Luft.

Palast und Tempel will im Tanz sich regen,
Des Mozart Lied ist hier der schönste Segen,
Nun quillt es Liebe, jeder ist beglückt.

So soll auch uns die trübe Trauer schwinden,
Sie weiß zu rasch nur sich zurückzufinden,
Doch heute lockt das Leben neu entzückt.

28. Mai 1917

Dies ist bestimmt

Genommen hast du mir, was du gegeben.
Wars auch nicht viel,
Mir schiens die Sonne im verhängten Leben,
Dir nur ein Spiel.

Nun geh, ich habe nichts von dir zu fodern,
Ich bleib allein.
Dies ist bestimmt: mir kämpfen und verlodern,
Dir glücklich sein.

1917

Widmung

Da tot die Mutter lag,
griff lind dein Arm
Und hält seit jenem Tag
mich fest und warm.

Du mir von Gott gesandt,
sei benedeit.
Ich traue deiner Hand
in Freud und Leid.

Nun ich bald fern im Feld,
du bleibst doch nah,
Fest mich und froh erhält,
daß ich dich sah.

Segen, der von dir kam,
der stehet stet,
Was auch das Leben nahm,
stark dein Gebet.

Schönstes verdank ich dir;
bin ich zurück,
Treu wie im Unglück mir,
bleib mir im Glück.

Denn nur im Glück erblüht,
weiß ichs doch gut,
Was in dir gärt und glüht,
dumpf in dir ruht.

Glück sei dir ganz beschert;
laß mich erflehn,
Dich, wenn ich heimgekehrt,
glücklich zu sehn.

Leben dann wacht, vom Schlaf
  tauig umsprüht,
Sieh: was dein Auge traf,
  duftet und blüht.

26. Januar 1918

Gottesdienst

Dir sei Gesetz, dich einem Gott zu geben
Und dem zu dienen deine Zeit,
Er formt dein ungefüges Leben,
Entrückt es der Vergänglichkeit.

Doch glaub du nicht, mit heißem Rufen,
Mit klagendem Gesange Ihn
Von Seiner Tempel reinen Stufen
Zu deiner Qual hinabzuziehn.

Denn es ist nicht Sein Amt, zu lindern
Wie eine Mutter klug und schlicht,
Nicht Sein, des Felsen Fall zu hindern,
Der dich Zerbrechlichen zerbricht.

Doch hast du Mut, dir selber ganz zu trauen,
Dann bleibt Enttäuschung ätzend dir erspart,
Und du wirst wirken, wachsen, endlich schauen
Vollkommenes Wunder: Seine Gegenwart.

Januar 1918

Eros und Psyche[64]

Fünf Szenen

*

Nach Motiven aus
Apuleius

Gebet zum Eingang

GOTT der Gesänge und der stolzen Lieder,
Der tönenden Gedichte und des Spieles
Auf schön geschwungener Leier: Unaufhörlich
Drängt sich mein Geist zu dir, und ohne Ende
Schlage ich flatternd die noch schwachen Flügel.

O laß mich nicht, da du mich nie verlassen,
Und gönne einmal deiner Augen Blinken,
Aus dem die Flammen wie Kometen brechen,
Und einmal mir, der lechzend sich verzehret,
Des Odems Kühlung, die von leichten Versen,
Glühenden Hymnen, düsteren Gebeten,
Von deiner Stimme süßberauschtem Klange
Entströmt und überquellend niederweht. –

Nun wart ich, Hochhinwandelnder, und schweige,
Bis deine Gunst hinab zu mir sich neige.

Es treten auf:

PAN
PSYCHE
DEMETER
EROS
HERMES
EUPHROSYNE
APHRODITE
SCHNITTER UND MÄDCHEN

Erste Szene

MORGEN

*

PAN, *später* PSYCHE.

PAN

(zur Schalmei):

Die Weiden umlispeln mich, und die Grillen
Lachen mit mir.
Schmetterlinge und freundliche Meisen, die ich beschütze,
Spielen mit mir.
Und alle kleinen entzückenden Götter, tanzend auf Mooren,
In Büschen und Wald,
Hasen und Rehe und scheue Kaninchen lagern zu Füßen
Dem Herrscher vom Wald.

PSYCHE:

Die Nymphe, deren Schilf den liebevollen
Träumenden Fluß bei jeder neuen Biegung
Neu überschattet, hob mich in die Arme
Und führte rettend, Pan, mich hin zu dir.
Du kennst das Rufen und Getön des Waldes,
Atmest in ihm, und wie die Menschen sagen,
Freuet es dich, mit leichtbeschwingten Vögeln,
Maiglöckchen, Veilchen und den goldenen Bienen
In heiterm Plaudern deinen Tag zu schließen. –
So wie ein Vogel ängstlich nah' ich mich,
Da ich doch Mensch bin und von Unglück schwer,
Vom langen Weinen müd: mir ist ein Falke,
Der edelste von allen (seine Klauen
Sind blinkendes Metall, des Schnabels Wucht

Knirscht zornig wie zu eigenem Zermalmen),
Plötzlich entschwunden. Schreiend stieg er auf,
Und seine Augen rollten. Kennst du nicht
Den Weg zu ihm? Sehr weiß ist sein Gefieder,
Nichts kann ihn fliehen, doch er lechzt nach Blut.
Vor wenig Wochen stieß er zu mir nieder
Und hat dann oftmals bei mir ausgeruht.

PAN:

Bachstelze du und kummervolle Meise,
Durch deren Trauer noch die Grazien fliegen,
Such nicht den Grenzenlosen, der entfloh
Und meines Waldes liebliche Gesänge,
Tänze der Elfen und Najaden störte.
Er kam, und seine Wut war, daß die Vögel
Vor Zittern starben, die Zypressen ächzend
Sich niederbogen und der grüne Efeu,
Daphnen umklammernd, lichterloh verbrannte.
Sein gellend Schreien riß uns mitten durch,
Warf uns entseelt zurück, und er, zerbeißend
Die weiße Brust, wich stöhnend zum Olymp,
Während die blutigen Federn niederstoben.
Nie schien er so entsetzlich. Sieh die Ziegen
Noch müde trotten und die Finken zage
Mich rings umflattern, denn auch ich bin erst
Durch frohe Lieder und den heiligen Duft
Der alten Eichen, den du um dich spürest,
Heiter geworden.

PSYCHE:

Vater du des Waldes,
Verzeihe meine Tat und laß mich sagen,
Daß ich sie nicht bereue. Die Minuten,
Nachdem die Neugier Sieg errungen, zitternd
Die Lampe ich erhob – o Pan, es dehnten,
Lässig gebreitet auf dem Lager ruhend,
Des Eros nackte Glieder. Seine Arme

Legten sich schön in des goldgelben Haares
Leuchtende Locken, und die breite Brust
Bewegte sich zum Gleichmaß tiefen Atems.
Die Biegung seines Leibes schien der Grazien
Herrlichstes Werk, die wohlgeformten Füße
Glitten vom Bette, ach, ich schaute kaum
Auf des Gesichts in anmutvoller Kraft
Gebaute Schönheit, denn des Leibes Maß
Umfing mein Blick, der alle Scheu vergaß.

PAN:

Und du verließt ihn, da die Angst dich trieb?

PSYCHE:

Nein, Göttlicher, er hielt mich, und ich blieb.
Dann aber, als er seine Wimpern hob
Und mich der Augen scharfe Flammen schnitten,
Sank ich auf beide Knie und harrte stumm:
Hoch in die Luft reckt' er den schlanken Leib,
Den seiner Arme starke Schwingen trugen,
Trat wenig noch den Boden wie zum Tanz
Und fuhr im Schweigen aufwärts, bis ich fern
Nur einen Falken schreiend ziehen sah,
Dem folg ich nach –

PAN:

O bleibe, schönes Kind,
Hör meiner Wälder Lachen, wenn Zephyr
Mit ihnen spottet, sieh der Rehe Spiele,
Der Schmetterlinge und der Elfen Scherz,
Nur wartend, daß du Herrin, du Gespiele,
Du Freundin seist bei Lust und kleinem Schmerz.

PSYCHE:

Ein jedes deiner Worte, großer Gott,
Ist mir Befehl, und gerne brächt ich dir,
Wie es sich ziemt, gebührende Geschenke.

Doch bei des Daphnis Liebe flehe ich
Und küsse deine Kniee: laß mich fort!
Und bei des Daphnis Liebe ruf ich dich,
Bei deiner Gunst für Vögel und Libellen,
Bei deiner Freundschaft, die noch keinen trog:
Weise mir Weg und Pfade, führ mich hin,
Wo der Olymp des Eros Schönheit decket!
Ich schreite ungefährdet; der Verliebten
Göttlich durchglühte Leiber, wie sie sagen,
Sind jenen droben heilig und gefeit
Vor allem Unheil.

PAN:

Wundersames Mädchen,
Als du mir nahtest, glaubt ich eine Meise
Mich ängstlich bitten hören, nun du gehst,
Erstaunt mein Auge und erstaunt mein Herz,
Da eine Göttin ihre Schritte wendet.
Ich will dich gern auf deinen Fahrten führen,
Hin über Berg und bröckelndes Gestein
Bis zu Demeters Sitz, und Mut zu fassen
Riet ich dir gern, wenn du ihn nicht besäßest.
Denn Regen wird dich nässen, deine Füße,
Die zierlicher als der Gazellen sind,
Ritzt mancher Dorn, dein weißer zarter Leib,
Im Dufte seltner Salben matt erschimmernd,
Wird braun von sonneheißem Tag, der Hände
Noch unversehrte Lieblichkeit, gewöhnt
An Dienerinnen und geschickte Sklaven,
Wird harte Arbeit tun; doch wenn du weinst,
Will ich nah bei dir sein, und wenn du müd bist,
Soll meiner Büsche Schatten, meiner Vögel
Freundlicher Sang dir Schlaf und Ruhe bringen.

So ziehe, Göttergleiche; deinen Wegen
Erglänze leuchtend der Olympier Segen.

Zweite Szene

VOR DEMETERS TEMPEL
MITTAG

*

PSYCHE
(allein):

Milde und mächtige Mutter,
Du Göttin des wogenden Goldes
Sommers in Ähren und Korn,
Lebendig aufkeimende Erde,
Lächelnd voll Gnade und Glück;
O wenn in der heiligen Hitze
Dich des reifenden Mittags
Die Strahlen der Sonne umflechten,
Glühst du in Blüte und Pracht,
Atmest im duftenden Feld.

Milde und mächtige Mutter,
Oft weinet voll Wehmut dein Auge
Um das entrissene Kind,
Und deine Brüste sind schwer.
Wenn an den herbstlichen Bäumen
Schon neue Triebe erquellen,
Hält dich Trübsal umfaßt.
Müd ruhst du in schweigender Kammer,
Traurige Tränen vergießend
Um dein entrissenes Kind.

Milde und mächtige Mutter,
Mutter in Lust du, Mutter in Pein,
Laß nun mir und laß meinem Kinde
Deinen Tempel ein Obdach sein.

Gib mir ein Lager nur,
Um es zu gebären,
Ein Kissen schenk mir nur,
Auf dem ich es betten kann,
Du wirst, o Göttin-Mutter, nichts begehren,
Als daß ich voller Dank dir opfern kann.

Vermag mir des Gebetes kecke Bitte
Der strengen Göttin Huld auch zu erflehn?
Bis hierher trug ich meine müden Schritte
Und weiß nun nicht, wohin mehr weitergehn.
(Sie entschläft.)

PSYCHE *schlafend.* SCHNITTER *und* MÄDCHEN.

ERSTER SCHNITTER:

Habt ihr die Garben? Bringt sie her!

ANDERE SCHNITTER:

Wir kommen.

ERSTES MÄDCHEN
(mit noch einem):

Schau hier die Fülle roten Mohns, den Pyrrha
Und ich gebrochen!

DRITTES MÄDCHEN:

Schau die blauen Blüten,
Die ich kaum trage!

ERSTER SCHNITTER:

Flechtet Kränze draus,
Und windet sie um Säulen und Gebälke.

ZWEITER SCHNITTER:

Vergeßt auch uns nicht!

ZWEITES MÄDCHEN:

Taten wir es je?

ZWEITER SCHNITTER:

O böse Schelmin, uns wohl nicht, doch mich.

ERSTER SCHNITTER:

Die Saat ist heuer trefflich aufgegangen,
Wir ernten doppelten Gewinn.

PRIESTERIN:

So preist
Und krönt die Herrin doppelt! Her die Blumen,
Reicht Kränze und Girlanden zum Altar!

DRITTES MÄDCHEN:

Ich sah noch grad, wie er mit Phyllis scherzte.

ZWEITES MÄDCHEN:

Darf er es nicht?

DRITTES MÄDCHEN:

Ich will ihm heftig zürnen
Und keinen Kuß mehr schenken.

ZWEITER SCHNITTER:

Auf wie lang?

DRITTER SCHNITTER:

Du weißts gewiß, daß Hermes so geredet
Und dem, der Psychen fände, sieben Küsse
Der Cyprischen versprach?

ZWEITES MÄDCHEN:

Vom Küssen sprecht ihr?
O pfui, davon zu sprechen und 's nicht tun!

ERSTER SCHNITTER:

Welch Mädchen an der Kiefer? Ihre Haltung
Ist einer Fürstin gleich, jedoch die Füße
Sind jämmerlich zerrissen.

VIERTER SCHNITTER:

Seht nur dort!

ERSTES MÄDCHEN:

O wie sie reizend ist! Welch schöne Träume
Mag sie erleben, da sie so beseligt
Und friedlich schlummert!

DRITTER SCHNITTER:

Schau ich recht? Komm her!
Dies ist das Armband, welches Aphrodite
Als Zeichen angab. – Still, nur still, daß jene
Uns nicht den Preis entwenden!

ERSTER SCHNITTER:

Frevles Tun
Ists, das ihr treibt, und schändet unser Fest.
Nehmt eure Hand davon!

DRITTER SCHNITTER:

Laß ihn doch reden!

VIERTER SCHNITTER:

Nein, er spricht wahr. Zurück! möcht ich doch lieber
Von diesem Purpurmunde einen Kuß
Als sieben von der Göttin.

(Ab in den Tempel.)

DRITTER SCHNITTER:

Träume immer
Und gönne mir den Lohn!

ERSTES MÄDCHEN:

Hört, Schwestern, höret,
Dort schlummert Psyche, und an Aphroditen,
Die wild nach deren Blut ist wie ein Geier,
Wird jener sie verkaufen.

DRITTES MÄDCHEN:

Pfui, du Bube!
Ich schenk ihr meinen Kranz.

DRITTER SCHNITTER:

Willst du mich stören?
(stößt sie fort)
Nun rasch die Bande!

STIMME AUS DEM TEMPEL:

Rühre sie nicht an!

DIE MÄDCHEN:

Heil unsrer Göttin!

DRITTER SCHNITTER:

Weh, sie blendet mich!
(Ab.)

CHOR DER MÄDCHEN:

Herrliche du,
Mütterlich-hehre,
Komm, wir erwarten dich!
Laß uns erglühen,
Laß Früchte uns tragen,
Reifende schwere,
Komm, wir ersehnen dich!

Hilf du auch jener
Mütterlich-schönen,
Die du bewahret hast!
Laß zum Geliebten
Wie Vögel sie fliegen,
Wir dann versöhnen
Im Spiel Aphroditen!

Komm, wir ersehnen dich!
Herrliche du!

Demeter schreitet aus dem Tempel.

DEMETER:

Dein Bitten scholl mit jenem dieser Mädchen
Vereint zu meinem Throne. Wache auf
Und sprich zu mir, wie man zur Mutter redet!
Denn als der Duft der ersten Sommerblumen
Erfreulich zu mir schwebte, trug er mit
Auf leichten Flügeln eure Bittgebete,
Die wie der Westwind waren. Wache auf
Und künde deine Schmerzen!

PSYCHE:

Ists die Sonne?
Es war den Schlaf durch all mein Traum vom Tod,
Der vor mich tretend wie ein edler Greis
Weisheit und Trost im schönen Auge barg.
Sehr groß, sehr gütig schien mir sein Begehren,
Und also glaubt ich mein Gebet erfüllt,
Da sich der Pfad zu deiner traurigen Tochter
Hinunterlenkte, doch mit eins erklang
Ein Ton von fern und wie das Echo drauf
Ein Schlag in meinem Schoß, – der Traum entwich,
Von dir, Demeter, von dem Kind vertrieben,
Und rein und heilig nun erheb ich mich.

DEMETER:

Hat dir Athene ihres Angesichtes
Maßvolle Kraft und ihrer schönen Lippen
Anmutigen Trotz verliehn, da du erhaben,
Fast eine Göttin, Psyche, vor mir stehst?
Noch eben schrittst du zage, wie mir schien,
Und einem Mädchen ähnelnd, ängstlich gar
Im Bittgebet zu meinem goldenen Thron,
Jetzt ragst du stolz und groß vor mir.

PSYCHE:

Dein Spott,
O königliche Göttin, der mich tief

Im Innersten verwundet, möge nie
In Zorn sich kehren, und dein Hohn erbarme
Sich meiner, ohne mich noch mehr zu kränken. –
Du tratst in Freundschaft hin zu mir, und fragend
Verlangtest du mein Leiden ganz zu kennen.
So wisse denn, daß ich den Eros liebe,
Der mich geliebt hat, mir ein Kind geschenkt,
Das ich noch trage, und mich dann verließ,
Dem Falken gleich aufschreiend überm Walde.
Wenn ich nun hiervon dir zu sprechen wage,
So sei es nur, damit du dich mir neigst
Und (ob ichs kaum auch glaube) mich emporführst. –
Oft schaue ich wie eine Wolke, wandelnd
Hin vor dem blau erglühten Rund des Himmels,
Eros im Traume, und ich beuge mich,
Wie sich vor einem Gott zu beugen ziemet.
Bald wieder fühl in angstdurchwehten Nächten
Ich ihn mir nah, und manchmal fällt mein Blick
Von ungefähr auf einen hingeknieten
Herrlichen Mann, der meine Hände küßt
Und sie, wie Segen flehend, auf die reichen
Hellgoldnen Locken seines Haares drücket.
(Dies nur im Traum, da ich ihn nie mehr sah.)
Doch dann erglüh ich, mehr als wenn er scherzend,
Voll Schmeichelei die Lippen, auf der Wiese
Im Duft des überschattenden Jasmin
Sich nieder zu mir legt. – Dein Blick, Demeter,
Scheint mich zu fragen, ob dies alles sei?
O, wenn mein lodernd Herz sich ganz zu ihm
Hinauf geträumet, wenn kein Blatt mehr fällt,
Das nicht zum Gotte strebte, seinen Atem
Und seines Trittes Takt mir widerspiegelt,
Wenn diese Glut nun so das All durchwoben
Und in dem Schweigen, das mich starr bedeckt,
Einzig des Kindes Herzschlag mich erschreckt,
Dann ist mir Eros selber ganz entstoben,
Der vollen Liebe Sehnsucht aber wendet

Sich auf mein Kind, und das Begehren endet. –
Doch wieder, wenn in zärtlichem Verlangen
Winzige Händchen ich und Füße träume,
Die kleinen Fingermale, die sich bald
An meine Brüste klammern (wie ichs oft
Entzückt betrachtet bei des Waldes Tieren,
Die ihre Zicklein säugen), wenn sich dies
Und mehr des Glückes noch der ersten Jahre
Vor meine Augen stellt, da ist mir plötzlich
Des Eros Antlitz nah, und beim Verfließen
Doppelter Liebe, die mich nun erfaßt,
Erschimmert voller einer jeden Glast,
So wie zwei Flammen, die im Aufwärtsschießen
Zu einem Leuchten ineinandersprießen.

DEMETER:

Als dein gelassener Stolz zuerst erschienen,
Geliebtes Mädchen, hielt ich dich sogleich
Der Hilfe würdig, nun da deine Worte,
Sie zwar nicht nennend, Aphroditen mir
(Wie eine Schwester, die ich hassen sollte
Und nimmer missen kann) zum Staunen zeigen,
Gebieten Dank und Freundschaft, dich zu leiten. –
Doch ob ich stets dir meine Gunst auch schenke
(Vergiß es niemals), muß dein Auge spähend
Und wach sich dennoch halten; glaub, sie rast,
Die blutgeborene Göttin (dunkler Purpur
Schien Zyperns Wasser, als sie schrecklich aufstieg
Und die empörten Wogen ihre Stirn
Wie wilde Rosse an den Felsen brachen),
Wenn sie dich fängt, so flehe alle Götter
Und alle Bäume, alle Tiere an,
Denn deinen Tod nur sinnt sie.

PSYCHE:

Gnadenreiche,
Wie gerne will ich Pein und Mühsal dulden,

Da jeden neuen Morgen ich erneut
Des Eros Atem in dem meinen spüre
Und stetig hoffe, daß ich ihn erblicke. -
Doch dir nun dank ich. Halte deine Hände,
O Mutter du, auf meinen schwangeren Schoß,
Daß er, gereift durch deinen heiligen Segen,
Wie Ackerboden sei nach frischem Regen.

Dritte Szene

NACHMITTAG

*

EROS. HERMES.

EROS:

Du wühlst mein Herz bis in die Tiefen auf,
Daß Erde hochsteigt, alle Wasser trübend,
Ich zittre deinem Wort entgegen, Freund.

HERMES:

Wie gern würd, Eros, deine Angst ich lösen,
Könnte Apoll, den nimmermehr betrügenden,
Mildtätig lügend, ich Betrüger schelten.
Doch er, den selbst wir Göttlichen verehren,
Der Gott in Delphi gab mir den Bescheid:
„An jedem Ufer des Acheron sehe
Ich Psyche doppelt. Aphrodite lacht,
Und Eros hebt voll Dank zu ihr die Arme.“

EROS:

Hast du dem Wort, das dunkler denn des stygischen
Gewässers Schwärze, nichts hinzuzufügen?

HERMES:

Ich suchte im Gefild der Nacht und fand –

EROS:

Noch ärgern Wahnwitz?

HERMES:

Helle und Erklärung.

EROS:

Du plaudertest, ich weiß, mit Euphrosyne.

HERMES:

Die alles auftat.

EROS:

Wahrlich reine Quelle!
Geschwätzigen Mädchens Mund, der unterm Küssen
So recht geschickt zum Deuten der Orakel.

HERMES:

Du willst nicht hören?

EROS:

Aphroditen ward
Von Zeus verboten, daß sie Psychen morde.

HERMES:

Wie ebenso der Pythia Ausspruch kündet.

EROS:

Die Unterwelt?

HERMES:

Wird hin und her durchschritten.

EROS:

Befohlen von der Mutter?

HERMES:

Böse List
Ersann die Göttin: Eigne Schuld verwirke
Den Tod des Mädchens –

EROS:

Sprich geschwind, ich lausche!

HERMES:

Die Königin von Paphos, Aphrodite,
In ungestillter Wut ob des Mißlingens
Zweier Versuche durch der Tiere Hilfe,
Brütet den schrecklichsten, denn Schritt um Schritt
Ihr Fallen stellend, wird sie dein schönäugiges
Geliebtes Mädchen, wie sie sagt, um Schönheit
Zum Hades senden, doch in Wahrheit liegt
Ein ewiger Schlaf (ihn löst nur Aphrodite)
Im Grund des Kruges, den sie trägt, verborgen.

EROS:

Ich kenn den Trug. Mein schöner Freund, o sieh,
Noch schwärt und schmerzt der Wunde Brand, noch kann ich
Nicht helfen, wärs auch über Maßen schön,
Du drum wirst stützen, du geleiten, du
Den Weg ihr weisen, sie am Straucheln hindern,
Ratend und rettend um sie sein, du wirst,
Mein schöner Freund, Mitbruder meiner Seele
(Nur dir vertrau ich), sie zum Tage führen,
Mit mir vereinen; nimm die Pfeile, nimm,
Triff Euphrosyne, die du liebst, ich will
(Wie gern) dir alle schenken, nimm den Schild
Zum Prunk in reinem Gold, auch hier den Helm
Mit wirrem Schopf von der Gorgone Haaren
Und meinen Dolchgriff aus Saphir und Smalt,
Was du begehrst. – Dein starres Schweigen schnürt
Die Luft mir ab. Verweigerst du mein Flehen?

HERMES:

Wär ich der Macht, die du, mein sonst so ruhiger,
Jetzt sehr erregter Freund, mir zugeteilt,
Selbst ganz gewiß gewesen, hätt ich gleich
Ein Ja gerufen, Öl den hohen Wogen.
Doch meine Kraft ist einzig ein Geleiten
Auf richtigem Pfad, ist einzig ein Ermahnen

Vor dem, das droht; es bleibet ihre Pflicht,
Sicheren Ganges mir vorauszuschreiten,
Behutsam stet und stet im Gleichgewicht.

EROS:

Du forderst nichts, was sie nicht leicht erfüllt.

HERMES:

Könnte ich fordern, was sie nicht erfüllte?

EROS:

Ich spotte deines Spottes, selbst die Fehler
(Ich geb sie zu) sind mir in ihrem Antlitz
Lieblicher rückgespiegelt, und wie auch
Auf weißem Pergament die schöngemalten,
Prunkvollen rot und goldenen Arabesken
Zuerst des Wortes Würde wirrend, dann
Mit allem Glanz es duftig überschütten,
So scheinen Neugier, scheinen Eitelkeit
Und leichter Trotz vielleicht zu Anfang störend,
Sogleich jedoch voll Anmut und so reizend
Im Spiele heiter sich um sie zu schlingen,
Daß jeder lächelt, keiner tadeln mag.

HERMES:

Ja, ich selbst lächle, wenn sie, wie grad jetzt,
Im weichen Glanz nachmittäglicher Sonne
Leicht Schlummer hielt, dann aufwacht und fast zögernd
Den Leib anschaut, sich seiner Schönheit freuend,
Doch ihrer Augen Schimmer uns verrät,
Daß sie von dir nur ihn bewundert wünsche.

EROS:

Du sprichst so liebenswerte Worte aus,
Daß mir der Schmerz vom Hören schon ermattet,
Jedoch ich darbte lang und fordre mehr.

Erzähl von ihr! Nicht wahr, die Schönheit leuchtet
Aus der umbrauten Augen Glut, der Geist,
Wie stets des Leibs Veränderung willig folgend,
Ward reif und stolz des mütterlichen Mädchens,
Mit aller süßen Ahnung schwer erfüllt?
Obwohl ichs fühle, möchte gern ichs hören
Und werde glücklich sein, wenn du sie preist.

HERMES:

Ich sah sie nicht zuvor; doch war sie schüchtern,
Den Nymphen gleichend biegsam, anmutvoll
Wie die Chariten und verliebt, du würdest
Sie nie erkennen. Ihrer Augen Schein
Ist hehr wie einer jungen Königin,
Demantbesterneter Rubin der Mund,
Wenn er sich lächelnd öffnet, und der schöne
Gemessene Schritt huldvolle Majestät,
Gelassene Würde und beglückte Gnade.

EROS:

So ahnte ich es, seit zuerst ich dunkel
Vor ihr stand und sie, mich am Atem spürend,
Erglühend mit entzückendster Gebärde
Den Leib zurückbog, – göttlicher, als je
Die goldgeschmückte Mutter Gott gewesen.

HERMES:

Dein Blick, der ungehindert Mauern bricht
Und betend ruht vor jeder Geste Psychens,
Erkennt nur mit Ergrimmen Aphroditen,
Doch glaube mir, ein Wahnbild irret sie,
Und in ihr Herz, das einst der Muschel glich,
Die man ans Ohr hält und aus der von fern
Die große See zurückzutönen scheinet,
Brach eines Nachts des Meeres Wut hinein,
Der alten Mutter, wogenüberströmend,
Klatscht nun gischtschnaubend hoch an Fels und Riff.

EROS:

Mag sein, mein Freund.

HERMES:

Du denkst nur Psychen?

EROS:

Ja.

Seeüber und durchs Land quillt jetzt die Liebe,
Das All umspülend, nichts ist außer ihr,
Mistel bekränzt die Locken, und umarmend
Vereint sie mich mit Berg und Fluß und Tier. –
Dann anders wieder, doch vom gleichen Drange:
Denk, ein gefangener junger Sklave kniet
Schamvoll vor seiner schönen Herrin, dennoch
Besiegt die Liebe fast die heiße Scham.
Zugleich entzückt und peinigt solch Gedanke
Und die Vergleichung mit dem eignen Los,
In der ich mich zu weiden liebe. Später,
Hab ichs verwunden, träum ich mich im Tau
Neben dem Mädchen sitzend. – Spiel erscheint
(Dein Auge sagt es) all die Lust, o harre,
Ob meines Glückes höchste Glut dich trifft.
Wie eine schwere Regenwolke, hangend
Eintönig bleiern am Zenit des Himmels,
Die plötzlich sehnsuchtsvoll aus ihrer Fülle
In dicken Tropfen zu der trockenen Erde,
Die unten dürstet, öffnend niederschüttet,
Ist meine Liebe, wie der Eisenpflug,
Der, lechzend nach des Bodens brauner Scholle,
Gierig sie aufreißt, und wie Meer und Land,
Die Kuß um Kuß beim Flutenschwellen tauschen.
Das ist sie stets: ein ungeheuerer Strand,
An dem zwei Wogen ineinanderrauschen
Und so in eine sich zusammenschlingen,
In einen Fluß, den trennt nicht Schnitt noch Wand,
Daß sie wie Sturm hin durch die Himmel klingen,
Zum selben Tone einend See und Land.

EUPHROSYNE:

Ich wollte euch nicht stören, schöne Knaben,
Doch Aphroditens Wort ist bös und herrisch,
Daß wir wie Ostwind fliegen, wenn sie winkt.

EROS:

Wozu trieb ihre Wut dich her?

EUPHROSYNE:

Sie fordert
Den Hermes vor sich, doch ich kann nicht wissen,
Wie oft schon launisch ja mit nein sie tauschte.

HERMES:

Sinnt sie auf neuen Plan?

EUPHROSYNE:

Dies doppelt grade
Die Raserei, daß sie noch nichts gefunden.

EROS:

Apollon log?

HERMES:

Dein Sinn wird irr! Hör, Kind,
Der Delphische sah Psychen am Acheron.

EUPHROSYNE:

Tot oder lebend?

EROS:

Dies, wenn ihr sie schützt.

HERMES:

So höre! Da es nimmer abzuwenden,
Wirst du's der Göttin raten –

EROS:

O ich schäume
Wie Stier im Joche, doch was nützt mein Wort?

HERMES:

Ich wußte nicht, daß du ein Kind geblieben
Mit siebzehn Wintern.

EUPHROSYNE:

Schilt ihn nicht, den zwiefach
Vom Schmerz Durchstochenen!

HERMES:

Liebliche Charite,
Vergönnst du, daß ich rede? Wenn von dir
Der Plan ausgeht, wird auch die Göttin dulden,
Daß du ihn formst, daß du die Fallen legst,
Die ich dir nenne –

EUPHROSYNE:

Ich verstehe, Freund.
Doch eines sage: Bis zum Grund der Trauer
Soll Aphrodite niederstürzen?

HERMES:

Nein!
Denn Zeus' Beschlüsse sind uns allen heilig. -
Ist sie nicht reich an Anmut? So für dich
Wie für die Herrin voller Sorge?

EROS:

Wahrlich,
Ich wills dir zugestehen. Ruhig bin ich
Durch eure Hilfe.

HERMES:

Sei es nicht!

EROS:

Was fehlt?

HERMES:

Du einzig Freund! Wie hungernd darbe ich,
Bis ich dich wieder in den Lüften sehe
Und speerhinschleudernd im Gewühl der Schlacht.

EROS:

O wärest du vor Hunger sterbenssiech,
Ich wollte köstlichste Erquickung spenden,
Denn meine Wunde ist verharscht, o glaube,
Und meine Arme brechen diese Stangen,
Wann Psyche einst, wie Morgenröte, langsam,
Mit wenig Tropfen noch an Haar und Hüfte,
Dem Hades sich enthebt: Sie soll mich finden,
Waffenumklirret, mit dem Helm im Haar,
Berauscht vom Sieg in Schlachtendampf und Spiel,
So falkenäugig, wie ich ehmals war,
So liebeglühend, wie ich einst gefiel.
Die Haare flattern im erwünschten Wüten
Des hellen Sturms, durch den mein Sehnen drängt;
Bald bin ich ihr wie Duft von tausend Blüten,
Bald wie ein Blitz, der höchste Wipfel senkt.
Und ihr, auf deren Hilfe ich vertraue,
Verwehret nicht, mir eure Kraft zu leihn.
Sie trägt den Sieg; indes ich trachtend schaue,
Trifft unvermutet schönste Botschaft ein.

Vierte Szene

ABEND

*

APHRODITE *ruhend, von Gefolge umgeben.*
EUPHROSYNE.

APHRODITE:
Nun, wo bleibt euer Rat, die Vögel nicht nur,
Ameisen selbst und Bäume drängen sich
Vor Psychens kleine Füße und sind glücklich,
Wenn sie nur helfen dürfen. O der Schmach!

EUPHROSYNE:
Wenn du mir, Herrin, noch vergönnst zu reden,
So weiß ich eines, das den Schmerz dir lindre.

APHRODITE:
Ists Spott, so schweige, ists ein Rat, so sprich!

EUPHROSYNE:
Nichts scheu ich ängstlicher, als deiner spotten –

APHRODITE:
Könnt ich es glauben, doch nun fordr' ich mehr.

EUPHROSYNE:
Was ich auch ganz dir zu erfüllen hoffe. –
Du sahst die Tiere, wie sie gern ihr beistehn,
Und sahst die Götter, freundlich hilfsbereite.
Vermöchte Psyche nicht sich selbst zu fällen
Durch eigne Hand, wenn du den Sinn ihr wirrest?

APHRODITE:
Kühlt mir die Luft, ich lache, doch sprich weiter!

EUPHROSYNE:

Du weißt wohl, Herrin, daß es Neugier war,
Des Mädchens heiße Neugier und nicht Angst
Vor einem Drachen, den die Schwestern malten,
Die Eros sie zu sehen zwang.

APHRODITE:

Ich weiß. –
Schläfrige Burschen, ist die Luft doch schwüler
Als Sommermittag, und der Fächer Federn
Stehn steif wie Lanzen. Wedelt!

EUPHROSYNE:

Und du hörtest,
Daß nichts sie mehr geschmerzt denn ihres Körpers
Nur mählich sich verheilende Gebresten,
Da sie, als ihres Kindes Tempel ihn
Sehr heilig haltend, noch – auf andres hofft.

APHRODITE:

O sprichs doch aus! Gar mancher hoffte schon,
Nicht nur dies Kind, und mancher ward betrogen.
Doch schauet, wie der Abend silbrig jetzt
Und langsam zu des Meeres Schimmer gleitet,
Woge auf Woge rollt beruhigt ans Land,
Schmal ist des Mondes goldene Spange. – Schweigst du?

EUPHROSYNE:

Voll Neugier nun, voll jener Eitelkeit,
Die Liebe lieblicher und Anmut noch
Anmutiger macht –

APHRODITE:

Wie, unverschämte Magd,
Die ganz Verhaßte wagst du mir zu loben?
Fort! – Bleibe doch, hab ich es dir erlaubt,
Mich zu verlassen?

EUPHROSYNE:

Herrin, wie mir schien,
Befahlst du's eben –

APHRODITE:

O was ihr mich quält
Und jedes Wort, wie Krämer schmutziges Geld,
Mir nachzurechnen eifert. – Stör mich nicht,
Ich kenn dich ganz, euch alle ganz, ich weiß,
Daß ihr verliebt in diesen Jungen seid,
Der wohl mein Sohn ist und den ich noch eben
An meiner Brust hielt, – wieder die Gesichter,
Griesgram und Weinen! Hielt ich euch doch früher
Für Tänzerinnen. Jetzund sorgt ihr nichts
Als rechnen, zählen, heute nun die Jahre,
Die mir der Bube lebt. Vergebene Müh,
Schont eures Eifers! Mein Gedächtnis ist
Noch nicht erstorben, und ich möchte jeden
Der frohen Tage nennen jener Zeiten,
Da ich allein im Tempel. – Helft, mir schwindelt
Vor aller Wut –

EUPHROSYNE:

O schnell, Aglaia, eile,
Bring süßen Chierwein, der Herrin Lächeln
Ist ganz erstarrt.

APHRODITE:

Mein Lächeln? Kind, du hörtest
Wohl Dichter von mir singen, die so gern
Die jetzt blutleeren Lippen mit den Rosen
Der Gärten Laurins und die fahlen Wangen
Mit abendrotem Alpenschnee vergleichen?

EUPHROSYNE:

Wir brauchen Dichter nicht, wenn wir dich sehen.

APHRODITE:

Du fandest keine andere Zeit zum Schmeicheln?
Ich will euch lehren, daß der Sappho Name,
Daß jener Dunkeläugigen düstere Lieder
Wie Flötenklang und schluchzende Schalmei
Verliebter Serenaden gegen meine.
Wenn je die Felsen Lesbos' von den Klängen
Der zehnten Muse dröhnen, soll bei meinem
Schluchzenden Aufschrei zuckend sich die Welt
In Qualen winden und getroffen sterben.

EUPHROSYNE:

Entsühne ihren Geist und hilf, Apollon!
Reich' du den Wein ihr!

APHRODITE:

Gib ihn! Seht, der Abend
Ist schon gesunken. Eine Decke, Bursch,
Mich fröstelt, – wie des Leoparden Fell
Doch weich sich anfühlt. – Küsse meine Hand
Zum Lohn der Mühe. – Schön, daß noch ein Knabe
Sie gerne küßt, nicht wahr? – Ihr geht nun alle,
Du bleibe, Euphrosyne!

EUPHROSYNE:

Herrin, gern.

APHRODITE:

Fülle die Schale neu! Ich tat dir weh,
War es nicht so, mein Kind?

EUPHROSYNE:

Nein, Herrin, nein.
Tut mir noch mehr weh, wenn es Euch gefällt.

APHRODITE:

Ich möchte nicht, Geliebte, doch ich muß.
Komm, setz dich zu mir! Wie du Ruhe lächelst
Von deinem warmen Munde! Höre du.

EUPHROSYNE:

Ich lausche Euch. O blicket nicht so streng!

APHRODITE:

Laß mich! doch höre, wenn ich jetzt noch einmal,
Wie ich vordem tat, mich so ganz vergesse,
Dann sei mir nah und halte mich zurück.
Nun rufe Psyche!

EUPHROSYNE:

Herrin!

APHRODITE:

Hörtest du?

APHRODITE *allein*, *gleich darauf* EUPHROSYNE *mit* PSYCHE.

PSYCHE:

Auch ohne deinen Ruf wär ich gekommen
Und drum mit ihm. Was ists, das du begehrst?

APHRODITE:

Ich bin gewohnt, daß man das Fragen mir
Erwartend überläßt und schweigend harret,
Bis ich zu reden wünsche.

PSYCHE:

Die Ermahnung
Mag Kindern nütze sein.

APHRODITE:

Sie will mich zwingen.
Bleib, Euphrosyne! Mädchen, ich beschloß
Den Eros zu verbannen.

PSYCHE:

Auch das Meer
In Stahl zu schließen? Du erschreckst mich nicht.

APHRODITE:

Reich' Wein! Ich werde deinen Hochmut zähmen,
Daß er auf Knieen liegt.

PSYCHE:

Und Eros ihn
Mit starken Armen über sich emporhebt.

APHRODITE:

O ich Ohnmächtige; quäle mich nicht länger,
Entsetzliche du, die mich ganz verdirbt.
Ists nicht genug, daß du mein Reich mir stahlst
Und wenn ein andres Mädchen Ballspiel treibt
Mit den Gespielen, ohne dich zu mühn
Mir meine Tempel leertest, nicht genug,
Daß du den Sohn mir fortnahmst, die Befehle,
Die gegen dich gerichtet, lächelnd umstießt
Und schließlich jene Götter des Olymps
Samt allen Wesen, die die Erde trägt,
Vereinst zu deinem Schutze? Mußtest du
Dann noch im eigenen Haus mich höhnen, Spott
Gegen mich schleudern und mein armes Herz,
Das schon beim Ton der gleichgewellten See
Wie bei der Mutter Lauten sacht verebbte,
Mit Pfeil und Speer und giftigem Dolch zerschneiden?
O laß mich, laß mich! Soll ich mich denn ganz
Vor dir erniedern? Steh doch nicht so stolz!
Was stierst du so hinüber? Mich befällts,
Ah, ich ersticke. Halte mich ein wenig,
Hilf, Euphrosyne!

EUPHROSYNE:

Willst du dich denn nicht
Mit ihr versöhnen?

APHRODITE:

Stütze mich, mein Kind,
Daß ichs ertrage! Psyche, du vernahmst?

PSYCHE:

Ich vernahm es, o Göttin, ungläubigen Ohres
Und zittre dran denkend.
Du wolltest mein Kind hegen im Hause

Und wolltest (o reiche
Vorher mir deine ringegeschmückte
Hand, daß in meiner sie ruhe zum Schwure),
Wolltest dem Eros mich gönnen?

APHRODITE:

Schwer ist es,
Freundlich ratende Euphrosyne,
Und es knirscht mein Herz in den tausend
Ächzenden Schmerzen,
Wie die Bohlen sich eines Schiffes,
Fauchet der Sturm rings,
Biegen lang und schreiend sich dehnen,
Bis sie zerbersten.

PSYCHE:

Kann ichs erleichtern?
Wenn die Menschen sagen, ich glich dir,
Will ichs bestreiten.

APHRODITE:

O Unselige, daß das verderbliche
Wort du gesprochen!
Wehe, weh mir, nun ist zerschnitten
Alles Versöhnen!
Zeus allmächtger, komm wie der Schneefall
Flockend zur Erde,
Schenke Rache mir, deiner Tochter,
Blutige Rache
An dem Kind, das wieder und wieder
Meiner nur spottet. –
Doch daß mildvoll je ich vergessen
Aller der Schmähung,
Du wie andre mich auch berückt hast,
Schlimme Sirene,
Treffe Fluch drum, treffe Verderben
Dich und die Deinen.

PSYCHE:

Wie Erinnyen oder Harpyen
Fürchterlich drohst du.
Doch es schützt mich Zeus der Gewaltige,
Schützt mich Demeter;
Und wenn flockend nieder wie Schneefall
Zeus sich dir neiget,
Werden Blitze zischend verprasseln,
Nimmer mich treffen. –
Hoch die Hände heb ich nun betend:
Gib mir, Allmächtiger,
Ewigumsternter,
Ruhend im heiligen Schweigen der Nächte,
Wachend am Mittag,
Gib mir Erfüllung
Aller der Wünsche,
Schütze mein Kind und geleite mich strahlend
Wie nach Triumph über Parther und Perser
Hin zum Geliebten! –

(Ab.)

APHRODITE. DIE DREI GRAZIEN.

APHRODITE:

Arm und wehvoll läßt sie mich liegen,
Tröstet mich, Mädchen!
Hoffet mit mir, daß nur noch einmal
(Wenn auch zum Schlusse,
Was sie sehnt, der Waltende spendet),
Einmal er mir doch
Lust und Sieg verliehe und schenkte,
Meine Kraft dem Kinde zu zeigen,
Daß sie mich anruft
Und ich dann wieder,
Perlenumleuchtet im Schatten der Tempel
Weihrauch und Huldigung atmend, entschlummere.

Fünfte Szene

MORGENDÄMMER

*

EROS
(allein):

Zeus,
Über den Landen du,
Über den Wassern Gebietender,
Betend klimm ich zu dir,
Wenn auch ein Gott
Selber ich bin.
Denn es lügen die Sterblichen,
Daß wir allmächtig sind:
Vater, du einzig
Lenkest und leitest mit wägendem Wissen
All unsre Pfade. –

Ob den brüllend niederprasselnden Donnern des Himmels
Und die weithin erblaute Helle friedlichen Äthers,
Mächtiger Herrscher,
Du, des Lächeln Blumen niedergestreut auf die Erde,
Wie beim Schritte der zarten Phersephassa Narzissen
Hades erblühn ließ,
Du, des Winken Meeren Ruhe erteilt und den Winden,
Dessen Antlitz ich noch nie ohne Zittern betrachtet,
Schenke Gewährung!

Zeus,
Es war erwacht meine Lust,
Und es riefen mich jubelnde Tuben,
Daß die Gitter, die haltenden, brachen
Und ich hinaufstieß in die Lüfte,

Wo mich Hermes, der freundliche, aufnahm,
Niedergeleitete. –
Doch wie ich zitternd nun mich herabwarf,
Vater allmächtiger,
Lag auf dem Anger, umgeben von Lilien,
Rings Hyazinthen und purpurne Tulpen,
Psyche entschlafen.

Zeus,
Niedergeschmettert lieg ich, und einzig
Kann mich die grausame cyprische Mutter,
Lösend den Schlummer, wieder erretten.
Doch es schwinden mir alle Worte,
Und es ringt die Seele nach Atem,
Keucht und versagt fast.
O du Unendlicher,
Nichts bleibt zu flehen
Denn nur dies eine,
Kaum kann ichs sprechen:

Sage der wilden, ihr, Aphroditen,
Vater im Himmel, daß sie Erbarmen hat,
Sag, ich will knieen,
Sag, ich will leiden,
Sage der wilden, o sags Aphroditen,
Vater im Himmel, daß sie Erbarmen hat.

Weh, noch hör ich nicht deine Stimme,
Weh, noch fühl ich nicht deinen Atem:
Soll ich vergehen?
Wohl ob Mücken, wohl über Gräser
Lächelt dein Auge,
Doch den ehemals innig Geliebten
Willst du, kaum die Brauen nur runzelnd,
Ewig verdammen?

Oder darf ich, dich zu umfangen,
Kinn und Kniee flehend zu rühren,

Höher aufschweben? –
Leichter Wind erfüllt deinen Willen,
Und ich vertraue gern seinem Fittich,
Der mich hoffnungschwellend zu dir trägt,
Sterneversammelnder.

(Er entschwebt.)

APHRODITE. PSYCHE.

PSYCHE:

Du wecktest mich? Ich weiß nicht, wer du bist,
Noch hängen Schleier über meinen Augen
Von diesem Schlaf, – war er nicht fast ein Tod? –
Die Nacht hob ihren Fittich so ganz langsam,
Breitet' ihn dann sehr nah auf mein erschauerndes
Gesicht, – ich war berühret und gestreift
Vom weichen Flaum, es düsterte voll Pein
Der großen Stille dumpfer dunkler Ton.
Einst weckte mich ein Gott und mich mein Kind,
Jetzt Kind und Mensch, noch ahn ich nicht, wozu,
Nicht wer es war, mitleidenvolle Fremde?

APHRODITE:

Du kanntest mich.

PSYCHE:

Ein sonderbar Erinnern
Wächst auf in mir an altvergessene Leiden,
Doch meine Wimpern sind von Schleiern schwer.

APHRODITE:

Ich will sie trennen. Lenke aus den Lidern
Nun den Smaragd des Augs auf meine Stirn,
Und nur Frohlocken folge deinem Blick!

PSYCHE:

Weh, Aphrodite!

APHRODITE:

Freude und Frohlocken,
So sagt ich, Mädchen, möge einzig nieder
Von deiner Lippen Wölbung fließen, möge
Wie duftend Öl und glänzend-feuchte Narde
Von deinem Leibe tropfend dich umschmiegen,
Ein reinigendes Bad aus Milch und Wein.

PSYCHE:

Es ist wie tausend Äolsharfen rings.
In meiner Brust hochzittert solch Verlangen,
Daß ich dir glauben möchte.

APHRODITE:

Spürst du nicht,
Geliebte jetzt, im ungewissen Winde
Des schon so weichen Morgens Eros' Hauch? –
Nackt fuhr er nieder durch der Lüfte Neigen,
Der schlankgewachsenen Dryaden Schar
Sank hin, geknickt in scheu bewegtem Schweigen,
Von seinem Flüstern kräuselte ihr Haar.
Doch er mißachtete der Nymphen Reigen,
Der eitlen Wellen reizendste Gefahr,
Nicht lange mehr, er wird herniederwehn,
Und du magst lächelnd über den Geknieten
Wie eine Herrin mildevoll gebieten
Und magst ihm lächelnd in die Augen sehn.

PSYCHE:

Mein Hoffen glaubt dir, o Wellenerzeugte,
Meine Seele klinget, o Meeresumspielte,
Wie die Flöte erklungen zum Tanze
Schlanker Chariten
Ehemals, als du
Aus den vor Liebe zitternden Armen
Dich des Okeanos,
Tropfenumglitzerte,
Meerfeucht heraushobst.

Schwer nach der Seite
Hing dir der Kopf noch, von Träumen beladen,
Als schon die Schar der entzückenden Nymphen,
Die dich begrüßte und heiter bediente,
Lachen und Blühen und Duften gebar. –

Nun die Hände leg auf mein Haupt hin,
Das Demeter schon mir gesegnet,
Küsse Stirn und küsse die Wangen,
Frieden zu schließen.
Eros wird, der glückliche Knabe,
Bald mit mir im Tanz sich umarmen,
Und wir knieen beide umschlungen
Vor dir, der Hohen.
Bleibe bei uns, alle Gefahren
Sind vergessen; daß ich dich jemals
Kränkte, Göttin, lang ists vergangen.
Liebe umschließt uns.

DEMETER *erscheint;* APHRODITE, *nachdem sie* PSYCHE *gesegnet hat, grüßt und küßt die Göttin, worauf beide umschlungen fortziehen.*

PSYCHE
(allein):

Es quillt hinauf der Duft der Tuberosen
Und jener Blüten, die des Nachts sich öffnen,
Betäubendes Entatmen schwankt und schwillt.
Noch eben tanzte der betaute West
Mit rosenfarbenen Füßen vor dem Morgen
Und scherzte leicht und blies ihm spielend zu.
Jetzt dehnt sich der zu schweren Luft ein Pressen
Von solchem Maß auf meine Schultern nieder,
Daß ich fast wanke, und jetzt stemmt und steigt
Ein Schatten über die verjüngten Lande,
Daß ich fast knickte . . . nun entschleudert sich
Dem Bausch der Lüfte ein geblähter Wind,
Erretter Zeus! im Falkenflug zu Boden.

PSYCHE *niedergeschmettert. Gesänge unsichtbar.*

STIMMEN DER LÜFTE:

Du stießest uns unter deine Füße nieder
Dem Staube gleich.
Wir knirschten zusammen, verharrten in Wimmern,
Doch du flogst davon.

STIMMEN DER GEWÄSSER:

Wir wellten uns, höhnisch schautest du auf unser
Gelocktes Haar,
Wir ächzten vor Kummer und schmiegten uns dichter,
Doch du flogst davon.

STIMMEN DER ERDE:

Aufrissen wir tief, dich zu empfangen,
Erze erdröhnten,
Es bebten im Klange die Hallen des Hades,
Und heilig spielt rings um uns nun,
Herrscher, dein Strahl.

EROS
(hinabfahrend):

Gesegnet das Licht über dem Land
Und was im Dunkel weilt,
Was auf den Wassern schwebt.
Segen dem All. –
Es mag Ruhe nun,
Es mag Friede nun
Hinab auf euch gleiten;
Gedehnt nach dem Kampf
Rastet und kühlet ihr
Atmend die immer noch zitternde Brust. –
Nahm dir das Dröhnen alle Luft, Geliebte?
Du liegst, obgleich vom Schrei der Elemente
Und Sang um mich der Götter hingeprasselt,
So lieblich dennoch, daß ich die Chariten
Als Dienerinnen dich behutsam nieder
Gestreckt zu haben glaubte und gebettet.

PSYCHE:

Laß ihn nur lang auf meinem Munde atmen
Den deinen, daß er raste; noch ist Schrecken
In meinem Leib vom Wunder, das geschah:
Denn aus dem Himmel, der zersprang, entfuhr
Ein Tosen schrill der bronzenen Posaunen,
Das mählich aufschwoll zum erhabenen Lied.
Die Götter blickten mit umglänzten Augen,
Und der gemessenen Musen hehrer Chor
Besang lobpreisend deiner Niederkunft
Von Land zu Land verkündete Erfüllung.
Ein Sturm ging vor dir, hellkristallgezähnt,
Der biß in meine Finger, und Zerbrechen
Durchschlug den Leib, – doch nun sind deine warmen
Geliebten Arme um mich, nun wird Kosen
Und Küssen uns wie ehemals erfreun,
Und du wie ehemals wirst mir nahe sein.

EROS:

Ich träumte immer deiner roten Lippen
Mit deinem Aug' wetteiferndes Gefunkel,
Von je Geliebte. Schon dein Name war
Dem Duft der Rose gleichend, und dein Gang
Des Frühlings auf dem gelben Krokusanger
(Die Blüten schmiegten sich um deine Zehen)
Schien dem Erinnern wie ein Flötenspiel,
In das die Harfen manchmal hallend fielen.

PSYCHE:

Du tanztest damals. Sieben Knaben klatschten
Des Liedes Takt, und zwischen Schwerter fuhren
Der straffen Beine langgebogene Klingen.
Dann warfst du singend dich in steilem Sprung
Hinauf, hinab, doch endlich standest du
Fast traumbefangen und bewegtest leise
Die muskeldurchgefügte runde Brust.
Wie griff mir Angst zum Herzen; nun ich weiß,

Daß du ein Gott bist und ein guter Tänzer,
Soll sie mich fliehen. – Doch hab acht und rühre
Mit zart besorgter Andacht an dein Kind,
Es will Liebkosungen nur leise dulden,
Solang der Tempel noch den Gott bewahrt.

EROS:

Du trugst es, unser Kind, durch alle Mühn?

PSYCHE:

Es war im Kreis der Monde meine Sorge
Und war im Lauf der Tage, die ich sonst
Geruhiger gelitten, steter Tränen
Ein unversiegter Ausfluß, immer wieder
Hob ich die Arme betend, immer neu
Erbarmte sich ein Gott, Pan und Demeter,
Sie schützten nicht vor Aphroditens Grimm.

EROS:

Die Mutter schlug dich? doch dein Rücken ist
So weiß wie damals, und es fließt des Öls
Salbender Tropfen dir vom Haar wie damals,
Da jeden Morgen die geschmückte Sklavin
Zum duftgetränkten Bade dich geleitet. –
Heut kniee ich vor deinen Füßen, Psyche,
Und schaue staunend, wie du hoch dich richtest,
Langsam erhaben, dein gelassener Arm
Am schlanken Knöchel eine Kette knüpft,
Und deine Augen, ruhig voll stolzen Glückes,
Kaum niederschauen: Du bist Königin,
Und der ein Gott vor Bergen und Gewässern,
Um dessen Schritt die Oreaden raunen,
Küßt deine Kniee.

PSYCHE:

Wenn du dich erhebst –

EROS:

Es zittern und erglühen deine Arme.

PSYCHE:

Ich wollte sie dir geben; nun ich deine
Von langer Rast doch nicht geschwächten fühle,
Lief mir ein Zittern bis zum Fuß hinab. –
Wie bist du stark, im Braun der Hindin schimmert
Dein bloßer Leib, wie bist du, Eros, schön,
Daß ich mich fürchte beinah, nur ein Gott
Kann so schön sein; dein Auge blinkt und brennt,
Wie bist du ruhig jetzt –

EROS:

Es ziemte wohl
Dem Gotte, Mädchen, doch ein rauschend Beben
Durchzischt mein Blut, das sonst schon allzu wild,
Und jede Fiber zittert im Erleben
Der Erde, die um meine Hüften schwillt.

Du wirst es ahnen, o vor allem Hehre,
Von der ein jeder Baum mir spricht,
Daß dieses Glückes manchmal allzu schwere
Gewalt ob mir zusammenbricht.
Du wirst es glauben, o vor allem Schlanke,
Bei der ich taumelnd hingekniet,
Daß der zu heiß erregte, mein Gedanke
Hinauf zu deiner Ruhe flieht.
Du wirst mich küssen, o vor allem Schöne,
Es glänzt in Glorie dein Gesicht,
Nun Aphrodite die zersprengten Töne
Zum eingeklungenen Spiele flicht.

PSYCHE:

So mögen meine Hände hoch dich richten.

EROS:

Ich folge deiner Stimme, die sich öffnet
Wie eine Blume in der Frühlingssonne,
Und atme dieses Duften.

(Er küßt sie.)

PSYCHE:

Wenn dein Schmeicheln
(Ob scherzhaft oder zärtlich) auch entzückend
An meinem Rücken niederrieselt, trifft es
Mich dennoch tief, und ohne einen Grund,
Den ich dir nennen könnte, macht es mich
Vielleicht verlegen ... ängstlich ... wie du willst –

EROS:

Verzeihe mir, doch der gemessene Stolz
Und jeder Hohn der aufgeworfenen Lippe
Entschmilzt vor dir zu Lobgesang und Lied.
So war mein Aug' von deinem Auge trächtig,
Als ich hinabflog, und die Wolken wurden
Vom Anschaun goldene Vögel; sieh die Schar
Fern dort durch Silber schwimmen und die Schnäbel
Aufleuchten in Opal und Kymophan.
Sie lehrt dem Mädchen Echo unser Glück,
Das es im Lockruf ewig wiederholet. –
Du weinst, mein Kind?

PSYCHE:

Ich weiß es nicht, ob Freude,
Ob eine wehe Trauer diese Träne
Entlocken half, denn in ein einig Meer
Seh ich das All ringsum mit dir verschmelzen
Und fernher nur, wie Jovis Flammenspeer,
Dein Aug' das Unergründliche durchglänzen. –

(er küßt sie)

O deines Kusses nie gefühlte Süße,
Ein goldner Tropfen perlt vom Firmament,

Und nun er naht, ich staunend wiedergrüße,
Glüht er auf meinen Lippen und verbrennt. –

Wie von der Sonne kam der Kuß zu mir.

EROS:

Doch wenn die Sonne nicht den eignen Schein
Im Meere wieder aufgefangen sähe,
Dann wär sie dumpf, Geliebte, wäre klein,
Und Nebel schwärzte ihrer Gluten Nähe. –
Drum wie zum Meere kommt der Dank zu dir.
(Er küßt sie.)

PSYCHE:

Ein neues Brennen sengt nun meine Lippen,
Und jedes Brennen zündet neuen Brand,
Wie Trinker, die vom Wein nur wenig nippen,
Verführt sogleich und zauberhaft gebannt.

EROS:

So mögen wir aus unserer Münder heißen,
Gefüllten Schalen, die ein schönerer Schenke
Als Ganymed uns darreicht, den in Tropfen
Schwer niederrollenden, den dunkelroten
Duftenden Wein, bis daß wir sinken, schlürfen.

PSYCHE:

O zügle deiner allzuwilden Rede,
Der dunkelaufgebrodelten, für mich
Entsetzenvolles Düster: du verbrennst,
Und wie des Donners Atem sprüht der deine
Glut rings und Funken. – Neige dich zu mir,
Ich will dir Linderung geben mit der Luft
Des spröden Morgens, die uns kühl umstreichet,
Und mit dem Tau, der seine schönen Augen
Aufschlug voll Staunens in dem Glanz der Frühe.
O komme, setz dich nieder –

EROS:

Taumel hielt,
Vergib es, mich umkerkert, er durchschnitt
Verwirrend und verwüstend meine Sinne,
Die bäumend aus mir fuhren, – da entstand
Aus deinen Blicken ein unendlich Lösen
Von allem Wahn, der mich unlösbar band,
Und nun, wie Helios durch die Wolken bricht,
Gelassen schreitend, fällt von deinem Munde
Des warmen Lächelns gnadenreiches Licht,
Sühnt, heiligt, krönet fortan jede Stunde.

Gebet zum Ausgang

NUN sich der Kreis hinströmender Verse und Lieder,
Die ich gesungen im Hauch deines Odems, Apoll,
Einend geschlossen, erhebe die Arme ich wieder,
Jetzt allen Dankes wie ehdem des Bittgesangs voll.

Spendend die hehren Geschenke aus duftenden Händen,
Rührtest du mich mit dem goldenen heiligen Stab,
Und ein unendlich, ein nimmerversiegend Verschwenden
Floß die Erfüllung, so lächelnd dein Angesicht gab.

Du warst von allen, o Gott der umschlingenden Reigen,
Stetig ein Tröster mir, wenn mich die Cyprische zwang,
Wenn sie mich höhnte, dann gossest in trauerndes Schweigen
Immer von neuem, Ferntreffender, du den Gesang.

Da ich in Schauer zerfließend dem All mich verbunden,
Fülltest du, formtest du, bautest du streng das Gedicht.
Dir drum, Erhabener, steige der glücklichsten Stunden
Preisendes Rufen hinauf zum ernährenden Licht.

Dir drum, Entsühnender, klinge mein brünstiges Danken
Leise mittönend im Schritt deines klirrenden Beins,
Dir drum, Entfachender, lodre der glühen Gedanken
Flamme hinaufwärts zur Flamme des helleren Scheins.

Lächelnd erwarte, erhöre du gnädig mein Singen,
Daß es umspiele dein schimmerndes Haar,
Schaue nur nieder, und ohne Bezwingen
Knie ich und dien ich und biet mich dir dar.

ANMERKUNGEN

[1] „Wesen des Staates“ ist der Titel einer breit angelegten Untersuchung, für die er viele Jahre hindurch umfangreiches und weitverzweigtes Material sammelte. Hygiene, Erziehungs- und Bildungsfragen finden neben politischen, militärischen, sozialen und künstlerischen gleiches Recht, und alles fügt sich zusammen in der „gewaltigen, übergeordneten Einheit, dem Staate, der Form, Ordnung, Agora ist“, wie er als zwölfjähriger Knabe schreibt.

[2] Die Beharrlichkeit und Ausdauer bei diesen Arbeiten ist um so bemerkenswerter, als er bis zuletzt im Zweifel blieb, ob er zum Staatsmann bestimmt sei. Es ist, als habe er, unbewußt, sich einen Organismus zum geistigen Mittelpunkt gewählt, an dessen Vielheit und Weite sich sein Wesen entfalten und bilden konnte.

[3] Lily Braun, Memoiren einer Sozialistin, II. Band, S. 187ff.

[4] Professor Dr. Josef Petzoldt hatte die folgende, sich selbst erklärende, in ihren wichtigsten Teilen, mit Weglassung ihrer zahlreichen Beilagen, hier abgedruckte Eingabe an das preußische Unterrichtsministerium gerichtet:

„Spandau, den 8. Dezember 1909.

An das Königliche Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

Im folgenden möchte ich die Bitte begründen, mich von Ostern 1910 ab für drei bis vier Jahre von einem Teile meines pflichtmäßigen Unterrichts am Königlichen Gymnasium zu Spandau zu befreien und mir dafür den Unterricht und die Leitung des Unterrichts des jetzt zwölfjährigen Otto Braun in Charlottenburg zu übertragen, des Sohnes des Dr. Heinrich Braun und der Frau Lily Braun geb. von Kretschman.

Im Juni d. J. wandte sich Frau Braun, auf eine Anregung des Herrn Geheimrats Professor Dr. Ostwald hin, an mich, um mich (als den Verfasser der Schrift „Sonderschulen für hervorragend Befähigte“) wegen der Erziehung ihres ganz außergewöhnlich veranlagten Sohnes um Rat zu fragen. Ich überzeugte mich durch genaues Lesen mehrerer Arbeiten des kleinen Otto, sowie durch eine mehrstündige Unterhaltung mit ihm,

daß seine Begabung in keiner Hinsicht überschätzt wurde, ja daß sie ganz erstaunlich und wunderbar ist. Jeder wird dem beistimmen, der die in Anlage 3 des beiliegenden Lebenslaufs zusammengestellten Arbeiten mit kritischer Sorgfalt liest und dabei nicht vergißt (was freilich oft verzeihlich wäre), daß es Erzeugnisse eines 10—12jährigen Knaben sind. In einer mehr als zwanzigjährigen Unterrichtserfahrung, die mich gewiß nicht wenig sehr gut veranlagte Schüler und Schülerinnen kennen lehrte, ist mir doch kein einziger Fall entgegengetreten, der sich mit dem vorliegenden auch nur annähernd vergleichen ließe.

Schon die bloße Aufnahmefähigkeit ist ganz merkwürdig. Im Alter von neun Jahren beginnt er mit einem systematischen Studium der deutschen Literatur, und heute, als zwölfjähriges Kind, besitzt er darin eine auf Lektüre der Originalschriften gegründete Kenntnis, die wahrscheinlich einem Kandidaten pro fac. doc. alle Ehre machen würde. Um der Heldenlieder willen lernte er Mittelhochdeutsch, um der Vorsokratiker willen Griechisch. Kunsthistorische und welthistorische Studien reihen sich an. Museen und Ausstellungen besucht er mit lebendigster Teilnahme, die Musik eröffnet ihm eine neue Welt, für Naturschönheiten der mannigfachsten Art hat er ein offenes Auge, und die Naturwissenschaften haben angefangen, ihn ernstlich zu fesseln.

Diesem ungeheuren Wissensstoff gegenüber verhält er sich aber nicht etwa bloß wie ein aufnehmender Spiegel, der nur ungeändert zurückwirft, was ihn trifft; jene Studien sind nicht etwa nur Befriedigungsmittel für ein hungerndes Gedächtnis, sondern sie werden assimiliert, verdaut, umgeschmolzen, selbständig verknüpft. Überall tritt uns ein gesundes, kräftiges Streben nach einer geordneten Gedankenwelt entgegen. Man sehe nur, wie tapfer er sich (Anlage 3, S. 40) gegen die Überfülle des auf ihn einströmenden Interessanten wehrt, wie er es in systematischer Einteilung bezwingt, wie er die Welt der geistigen Interessen in vier Gebiete einteilt, diese wieder auf die beiden großen Reiche des „Studierens“ und des „Schaffens“ verteilt, und wie er nun sich über seine eigene Stellung dazu Rechenschaft gibt. Ist das trotz all seiner Schiefe und jugendlichen Unreife nicht gewaltig und im Kern gesund? Ist der Jubel, mit dem ihm die Behauptung seiner selbst gelingt, die Bewunderung, mit der ihn der gelungene Überblick über die Jahrhunderte und Jahrtausende erfüllt, nicht das untrügliche Zeichen eines außergewöhnlich kräftigen, aktiven Geistes? Hier streckt ein David mit seiner Schleuder lebendiger beherrschender Begriffe den Goliath des toten Wissensqualms zu Boden. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß sich in diesen Anfängen (man vergleiche auch den höchst beachtenswerten

Aufsatz „Abseits vom Erdenlärm", Anlage 3, S. 32—36) eine hervorragende philosophische Veranlagung zeigt. Ex ungue leonem: dieser Geist wird ganz gewiß nicht in Skepsis und Zweifeln stecken bleiben; dazu hat er zu viel Kraft und Tiefe. Mit den Sprüchen von Anatole France und Pope und dem, was er dazu und über die Notwendigkeit des Kampfes sagt (Anlage 3, S. 38), macht er keine Redensarten, sondern er findet darin nur den Ausdruck dessen, was ihn im Innersten beseelt.

Die energische Reaktion gegen die Menge des auf ihn Eindringenden ist bei ihm nicht nur Verteidigung, sondern Angriff. Er ist durch und durch — und das ist das Wichtigste — eine produktive Natur. Es wird kaum zuviel gesagt sein, fast alle seine Studien stehen im Interesse der Produktion, gewinnen für ihn ihren Wert erst dadurch, daß er sich seine eigenen Gedanken darüber macht und ihnen Gestalt gibt. Im Alter von fünf Jahren beginnt er bereits Theaterstücke abzufassen. Die Riesenaufgabe des Studiums der deutschen Literatur erwuchs ihm aus dieser dichterischen Tätigkeit (Lebenslauf S. 22), und wieder um ihretwillen dehnte er seine Studien auf Weltgeschichte und Kulturgeschichte aus (Lebenslauf S. 24). Sehr bezeichnend und das oben über die Kraft seines Geistes Gesagte in anderer Weise bestätigend ist es, daß er sich gerade dem Drama zuwendet, das der höchste Ausdruck disziplinierter dichterischer Kraft sein kann. Und wie richtig erfaßt er dessen eigentliches Wesen (Anlage 3, S. 39), und in welche dramatische Form weiß er diese Auffassung zu kleiden.

Ist seine Phantasie — was bei seinem Entwicklungsgang ja ganz natürlich ist — in ihrer Gestaltenwelt noch vorwiegend romantisch gerichtet und spielen bei ihm — ich möchte sagen: zum Glück, denn darin liegt reinste Kindlichkeit — Götter und Elfen, Gespenster und Drachen, Blitz und Donner, Sturm und Hagel, Schluchten und Klüfte usw. noch eine große Rolle, so weiß er doch in solcher Form modernsten Problemen höchst dramatischen Ausdruck zu verleihen. In dem Aufsatz „Abseits vom Erdenlärm" legt er so in phantasievollem, mythologischem Gewande den tiefen Gedanken dar, daß die gegenwärtige Begeisterung für die Errungenschaften der Technik die Gefahr birgt, höhere geistige Werte zu unterschätzen und zu vernachlässigen, daß das zuletzt naturwidrig ist und daß naturnotwendig (S. 34) die Herrschaft schließlich dem Geist, der höchsten Gedankenwelt bleiben muß.

Gelegentlich schwingt sich seine Symbolik zu gigantischer Größe auf, die an Michelangelo oder Dante erinnern mag: „Hinter Anangke kniete gefesselt und demütig ein ungeheurer Mensch; alle Glieder bekämpften sich gegenseitig; nur manchmal schlossen sie Frieden. Dann wurde der

Mann fast so kräftig wie Anangke, und die hohe Göttin erzitterte, wenn sie es sah. Dieser Mann war die Menschheit" (Anlage 3, S. 33). Mag ihm auch der Gedanke von der unüberwindlichen und unvergleichlichen Macht der sozial geeinten Menschheit aus der geistigen Atmosphäre des Elternhauses zugeströmt sein: wenn ihn das zehnjährige Kind sich so völlig zu eigen machen konnte, daß es ihm in so gewaltigem Bilde Gestalt zu geben vermochte, dann dürfen wir gewiß sein: wir irren uns nicht: dieses Kind ist von Geburt ein Dichter und Denker, der zu sehr großen Hoffnungen berechtigt.

Es ist wohl kein Zweifel, daß ein solches Kind in keiner unserer höheren Schulen eine seinen Anlagen entsprechende Bildungsstätte finden kann. Das hat sich schon bei seinem bisherigen Schulbesuch gezeigt (Lebenslauf S. 18), müßte aber von jetzt ab noch viel deutlicher hervortreten. Eignen sich unsere Schulen schon nur wenig für die etwa 10 Proz. hervorragend Befähigten, die wir durchschnittlich in jeder Klasse haben, so würden sie im vorliegenden Falle sehr wahrscheinlich vollständig versagen. Dieser Knabe würde das lange Verweilen bei Gegenständen, über die er entweder lange hinaus ist oder die er im Fluge erfaßt, als drückendsten Zwang empfinden, und den könnte er wahrscheinlich ebensowenig ertragen wie Schiller den Zwang der Karlschule. So würde er eines Tages erklären: ich besuche die Schule nicht mehr. Ihn dazu zu zwingen, würde aber nicht möglich sein oder doch die Gefahr einer Katastrophe heraufbeschwören heißen . . .

Auf Grund aller dieser Erwägungen bitte ich nun, mir von Ostern ab den Unterricht des Otto Braun zu übertragen und mich dazu für drei bis vier Jahre — oder auch zunächst für ein Jahr und je nach den Ergebnissen dann für je ein Jahr weiter, im ganzen bis zu drei oder vier Jahren — von neun Stunden meines obligatorischen Unterrichts am hiesigen Königlichen Gymnasium zu befreien. Wenn meine wissenschaftlichen Arbeiten es gestatteten, würde ich ja gern meine freie Zeit an jenen Unterricht setzen. Allein es ist mir unmöglich, diese Arbeiten zu unterbrechen . . . gez. Prof. Dr. J. Petzoldt."

Nach einem Zeitraum von mehr als drei Monaten erteilte das Provinzial-Schulkollegium im Auftrage des Unterrichtsministers auf das obige Gesuch die folgende Antwort:

„Königliches Provinzial-Schulkollegium Berlin W. 9.

J.-Nr. 2226. den 17. März 1910.

Euer Hochwohlgeboren teilen wir hierdurch mit, daß der Herr Minister uns beauftragt hat, Sie in seinem Namen auf Ihre befremdliche

Eingabe vom 8. Dezember v. Js. entschieden ablehnend zu bescheiden. Die Anlagen folgen anbei zurück. gez. Mager.

An Herrn Professor Dr. Petzoldt, Hochwohlgeboren, Spandau."

[5] Einem Nachruf, den ihm sein ehemaliger Mathematiklehrer, Herr Dr. Kaempf, in der Morgenausgabe der Post vom 3. Mai 1918 widmete, ist die folgende Schilderung des Knaben entnommen:

„Otto Braun lenkte schon in frühester Jugend durch seltene Begabung und einen erstaunlich vielseitig interessierten Geist die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich. Die frische Natürlichkeit und jugendliche Fröhlichkeit seiner Veranlagung ließen das Herankeimen einer geistig hochentwickelten harmonischen Persönlichkeit erwarten. Wie ihn hat man sich wohl den Knaben Goethe zu denken."

[6] Schon vor seinem siebenten Geburtstag beginnt er regelmäßig Tagebuch zu führen. Die ersten Aufzeichnungen sind für jeden, dem das Bild seines Wesens vor Augen steht, von großem Reiz. Dem Unbekannten bieten sie bei aller Eigenart nicht genug Umriß, aus dem sich eine lebendige Vorstellung gewinnen ließe.

[7] Auf seinen Wunsch erhielt er Privatunterricht im Griechischen, um die griechischen Philosophen in der Ursprache zu lesen.

[8] Obwohl die bedrängte Lage seiner Eltern, die sich aus dem Zusammenbruch der „Neuen Gesellschaft" ergab (vgl. Lily Braun, Memoiren einer Sozialistin, II. Band, S. 615 ff.), dem Kinde nach Möglichkeit verheimlicht worden war, empfand der Zehnjährige dennoch die Sorgen, und sein Schmerz setzte sich sogleich in gesteigerten Willen und Arbeitseifer um.

[9] Gemeint ist das Lebensbild seiner Urgroßmutter, das Lily Braun unter dem Titel „Im Schatten der Titanen" veröffentlichte.

[10] Sein „Roman" ist die Erzählung „Sigurd vom Walde", die er in Obergrainau sehr eigenartig begann. Im Nachlaß fanden sich nur wenige Kapitel.

[11] In Wickersdorf hatten Unstimmigkeiten der Schulleitung, die auch im weiteren Verlauf zur Spaltung führten, sich störend fühlbar gemacht. Otto Braun, der in diese Kämpfe verwickelt wurde, litt aufs empfindlichste darunter, zumal bei der überwiegend rationalistischen Ausbildung seine inneren Bedürfnisse nicht befriedigt wurden. Geradezu unerträglich aber war ihm der Mangel an Zeit und Stille für ernste Selbstarbeit. Nach einem mißglückten Fluchtversuch holten ihn die Eltern Ende September 1908 heim.

[12] In seiner Schrift „Antichristentum“ sucht er eine neue Religion auf der Grundlage von Mut, Selbstvertrauen und Willen aufzubauen. Die harmonische Vereinigung von Geist und Körper gilt ihm als Ziel. Darum verwirft er jede Askese, jede „Einseitigkeitswut“ des Fachmenschen ebenso wie den „Vielseitigkeitsraptus des Dilettanten“. Seine Ausführungen münden in zwanzig Glaubenssätzen, eigentlich Geboten, deren zehntes beispielsweise lautet: „Du sollst große Leidenschaften haben, diese aber auch bekämpfen können!“ Das fünfzehnte heißt: „Nichts sollst du unentdeckt lassen, alles beleuchten, alles untersuchen, bloß Kunst und Schönheit nicht, denn diese sollst du genießen!“ Der himmelstürmende Drang bricht in der Forderung des vierzehnten Satzes durch: „Du sollst ein Titan sein!“

Daß die Gedanken dieses Aufrufes schon den Elfjährigen nach seiner Heimkehr aus Wickersdorf erfüllten, bezeugt die oben wiedergegebene Tagebuchstelle. Doch erst der Geburtstag seiner Mutter, 2. Juli 1909, trieb ihn zur eiligen Niederschrift, die nicht allein durch die Besonderheit ihrer Fassung, sondern auch durch klare Gliederung und Steigerung bemerkenswert ist.

[13] Schon in Wickersdorf hatte er begonnen, systematisch die Werke der deutschen Literatur zu lesen, und sich als Zehnjähriger in das Mittelhochdeutsche eingearbeitet, um die Nibelungen im Urtext kennen zu lernen. Daran anschließend und seine Studien beharrlich fortsetzend, las er Gudrun, Parcival, Heliand, Beowulf, die Lebensbeschreibung Karls des Großen von Einhard, Dichtungen Oswalds von Wolkenstein, Walthers von der Vogelweide, Hartmanns von der Aue, Konrads von Würzburg, die Dramen der Hroswitha von Gandersheim usf. Als er im November 1909 mit zwölf Jahren zur Lektüre der Fastnachtsspiele gelangte, arbeitete er — wie sich ebenfalls aus seinen Tagebuchaufzeichnungen ergibt — alle drei Bände der von A. von Keller besorgten Hauptsammlung durch und las dazu Creizenachs Geschichte des neueren Dramas, Fronings Werk über das Drama des Mittelalters, Zezschwitz, das Mittelalterliche Drama u. a. m.

[14] In Peter Suchenwirts Werken, herausgegeben von A. Primesser.

[15] Gemeint ist das Landhaus in der Villenkolonie Zehlendorf-Klein-Machnow (siehe die Abbildung vor S. 81), das damals gebaut und Anfang 1910 bezogen wurde. Er hing mit zärtlicher Liebe an dieser Heimat, den mächtigen, mehrhundertjährigen Eichen, den schlanken Birken, den üppigen Rosensträuchern und Jasminhecken. Im Garten, in der weiten Heide und den Wäldern, die sich ringsumher ausdehnen, fand er die innige Gemeinschaft mit der Natur, deren sein Wesen bedurfte.

[16] Clemens Bäumker, die Impossibilia des Siger von Brabant.

[17] P. Mandonnet, Siger de Brabant et l'Averroïsme latin au XIIIième siècle.

[18] A. E. Schönbach, Über die Marienklagen.

[19] Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance.

[20] Kosename für seinen Vater.

[21] Nach der Beendigung des zweiten Bandes der Memoiren wurde Lily Braun zur Herstellung ihrer sehr angegriffenen Gesundheit eine Seereise verordnet. Sie entschloß sich zu einer Fahrt nach Teneriffa, auf der sie ihr Sohn begleitete.

[22] Eine Abhandlung, erwachsen aus seinen Studien über den Staat, die er seinen Eltern zu Weihnachten schenkte.

[23] Wappenspruch der Kretschmans, der Familie seines Großvaters, des Generals Hans von Kretschman.

[24] Hippolyt Taine, Napoléon.

[25] Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung, die sein Vater herausgibt.

[26] Vgl. den Kopf auf dem Einband des Buches.

[27] Sein Hund.

[28] Abgedruckt auf Seite 224 dieses Buches.

[29] Siehe die Gedichte auf Seite 217 ff.

[30] Heinrich Wölfflin, Die klassische Kunst. Er zitiert nach der 4. Auflage.

[31] Er litt damals an einer Halsaffektion, die nur sehr langsam wich.

[32] Siehe Eros und Psyche auf Seite 247.

[33] Er war zur Aufführung von Lily Brauns Drama „Mutter Maria“ mit seinen Eltern nach Bremen gereist.

[34] Siehe das Gedicht auf Seite 229.

[35] Aus einem langen Briefgedicht, das er seiner Mutter während ihres Aufenthaltes in Florenz schrieb.

[36] In der Zeit des Kriegsausbruches sind die Tagebuchaufzeichnungen sehr spärlich. Die Erregung ließ ihn nicht zur Niederschrift kommen.

[37] Da er als Freiwilliger überall abgewiesen wurde, bestimmte er seine Mutter, an Mackensen, den ehemaligen Adjutanten seines Großvaters, zu schreiben. Durch dessen Vermittlung kam Otto zum 4. Jäger-regiment nach Graudenz, wo er seine militärische Ausbildung erhielt.

[38] Ein Kamerad schildert den Vorgang wie folgt:

„Es war vor Bolimow Borczymow, eine finstere Februarnacht. Im ‚Niemandland', zwischen der russischen und unserer Stellung, lagen noch vom letzten mißlungenen Sturm, seit Monaten unbeerdigt, Grenadiere und Jäger, vierzig Tote. Nun bekam Otto den Auftrag, mit acht bis zwölf Mann die Toten zwischen den Stellungen zu sammeln und mitzubringen oder, wenn dies nicht möglich, an Ort und Stelle zu beerdigen, die Bergungsarbeiten mit der Waffe zu decken und vor den russischen Drahtverhauen als Sicherung entlang zu schleichen. Allenthalben waren feindliche Patrouillen im Gelände. Wir waren so angewidert von der furchtbaren Arbeit an den Leibern der Kameraden, die die Verwesung entsetzlich machte (jedem Soldaten mußte die Erkennungsmarke von der Brust abgenommen werden), daß wir außer uns gerieten. Alle, die diese trostlose Arbeit zu verrichten hatten, oder die vor den feindlichen Stellungen sichern mußten und beständig über Hunderte von toten Russen stolperten, schimpften und stöhnten. Da wurde Otto ganz böse über die ‚Memmen', die nicht einmal den gefallenen Kameraden den letzten Dienst erweisen wollten, und als Einspruch erhoben wurde, sagte er: ‚Wenn euer Geist die Verwesung nicht meistert, so meistert sie euren Geist.' Das machte tiefen Eindruck. Dann sprach er in die dunkle Nacht Verse der Ilias. Das klang so wundervoll, alles schwieg und lauschte gebannt. Da ging ein Leutnant vorbei, ein sonst blasierter Mensch, und sagte ernst: ‚Nur wenige Tote erhalten solchen Grabgesang.' Von der Ilias kam Otto auf Hölderlins Hymnen, die er in tiefer Ergriffenheit ebenfalls aus dem Gedächtnis sprach Alle taten nun ihre Arbeit ohne Murren und wie gefeit. Es war so seherisch seelenweitend; die Stimmung um die Toten wurde heroisch durch Ottos Sprache."

Otto selbst hat von dieser Nacht weder in Briefen noch in Gesprächen ein Wort erwähnt Erst aus dem nach Ottos Tod an uns gerichteten Briefe seines Freundes Kurd Paesler-Luschkowko, dem diese Darstellung entnommen ist, erfuhren wir davon.

[39] Viktor Adler, der Führer der österreichischen Sozialdemokratie, der mit der Schwester von Ottos Vater verheiratet war.

[40] Bei Ottos Abreise zum Regiment meinten alle, die ihn kannten, daß er als zu zart und schwach zurückgeschickt werden würde. Durch eiserne Energie wußte er aber, was ihm an Körperkräften fehlte, zu ersetzen.

[41] Wegen einer Augenentzündung mußte er sich einige Zeit im Lazarett zu Lowicz aufhalten.

[42] Während Lily Braun in Loschwitz zur Kur weilte, adressierte er seine Briefe abwechselnd an Vater und Mutter.

[43] Seine Vorgesetzten, der Major wie der Rittmeister, haßten ihn wegen der politischen Gesinnung seiner Eltern, und ihre Feindseligkeit wurde durch die Tatsache, daß er auf Mackensens Veranlassung in ihr Regiment gekommen und, wie sie vermuteten, dessen Schützling war, noch gesteigert.

[44] Die Bemerkung bezieht sich auf eine in sein Stammbuch eingetragene Strophe Hölderlins.

[45] Über seinen Entschluß, sich zur Infanterie zu melden, schreibt er im folgenden Brief eingehend an den Vater.

[46] Als Mackensen durch Lily Braun von dem Verhalten der Vorgesetzten erfuhr, ordnete er sogleich Ottos Versetzung an.

[47] Er hatte von Lodz telephonisch daheim angerufen.

[48] Siehe das Gedicht auf Seite 236.

[49] Zum fünfzigsten Geburtstag seiner Mutter.

[50] Alfred Weber, Die deutsche Sendung.

[51] Vgl. die vorangehende Tagebuchstelle. Leutnant Brennfleck hatte Otto nach seiner Abreise vertreten.

[52] Heinrich Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.

[53] Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat.

[54] Sein Vetter. Vgl. Anmerkung 39.

[55] Da Otto in Briefen, Tagebüchern und Gesprächen über seine militärischen Leistungen sich sehr zurückhaltend äußerte, mag die Schilderung seines Kompagnieführers und Kameraden Hellmuth Neuser, die uns das Bild des Soldaten gibt, erwünscht sein.

„Kaum war Otto nach seinem Austritt aus dem 4. Jäger-Regiment in unser Bataillon gekommen, so wußte er das Mißtrauen, das der Fußsoldat dem Kavalleristen entgegenzubringen pflegt, auch schon zu besiegen. Als Führer der Meldereiter, die ihm bald restlos ergeben waren, zeigte er sich bei Patrouillenritten ebenso gewandt wie unerschrocken und brachte wertvolle Meldungen über Gelände und Gegner zurück. Jeder, der einmal durch die im Gespräch mit Otto sich stets offenbarende überlegene Begabung wie durch das sichere Urteil, besonders auch in militärischen Dingen, überrascht und durch seine natürliche Liebenswürdigkeit angezogen wurde, suchte nähere persönliche Fühlung mit ihm zu gewinnen. Bei der eigentlich infanteristischen Ausbildung erwies sich

der Unterricht seines Kompagnieführers bald als überflüssig, denn in der Theorie auch rein infanteristischer Vorschriften zeigte sich der Schüler seinen Lehrern mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Für taktische Aufgaben im Gelände brachte Otto, dank eines ausgezeichneten Orientierungsvermögens und eines hervorragenden strategischen Blickes, von vornherein erstaunliche Begabung mit. Wie kein anderer war er geeignet, eine Stellung zu erkunden und zu übernehmen. Mit sicherem Auge wußte er die starken und schwachen Punkte zu erfassen und, falls nötig, durch sachgemäße Nachforschungen sein dann aber unbedingt zuverlässiges Urteil zu ergänzen.

Mit ungemeinem Geschick wußte er Menschen — Vorgesetzte wie Untergebene — zu behandeln. In seinem Zuge verfügte er über unbedingte Autorität, da seine Leute mit feinem Instinkt bald den geborenen Führer erkannten und vor allem in ihm das Vorbild ungewöhnlicher Tapferkeit sahen. Einige besonders zuverlässige Jäger hatte er sich zu ständigen Begleitern auf seinen Patrouillen erwählt. Sie folgten ihm durch Dick und Dünn.

In der schweren Abwehrschlacht von Goroditsche-Baronowitschi griff Otto jede hier besonders gefahrvolle Gelegenheit zu Erkundungen in vorderster Linie auf. Bald kannte er aber auch das ganze schwierige und zerschossene Gelände wie kein zweiter. Auch in den scheinbar hoffnungslosesten Lagen verlor er nie den Mut und verstand es, diese Stimmung auf seine Umgebung zu übertragen, die er, ungewollt, durch seine beispiellose persönliche Tapferkeit, Ruhe und Kaltblütigkeit sowie durch seine große Anspruchslosigkeit auf das günstigste beeinflußte. Zufrieden mit jedem Essen und Trinken, kam er auch mit einem Minimum von Schlaf aus und nahm mit der dürftigsten ‚Unterkunft' in den unbehaglichsten Lagen bei Wind und Wetter mit nie versiegendem Humor vorlieb. Besonderen Wert legte er darauf, immer inmitten seiner Leute und unter den gleichen Bedingungen wie sie zu hausen.

Bei Ponicowica wurde er durch ein fortgesetzt feuerndes Maschinengewehr, dessen Stellung er zu erkunden suchte, zum großen Leidwesen aller Kameraden verwundet. Auch während der langen Abwesenheit vom Bataillon, die seine Verwundung notwendig machte, blieb er in steter Fühlung mit uns. Als er dann im Frühling 1918, bald nach der Rückkehr zu seiner Truppe, auf Grund eines hervorragenden Erkundungsergebnisses und -berichtes zum Regimentsstab abkommandiert wurde, — so sehr er sich auch dagegen sträubte —, empfanden wir seine Abberufung, trotz herzlichen Bedauerns über den Verlust seiner Person und seiner

Kraft, doch mit Freude und Befriedigung, da sich dort für seine Fähigkeiten bessere Aufgaben boten.

Wenn er je an den Tod auf dem Schlachtfeld für sich gedacht hat, so ist es gewiß ohne Furcht und Schrecken geschehen. Diese feste Überzeugung habe ich aus Gesprächen unverlierbar gewonnen. Die Feststellung dieser Tatsache aber gehört ebenso zur Vollendung des Versuches einer Schilderung des Soldaten Otto Braun, wie sie vielleicht den vielen, die um ihn trauern, ein ganz kleiner Trost sein kann in dem Schmerz um den einzigen Menschen."

[56] Zum Geburtstag seines Vaters.

[57] Er nahm trotz seines sehr geschwächten Gesundheitszustandes und seiner Armbeschädigung, die tägliche ärztliche Behandlung notwendig machte, an einem Maschinengewehrkursus in Döberitz teil. Auf der Fahrt und in den stillen Abendstunden las und arbeitete er vor allem Geschichte, Politik und Literatur.

[58] In amtlichem Auftrage reiste er für einige Tage nach Kopenhagen.

[59] Krumbacher, Die griechische Literatur im Mittelalter (in: Die Kultur der Gegenwart).

[60] Dort hielt er sich nach schwerer Erkrankung einige Wochen zur Erholung auf.

[61] Heinrich Gomperz, Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit.

[62] Am Morgen des 29. April endete ein Granatvolltreffer sein Leben. „Auf einem Beet zwischen blühenden Blumen haben wir ihn gebettet, bis der Wagen zur Beerdigung kam. Friedlich war sein Gesicht und unverletzt." So schrieb ein Freund und Kamerad an den Vater.

Die Todesanzeige des Bataillons spricht von dem „vorbildlichen Wirken" des Zwanzigjährigen.

[63] „Lange schwiegen die Lippen, du weißt es. Urplötzlich verlieh mir
Diese Lieder Apoll. Lies und fühle mein Glück!"

Mit diesem Motto übergab er „Drei Gedichte an Hippolyta und eine Elegie" seinem Vater bei dessen Rückkehr von einer Reise im Februar 1913.

[64] „Eros und Psyche" liegt in zwei Handschriften vor, die eine, „Seinen Eltern gewidmet. 24. Dezember 1913", diente diesem Abdruck als Vorlage, die andere gab er seinem Lehrer, Herrn Dr. Hermann Schmalenbach, als Hochzeitsgeschenk. Beide sind von der Hand der jungen Sabine Lepsius illustriert.



INHALT

*

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG

